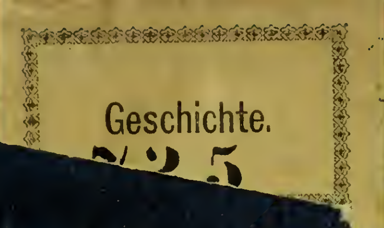

Geschichte.


3 1761 06560846 5





Aus

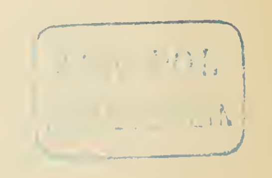
König Friedrich Wilhelms IV.

gesunden und kranken Tagen.

Von

Alfred von Reumont.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.



Dem gesegneten Andenken

der Königin Elisabeth

in treuer Anhänglichkeit.

Die edle Fürstin, deren Name das vorstehende Blatt ziert, hat mir wiederholt nahegelegt, das Leben ihres verewigten Gemals zu schreiben. Inhalt und Form nachfolgender Aufzeichnungen werden zeigen, weshalb ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen glaubte. Während langer Jahre im Auslande, mit dem Verwaltungswesen unbekannt, als Katholik vielleicht außer Stande, den kirchlichen Bestrebungen des Königs gerecht zu werden, wäre ich unfähig gewesen, Schwierigkeiten, auch anderer Art, zu besiegen, die sich heute noch dem Versuch einer Biographie entgegenstellen. Aber nachdem nun fast das Viertel eines Jahrhunderts geschwunden ist, seit Friedrich Wilhelm IV. im Grabe die Ruhe gefunden hat die er im Leben nicht fand, habe ich mich gedrungen gefühlt, ein Zeugniß der Wahrheit, zugleich ein Zeugniß der Dankbarkeit abzulegen. Es ist, so viel an mir lag, eine Schilderung seines Seins und seines Wirkens, wie ich ihn in nächster Nähe, in guten wie in schlimmen Zeiten zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, zu Hause und auf Reisen, in der Gesellschaft, in mancherlei Geschäften und Beziehungen. Kein Gemälde ist es, denn dazu fehlen Abrundung und Vollständigkeit. Ich berichte nur von dem, was ich selbst erlebt und angeschaut, oder was in nächster Nähe vorgegangen ist. Nur in den erzählenden Theilen ist chronologische Ordnung beobachtet, sonst sind Personen wie

Ereignisse nach den Erfordernissen der Darstellung gruppirt. Politische Aufschlüsse wolle man nicht in diesen Blättern erwarten. Ich habe keine zu geben.

Man möge es mir nicht übel deuten, wenn ich selbst oft vortrete. Die Natur der Darstellung und die Lage der Dinge brachten es mit sich. Ich bedurfte eines Fadens, um die einzelnen Schilderungen oder Berichte daran zu reihen. Berlin mit seinen Zuständen und seiner Gesellschaft habe ich nur da geschildert, wo es mir den Rahmen bot. Die nachfolgende Zeit hat zu überwältigende Ereignisse und tiefeingreifende Wechsel gebracht, als daß nicht vieles bereits vergessen sein sollte, was doch zur Charakteristik der Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. gehört.

Es ist wie gesagt ein Zeugniß der Wahrheit wie der Dankbarkeit welches ich ablege, am späten Abende meiner Tage, in wehmüthiger Erinnerung. Auch ein Zeugniß der Dankbarkeit gegen die höhere Fügung, welche mich in die Nähe eines der edelsten Männer, wenn nicht der glücklichsten Fürsten geführt, mir sein Wohlwollen und Vertrauen geschenkt und bis zum Ende bewahrt hat, während dasjenige seiner hohen Angehörigen mir geblieben ist.

Am XIC. Geburtstage Friedrich Wilhelms IV.

Inhalt.



Aus König Friedrich Wilhelms IV.

gesunden und kranken Tagen.

— Dei dì che furono
L' assalse il sovvenir.
A. Manzoni.



I.

Vorstellung beim Kronprinzen. Lehrjahre im Süden.

Am 10. Januar 1836, einem Sonntage, in der Mittagsstunde wurde ich zum ersten Male vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm im königlichen Schlosse empfangen.

Des Zusammenhangs wegen glaube ich von meinen vorausgegangenen Lebensereignissen einiges berühren zu dürfen. Im December 1829 war ich nach Florenz gelangt, wo ich bei dem preußischen Gesandten Freiherrn von Martens als Secretär eintrat. Ich gestatte mir nicht über die diplomatische Befähigung und den gesellschaftlichen Tact dieses Mannes ein Urteil zu fällen. Er vereinigte jedoch allgemeine wissenschaftliche Bildung mit einem nicht geringen Maß von Welterfahrung, die er auf Reisen und inmitten einer großartig bewegten Zeit zu erlangen vollauf Gelegenheit gehabt hatte. Er war ein Neffe Georg Friedrichs von Martens, erst Professor des Staatsrechts in Göttingen, dann westfälischer Staatsrath, hannöverscher Cabinetsrath und endlich Bundestagsgesandter, der in der Literatur der Publicistik durch seine, man darf sagen weltberühmte Sammlung der Verträge und Friedensschlüsse stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird. Der Neffe war unter den Augen des Oheims

in den schönen Tagen Göttingens aufgewachsen und hatte fleißige juristische und cameralistische Studien gemacht, sodaß sein Heft von Schlözers Vorlesungen über Politik bei der Herausgabe der Werke des berühmten Staatsrechtslehrers nach manchen Jahren zu Grunde gelegt werden konnte. Früh in den preußischen Justizdienst eingetreten, sah er sich durch die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 in seiner Carriere gehemmt, reiste längere Zeit in Deutschland, der Schweiz, Italien und trat in der Zeit der nationalen Erhebung in den Militärdienst ein, in welchem seine Sprachkenntnisse (sowol er wie sein jüngerer Bruder Charles de Martens, der bekannte Verfasser des immer noch gebrauchten und bequemen Guide diplomatique und Fortsetzer der Sammlung des Oheims, bedienten sich der französischen Sprache wie ihrer eigenen) ihn wiederholt zu Aufträgen und Verhandlungen verwenden ließen. Er wurde preußischerseits dem Kronprinzen von Schweden beigegeben und ist in dieser Stellung bei der Schlacht von Dennewitz nicht ohne Nutzen gewesen, während er in dem hin- und herschwankenden französischen Feldzuge der ersten Monate des Jahres 1814 durch die von ihm als Parlamentär wesentlich herbeigeführte Uebergabe der Festungen Soissons und La Fère der Armee Blüchers nicht zu unterschätzende Dienste geleistet hat. Auch nach dem Frieden und nachdem er das eiserne Kreuz erhalten, blieb er in dieser Carriere, mit dem Wunsche, später in die diplomatische überzugehen, für welche er sich durch die Studien seiner Jugend besonders befähigt erachtete und zu welcher seine Ernennung zum preußischen Commissar bei der auf den Waffenstillstand von Moß gefolgten Cession Norwegens an Schweden im Jahre 1814 gewissermaßen das Vorspiel gewesen war. Er

hatte eine Französin aus ansehnlicher Familie geheiratet, Hermine Collard, und diese angenehme und gebildete Frau trug viel dazu bei, ihm am Hofe und in der Gesellschaft eine gute Stellung zu machen. Als endlich der Rücktritt des Grafen zu Waldburg-Truchseß von dem turiner Gesandtschaftsposten eine Vacanz eröffnete, bei welcher man auf ihn Rücksicht nehmen zu können glaubte, wurde seine schon beschlossene Ernennung durch Schwierigkeiten verhindert, die der sardinische Hof wegen verschiedentlich gedeuteter Gründe wider ihn erhob. Der nachmalige Minister Ancillon, der von Herrn von Martens keine besonders hohe Meinung hatte, gab auf die Frage, wie man diesen nun zu nennen habe, die Antwort: Nommez-le Monsieur le Renvoyé. Man beschloß nun in Berlin, nur einen interimistischen Geschäftsträger in Turin zu lassen, Herrn von Martens hingegen zum Gesandten in Florenz zu ernennen, welche Mission bis dahin mit der turiner verbunden gewesen war. Der neue Gesandte trat nun im Sommer 1828 sein Amt an, welches ihm sehr wohl behagte, womit jedoch für ihn der Nachtheil verbunden war, daß man ihn ohne alles Gesandtschaftspersonal ließ und in Betracht des dem turiner Geschäftsträger zu zahlenden Gehaltes einen Abzug machte, der dem mehr als genau Berechnenden sehr unbequem erschien.

So kam es, daß ich von vornherein und ohne alle vorherige Anleitung alle Geschäfte einer Kanzlei zu besorgen hatte, Geschäfte welche, wenn sie in Betracht der Beziehungen zwischen Preußen und Toscana und der politischen Bedeutung dieses Staates nicht gerade große Wichtigkeit hatten, doch eben zu besorgen waren. Ich muß es Herrn von Martens nachsagen, daß er in den Formalitäten bewandert war und

ich viel von ihm gelernt habe. Beinahe drei Jahre lang bin ich bei ihm in Florenz geblieben, und diese drei Jahre sind für Italien an wichtigen Ereignissen nicht arm gewesen. Wenn die Julirevolution dem ruhigen und behaglichen Leben in Toscana kein Ende machte, hat sie demselben doch den Sauerteig zu späterer Entwicklung beigemischt, während die revolutionären Bewegungen rings herum in den beiden Herzogtümern und im Kirchenstaate zu mancherlei Besorgnissen Anlaß boten, die in Bezug auf einheimische Versuche in ähnlichem Sinne nicht grundlos waren. Im Frühling 1832 nach Bologna gesandt, habe ich die Gährung in der Romagna und die Schwierigkeiten für die päpstliche Regierung, sich dort zu behaupten, zu erkennen volle Gelegenheit gehabt.

Das Interesse, welches Toscana mir vom ersten Moment an einflößte, bewog mich sehr bald, mich mit den örtlichen wie mit den literarischen und wissenschaftlichen Zuständen näher bekannt zu machen und mit Literaten und Künstlern Verbindungen anzuknüpfen, was mir durch freundlichstes Entgegenkommen sehr erleichtert wurde. Schon im Mai 1830 hatte ich das Glück, die Bekanntschaft Leopold Ranke's zu machen, der nach längerem Aufenthalte in Rom drei Monate in Florenz verweilte und dort die Studien fortsetzte, welche wesentlich in seinem Werke über die Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts verwerthet worden sind. Während dieser drei Monate bin ich fast täglich sein Tischgenosse gewesen, eine Zeitlang zugleich mit dem ausgezeichneten Kupferstecher Moritz Steinla, der damals das schöne Blatt nach der Pietas des Fra Bartolommeo vollendete, und habe im Umgang mit ihm mannigfaltigste Anregung empfangen. Als Student in Heidelberg war ich von Friedrich Christoph Schlosser freund-

lich aufgenommen und zu seinen kleinen Studenten-Abenden zugezogen worden. Nun erfreute ich mich der im geselligen Umgange ertheilten Lehren dessen, welchen Deutschland einst als den Meister der Geschichtsschreibung begrüßen sollte. Mit Ranke besuchte ich Pisa, Lucca, Pistoja; dreiundfünfzig Jahre später, bei Gelegenheit meines philosophischen Doctorjubiläums hat er bei der Zusendung seines Porträts der in Florenz zusammen verbrachten Zeit gedacht. Im September 1831 machte ich eine andere Bekanntschaft, welche im Laufe der Jahre innige Freundschaft wurde, deren Band nur durch den Tod gelöst worden ist. Es war diejenige Carl Witte's, welcher damals zum dritten Male das Land besuchte, wo sein Name bereits als der eines tüchtigen Kenners altitalienischer Poesie und namentlich eines scharfsinnigen Danteforschers sich Anerkennung verschafft hatte und wo sein liebenswürdiges Wesen, seine geselligen Vorzüge und seine anziehende Erscheinung ihm überall Freunde gewannen. Er stand damals zu Anfang der dreißiger Jahre und war Professor an der Universität Breslau, wo er die angenehmste Stellung hatte.

Unter meinen kleinen Arbeiten dieser Jahre erregte eine Schilderung der toscanischen Maremmen im Frühling 1832, die in der Zeitschrift „Ausland" gedruckt wurde, Aufmerksamkeit nicht blos in Deutschland, wo man über diese versumpften Strandgegenden bis dahin geringe Auskunft besaß, sondern auch namentlich die des Großherzogs Leopold von Toscana, welcher vier Jahre früher die großen Canal- und Bonificationsarbeiten begonnen hatte, die während seiner ganzen Regierung fortgesetzt das Schicksal dieses Landstrichs umgestaltet haben und ihr vollständiges Ziel erreicht haben

würden, wären sie nicht durch die Umwälzung von 1859 plötzlich unterbrochen worden.

Im Frühling 1832 erfolgte die Ernennung des Herrn von Martens zum Gesandten in Constantinopel, wohin er nach längerem Urlaub, während dessen die Geschäfte der Gesandtschaftskanzlei mir anvertraut blieben, im October abreiste. Ich begleitete ihn auf dieser Reise, welche in jener Zeit mit Weiterungen und Hindernissen verbunden war, von denen heutige diplomatische Personen nichts mehr wissen. Auf einer ragusanischen Brigg ging es von Livorno aus um die Südküste Siciliens herum zuvörderst nach Malta, sodann nach Navarino, welches, ich brauche es nicht zu sagen, nicht eben auf unserer Route lag, wo uns aber die Südwinde einzulaufen nöthigten, die uns bis gegen Zante nordwärts getrieben hatten. Nach achttägigem Aufenthalte, den ich zum Besuchen der Umgebung und des noch lebendig an die Zeit venetianischer Herrschaft erinnernden, damals wie die ganze Westküste Moreas von den Franzosen besetzten Modon benutzte, konnten wir Cerigo vorüber das Cap Matapan umsegeln und so in das ägäische Meer gelangen, welches wir vom Winde begünstigt rasch durchfuhren. Zwischen Tenedos und der Küste von Troas langsam nordwärts fahrend, liefen wir in die Dardanellenstraße ein und durchschnitten das Marmarameer, um die Mündung des Bosporus zu erreichen, wo der damalige königliche Geschäftsträger Herr von Brassier de St. Simon uns bald mit dem großen Kaik der Gesandtschaft entgegen kam und uns nach Buyukdere geleitete. Pera war wieder einmal abgebrannt, und so mußten die Sommerwohnungen den meisten Missionen auch zum Winteraufenthalt dienen.

Es war eine unruhig bewegte Zeit. Der Streit zwischen Sultan Mahmud II. und seinem ägyptischen Vasall Mehemed Ali nahte der Entscheidung. Ibrahim Pascha's Sieg bei Ikonium hatte sein Vorrücken bis in die Gegend Smyrna's zur Folge. In Constantinopel, ja in des Sultans nächster Nähe waren die politischen Meinungen und Velleitäten getheilt. Zu Ende des Ramadan 1833 aus der Hauptstadt nach Buyukdere zurückkehrend, sah ich die erste Abtheilung der russischen Flotte, welche ein Armeecorps unter dem Grafen Alexis Orlow zum Schutze des Sultans herbeiführte, in den Bosporus einlaufen und wohnte einige Wochen später auf der kleinasiatischen Küste der großen Revue bei, welche Russen und Türken vor dem Sultan vorüberführte. Der Vertrag von Hunkjar Iskelessi war die Frucht der russischen Hülfeleistung. Das Verhalten des preußischen Gesandten während dieser Vorgänge hat zu lebhaften Besprechungen und nicht minder lebhaften Vorwürfen Anlaß geboten. Herr von Martens ließ sich durch den gewandten französischen Geschäftsträger de Varennes nachmals während kurzer Zeit Gesandter in Berlin, dermaßen einspinnen, daß er nach der Ankunft der Russen mit den Vertretern der Westmächte zur Heranziehung einer englisch-französischen Flotte rieth, ein diplomatischer faux pas, welcher selbstverständlich Ancillons Meinung von ihm nicht günstiger stimmte. Nachdem es ruhiger geworden, der ägyptische Vasall in seine Grenzen zurückgewiesen war, stattete der Kronprinz von Baiern, nachmals König Max II., der seinen Bruder König Otto in Nauplia besucht hatte, auch Constantinopel einen Besuch ab. Es war, wenn ich nicht irre, die erste Dampfbootfahrt, welche vom Mittelmeer her nach dem Goldenen Horn gerichtet wurde.

Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß während dieser Zeit die auswärtige Diplomatie beschäftigt genug war, und doch scheinen sowol England wie Frankreich au dépourvu gefaßt worden zu sein, indem sie zu Anfang des gewaltigen Conflicts nur durch Geschäftsträger vertreten waren, während Rußland den fähigen und mit den Verhältnissen genau bekannten Herrn von Buteniew an der Spitze seiner Gesandtschaft hatte. Lord Ponsonby und Admiral Roussin trafen après coup ein. Bei letzterem hatte ich im späteren Frühling im Botschaftshotel zu Therapia eine mir sehr liebe Begegnung, die mit Alphonse de Lamartine, welcher aus dem Gelobten Lande heimkehrend, in Pera eingetroffen war, wo er eine Zeitlang im Hause des sardinischen Generalconsuls Truchi verweilte, dem er in seinem Reisebericht eine dankbare Erinnerung gewidmet hat. Hochgewachsen, elegant in Wesen und Erscheinung, machte er damals den allervortheilhaftesten Eindruck und entsprach der Vorstellung, die ich mir nach seinen Poesien, von denen ich den schönen Abschiedsgruß an die Akademie von Marseille beim Antritt seiner Orientreise nicht allzu lange vorher gelesen hatte, und nach den Schilderungen seiner florentiner Freunde von ihm gemacht hatte. Ich habe ihn dann wiederholt in Pera wiedergesehen. Eben hatte ich von Florenz Silvio Pellico's Prigioni erhalten, und dies Exemplar war es, welches ihn mit dem berühmten Buche bekannt machte, das für die österreichische Herrschaft in Italien in gewissem Sinne verhängnißvoll geworden ist.

Mein Verhältniß zu Herrn von Martens ging bald darauf zu Ende. Ich war dem mit den persönlichen Angelegenheiten beauftragten vortragenden Rath im auswärtigen Ministerium Herrn Philipsborn bereits empfohlen, was dann

durch Herrn von Brassier bei seiner Rückkehr nach Berlin wiederholt geschah. Im Sommer gedachten Jahres 1833 schied ich von Constantinopel, dessen glänzende äußere Erscheinung mir stets in hellsten Farben in der Erinnerung geblieben ist. Ein schnell segelndes griechisches Fahrzeug brachte mich am dritten Tage nach Syra, wo vierzehn Tage Quarantäne den Eintritt in das griechische Königreich auf höchst unbequeme Weise verzögerten. Zwei in Hermupolis, der Hauptstadt der Insel, zugebrachte Tage ließen mich die Unbilden der über allen Begriff mangelhaften Einrichtungen oder Nicht-Einrichtungen während der langen Haft im angenehmen Umgang mit dem österreichischen Consul Herrn von Wallenburg und dem Nomarchen der Cycladen Jakovaki Rizo Nerulo vergessen. Von letzterem kannte ich eine Tragödie „Aspasia", die er während seines längeren Aufenthalts in Deutschland in Leipzig hatte drucken lassen; ersterem war ich durch die Internuntiatur in Constantinopel empfohlen und habe ihn nach vollen siebzehn Jahren in Palermo wiederbegrüßt, wo er als kaiserlicher Generalconsul weilte. Von Syra führte die Reise mich weiter nach Poros, dann nach Aegina, endlich nach Athen, wo der russische Generalconsul Herr G. Paparigopulo, ein mit Italien, namentlich mit Venedig durch langen Aufenthalt bekannter Mann, mich gastfreundlich in seinem großen Hause empfing, welches fast am Ende der damals bewohnten Stadt die Aussicht nach dem Hadriansthor und dem Olympieion und der Ilissos-Ebene bot. Der nicht unbekannte griechische Archäolog Pittakys diente mir bereitwillig als Cicerone. Die Glut in Athen, durch den Schutt ganzer Stadttheile gemehrt, war unsäglich, aber die Wirkung der goldigen Farbe des Marmors an den

antiken Bauten war namentlich gegen Abend um so größer. Von einer Stadt Athen konnte man zu jener Zeit kaum reden. Nur um den Marktplatz herum, wo die Inschrift des Grafen von Elgin mich an das „Quod non fecerunt Gothi hoc fecerunt Scoti“ erinnerte, gab es einige Straßen mit aufrecht stehengebliebenen Häusern, aber die Zahl einigermaßen wohnlicher Wohnungen betrug vielleicht kein halbes Dutzend. Von Athen gelangte ich nach Nauplia, wo ich den jungen König sah, dann über Argos, Mykenä, Nemea nach Korinth, wo ich die ragende Veste Akrokorinth bestieg und bei einem baierischen Commandanten frühstückte, während der Isthmus mit den beiden Meeren und dem Gebirge des Festlandes vor meinem Blicke sich ausdehnte. Dann ging es nach Patras, von dort nach Santa Maura, nach Prevesa, wo der englische Generalconsul in Albanien, W. Meyer, der nicht nur von deutscher Herkunft war, sondern seine Jugend als Zögling des Shakespeare-Uebersetzers Eschenburg verbracht und Herder, Goethe, Schiller gekannt hatte, mich aufs zuvorkommendste aufnahm und mir Gelegenheit bot, Augustus' verfallene aber nicht zerstörte Siegesstadt Nikopolis und die Umgebungen des Golfs von Arta, die Stätte der Seeschlacht von Actium, kennen zu lernen. Corfu, wo Levante und Occident einander die Hände zu reichen scheinen und welches unter Englands schwer ertragener aber dem Siebeninselstaate in so mancher Beziehung wohlthätiger Herrschaft sich namentlich im Vergleich mit den furchtbar verkommenen Zuständen Griechenlands in jenen Tagen großer Blüte erfreute, war das letzte Ziel meiner griechischen Wanderungen, dessen ich mich während beinahe eines Monates unter angenehmsten Verhältnissen erfreute.

Der ionische Dampfer Heptanisos, welcher damals die

Fahrt nach Italien einmal im Monat machte, brachte mich nach Ancona, wo neue aber sehr verschiedene Quarantäne überstanden werden mußte. Ueber Fossombrone ging ich nach Urbino und von dort über das im Metaurusthale liegende Urbania, einst als Castel Durante Sommersitz der berühmten Herzoge dieses kleinen Staates, zu Pferde über den Apenninenpaß, welcher die Verbindung zwischen den Marken und Toscana vermittelte. Damals noch ein Saumpfad, später eine leider nur mäßig besuchte Straße, steigt dieselbe bei Borgo San Sepolcro in das obere Tiberthal hinab, wo sie sich der nach Arezzo und durch das obere Arnothal nach Florenz führenden Heerstraße anschließt. Mein Reisegefährte von Corfu aus war der Oberst eines dort garnisonirenden Regiments, der nachmals als Sir John Brown im Krimkriege tapfer mitgekämpft hat. Im October war ich wieder in Florenz. Graf Waldburg-Truchseß hatte den turiner Gesandtschaftsposten nochmals zu übernehmen gewünscht, wie er ihn denn bis zu seinem im Jahre 1844 erfolgten Tode verwaltet hat. Die florentiner Mission war in ihr altes Verhältniß zurückgetreten, und der Legationsrath Graf Carl Schaffgotsch, dem dieselbe mit dem Rang eines Geschäftsträgers übertragen worden war, trug mir an einstweilen bei ihm zu bleiben, was ich um so lieber annahm, da der Winter vor der Thür war und meine Gesundheit durch die mit manchen Anstrengungen verbundene Reise nicht wenig gelitten hatte. Das neue Intermezzo hat weit länger gewährt, als ich voraussehen konnte, und es hat mir in mancher Beziehung neben den durch den trefflichen Charakter des Genannten und seiner noch lebenden Gemalin, einer geborenen Gräfin Ledebur-Wicheln, Nichte des damaligen Bischofs von Paderborn, ge-

währten Annehmlichkeiten mannigfaltigen Vortheil bereitet. Ich habe Italien, italienische Literatur und Kunst in reichem Maße kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und den Grund zu den Studien gelegt, denen ein bedeutender Theil meines späteren Lebens gewidmet gewesen ist, während ich zahlreiche Verbindungen angeknüpft habe, von denen manche noch heute währen, andere nur durch den Tod gelöst worden sind.

Im Frühling 1835 verließ ich das mir lieb gewordene Florenz und begab mich über den Brenner, München und Dresden nach Berlin, bis Dresden in Gesellschaft des russischen Obersten Baron Kaulbars, der ebenso wie Graf Theodor Medem, dessen Bruder Alexander, den nachmaligen Gesandten und unermüdlichen Reisenden, ich in Constantinopel kennen gelernt hatte, längere Zeit in Florenz verweilt und an der dortigen sehr lebhaften Gesellschaft vielen Antheil genommen hatte. In München traf ich meinen Universitätsgenossen Ernst von Lasaulx, der mich auf seiner Orientreise in Buyukdere wie in Florenz besucht hatte, und machte unter Anderen die Bekanntschaft Leo's von Klenze, mit dem ich in späteren Jahren so daselbst wie in Florenz mehrfach zusammen getroffen bin, F. H. Maßmanns und Friedrich Thiersch', der damals in voller Thätigkeit und mit griechischen Dingen alter und neuer Zeit vollauf beschäftigt war, sich aber von seinem Buche über dies Land keine besondere Wirkung versprach. Preußischer Gesandter war Graf Dönhoff, dem ich nach vielen Jahren noch zu Dank verpflichtet gewesen bin, und bei welchem Baron Carl Werther seine lange diplomatische Laufbahn begann. In Dresden, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt nahm und mehr noch als in München reichen Kunstgenuß hatte, fand ich mich in einem Literaten-

kreise, der jedoch durch arge Parteiung zerrissen war. Mehrmals war ich bei Ludwig Tieck, bei Tiedge, bei Böttiger, sah viel von Th. Winkler-Hell und seinem Schwager Heinrich Hase, lernte C. Falkenstein, G. Klemm, Carl Förster, C. Gehe, Ed. von Bülow u. A. kennen, wie ich durch den guten Steinla, der nun Professor an der Akademie und mit dem Stiche des Raffaelischen Kindermordes nach der von König Friedrich August angekauften angeblichen Originalzeichnung beschäftigt war, mit manchen Künstlern, mit J. C. Dahl, mit Frenzel, mit dem trefflichen Reissiger u. A. bekannt wurde. Nur eine flüchtige Begegnung brachte mich mit Otto Magnus von Stackelberg zusammen, dessen geistige Kraft bereits geschwächt war.

Anfang Juni war ich in Berlin. Mein Eintritt in das auswärtige Ministerium ließ, dank der günstigen Gesinnung des Geh. Legationsraths Philipsborn, eines eben so tüchtigen Beamten wie wohlwollenden und wissenschaftlich gebildeten Mannes, nicht lange auf sich warten. Im Spätsommer besuchte ich meine Vaterstadt, in welcher sich unterdessen manches anders gestaltet hatte, und war im Herbste nach einem Besuche in Belgien wieder in der Hauptstadt, um dort den Winter zu verbringen.

Von vornherein ist mir hier eine bedeutende Vergünstigung zu Theil geworden. Minister des Auswärtigen war Friedrich Ancillon. Ich brauche mich nicht über die eigenthümliche Wendung der Geschicke dieses Mannes zu verbreiten, der vom Prediger der französischen Gemeinde zum Posten eines der ersten Räthe der Krone hinanstieg. Die Erziehung des Kronprinzen, an welcher er bestimmenden Antheil gehabt hatte, und seine eminente wissenschaftliche Begabung hatten

ihn diesen ungewöhnlichen Weg geführt. Zugleich Philosoph und Historiker, im Gebrauche beider Sprachen, der französischen wie der deutschen, mit gleicher Leichtigkeit sich bewegend, umfaßte er ein weites Gebiet des Wissens mit vollständiger Beherrschung, während sein im rechten Sinne des Wortes liberaler Geist ihn vor den Verirrungen einer systematischen Politik schützte, die mit den factischen Verhältnissen zu rechnen verschmähte und Unmögliches wollte. Ancillon ermaß es vollkommen, daß ohne Fortschritt kein Leben ist. So sehr der Gang der Zeitereignisse namentlich in Frankreich den politischen Principien widersprach, in denen die spätere Hälfte der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms III. sich fortbewegte, so ist er doch einer derjenigen gewesen, die im Verein mit der reichen Erfahrung und weisen Mäßigung des Monarchen dieser Regierung einen Charakter aufgedrückt haben, welcher in ihr eine Gewähr für Erhaltung und Sicherung des Friedens Europa's erkennen und schätzen ließ. So lange Graf Bernstorff lebte, unter welchem Ancillon die Direction der politischen Abtheilung des Ministeriums geführt hatte, war diesem ein gewisser Einfluß auf die Leitung geblieben, der sich jedoch mit dessen zunehmender Kränklichkeit immer mehr abgeschwächt hatte.

Durch Graf Schaffgotsch war ich dem Cabinetssecretär der kronprinzlichen Herrschaften Legationsrath Sasse empfohlen, einem nahen Verwandten Ancillons, der ihm sehr wohlwollte. Dieser brachte mich nicht zu ihm, denn gleich nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich mich dem Minister vorgestellt, aber er führte mich in dessen Haus ein. Ancillon hat mir große Güte bewiesen. Ich wurde wiederholt zu ihm geladen, und er hatte immer eine kleine angenehme Tisch-

gesellschaft. Mehre meiner mir werthen Bekanntschaften habe ich bei ihm gemacht. Zu diesen gehörten der damalige Kammergerichtsrath von Kleist später Präsident dieses hohen Gerichtshofes und eine Zeitlang Justizminister, der sich des besonderen Wohlwollens des Kronprinzen erfreute, Leopold von Gerlach damals Major und später in den genauesten Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., dessen ich wiederholt zu gedenken haben werde, Professor von Lancizolle nachmaliger Generaldirector der Archive und wohlbewandert im deutschen Staatsrecht, Herr von Olfers vor kurzem von seinem diplomatischen Posten in der Schweiz zurückgekehrt, der Prediger Molière Ancillons Schwiegervater und manche Andere, auch Auswärtige, unter denen ich den Kaukasus-Reisenden Frédéric Dubois de Montpéreux nenne. Ancillons Conversation war lebendig und anregend, und bei guter Laune konnte er sehr liebenswürdig sein. Er hatte vieles erlebt, vieles erfahren, viele hervorragende Männer gekannt. Obgleich seine Familie schon in dritter Generation in Preußen ansässig war, bewahrte er viel von dem französischen Wesen im geselligen Umgang, wie er denn am liebsten französisch sprach. Er machte nicht den Eindruck eines vormaligen Predigers, obgleich seine Redeweise bisweilen etwas Docirendes hatte. In seiner Lebensanschauung war Ernst mit Heiterkeit gemischt, und seine Natur war im Grunde eine weltliche, was sich auch in seinem Aeußeren bei entschieden satirischem Zuge nicht verkennen ließ. Ich habe Witze von ihm gehört, welche wiederzugeben nicht möglich wäre, die aber in ihrer Art treffend genug waren. Seine Leitung des Kronprinzen macht ihm alle Ehre, wie denn nur der Ernst und sittliche Gehalt seiner Ansichten im Verein mit umfassender Kunde und Be-

urteilung der Welt und Geschichte auf seinen hohen Zögling übergegangen sind. Dieser hat ihm stets große Anhänglichkeit bewahrt und fuhr fort, ihn häufig, namentlich Abends bei sich zu sehen. Wiederholt, wenn ich bei ihm war, kam eine Einladung ins Schloß. Es ist für Ancillon ein großes Unglück gewesen, daß er seine zweite Frau, die Tochter seines Vorgängers im Predigtamte und früheren Erziehers im Hause des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, Molière, bald durch den Tod verlor, denn nach Allem, was ich damals und namentlich in späteren Jahren im intimen Umgange mit deren Familie vernommen habe, vereinigte sie in hohem Grade Anmut mit geistiger Begabung. In vorgerückten Jahren ließ er sich bestimmen, eine dritte Ehe einzugehen, die für ihn in keiner Weise paßte und seine letzten Tage verbittert hat. Im Frühling 1836 unmittelbar nach Schließung dieser Ehe, nahm ich von ihm Abschied; am 19. April des folgenden Jahres starb er siebzigjährig.

Nach dieser langen Abschweifung kehre ich zu meiner Audienz beim Kronprinzen zurück. Er empfing mich in einem der gewölbten Säle des ersten Geschosses im königlichen Schlosse, dessen älteren dem Flusse zugewandten Theil er bewohnte. Es ist die Wohnung, welche sein von Krüger gemaltes, durch den Kupferstich allgemein bekanntes Bildniß, das ihn stehend, an einen Tisch gelehnt, in sinnender Haltung darstellt, uns vergegenwärtigt. Ich überreichte ihm zwei nicht lange vorher von mir herausgegebene Schriften, das Leben Andrea's del Sarto und die Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden, welche sich zugleich über Toscana wie über Constantinopel und Griechenland verbreiten. Diese Schriften boten den nächsten Stoff zur Conversation,

welche somit bei der ersten Begegnung das berührte, was in späteren Zeiten den Lieblingsgegenstand derselben wesentlich gebildet hat. Die Genauigkeit des Details, welches dem Kronprinzen auch an manchen Orten bekannt war, von denen er keine persönliche Anschauung hatte, setzte mich in Erstaunen. Daß ich schon mehre Jahre in Italien, aber noch nicht in Rom gewesen war, dünkte ihn unbegreiflich; er begriff es, als ich die Umstände kurz erläuterte. Die Schrift über Del Sarto brachte das Gespräch auf den projectirten Ankauf des Lafitteschen Bildes, welches eine der Zierden des Museums wurde und in späteren Jahren ein so trauriges Loos gehabt hat. Des Kronprinzen Redeweise war sehr lebendig, sein Wesen voll Courtoisie. Er war für sein Alter, vierzig, voll, und sein Haar begann auf dem Scheitel sich zu lichten. Die Kronprinzessin, von einer Dame begleitet und im Begriff auszufahren, trat in das Zimmer; ihr Gemal stellte mich ihr vor, indem er meine lange Anwesenheit im Süden betonte.

Ich habe allen Grund mit meiner Audienz zufrieden zu sein. So schrieb ich damals in mein Tagebuch und hatte Recht. Es war aber die erste und für lange Zeit die letzte. Im Frühling zum Geheimen expedirenden Secretär im auswärtigen Amte ernannt, wurde ich nach Italien zurückgesandt, mit der Bestimmung der Mission in Florenz beigegeben zu bleiben. So verließ ich Berlin gegen Mitte Juni und ging über Halle, wo ich einen Tag bei Carl Witte verweilte und den Nachmittag mit ihm, Heinrich Leo, L. G. Blanc und H. Friedländer in dem malerischen Giebichenstein angenehm verbrachte, nach meiner rheinischen Heimat.

Während meines berliner Aufenthalts, namentlich im

Winter hatte ich mit schlechter Gesundheit viel zu kämpfen gehabt und darüber viele kostbare Zeit verloren. Dennoch knüpfte ich zahlreiche Beziehungen an, von denen manche mir für mein ganzes Leben lieb und werth geblieben sind. Die Verhältnisse der florentiner Gesellschaft und das ganze Reisewesen jener Tage hatten es mit sich gebracht, daß ich dort unendlich mehr auswärtige, nämlich hervorragende englische Bekanntschaften gemacht hatte, als unter Landsleuten, von denen nur Gelehrte und Künstler sich häufiger einfanden und länger verweilten. So kam es, daß bei meinem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt die Zahl meiner dortigen Bekannten keine große war, während außer dem Grafen Königsmark, Nachfolger von Martens' in Constantinopel, Rudolf von Sydow, welcher mehre Jahre hindurch Legationssecretär in Rom gewesen und damals der Bundestagsgesandtschaft beigegeben war, dem nachmaligen Gesandten von Bockelberg, Graf Wilhelm Blankensee und einigen Anderen, dieselben meist dem oben gedachten Kreise angehörten. Leopold Ranke, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell, Friedrich Hoffmann der früh verstorbene tüchtige Geologe, Eduard Gans, Gustav Kramer nachmaliger Director der Franckeschen Stiftungen, mehre Künstler, deren ich noch zu gedenken haben werde, gehörten zu dieser Zahl. Nun aber mehrten sich die Beziehungen in raschester Folge, und ich erfreute mich freundlichster Aufnahme. Den Ministern Fürst Wittgenstein, Graf Lottum, General von Boyen, Altenstein wurde ich vorgestellt, dem Generalintendanten Grafen Brühl, Alexander von Humboldt, Graf Athanasius Raczynski, Baron d'Ohsson, der damals als schwedischer Gesandter eintraf. Bei Hrn. Eichhorn dem Director im

auswärtigen Amte, der mich mit größter Freundlichkeit aufnahm, lernte ich Hrn. von Savigny kennen. Zahlreiche meist literarische Bekanntschaften verdankte ich den Vereinen, der Gesetzlosen und der Mittwochsgesellschaft, in welche Professor Tölken und Georg Reimer, der Geographischen, in welche Carl Ritter, dem wissenschaftlichen Kunstverein, in welchen Friedrich Förster mich einführte. Noch waren Einige von der alten Garde Berlins geblieben, Chamisso, Streckfuß, Julius Eduard Hitzig, Stägemann, mit ihnen Raupach, Zeune, Henrich Steffens und Mehre. Varnhagen von Ense hatte ich alsbald im Salon einer Dame kennen gelernt, wo er sich Jahre lang fast allabendlich einzufinden pflegte, Fräulein Henriette Solmar, die mit gleichem Tact und Geschick Personen von sehr verschiedenen Ansichten zu angenehmer Conversation bei sich vereinigte, Kleist, Olfers, den Bankpräsidenten von Lamprecht, Martens, Förster, Julius den Einzelhaftprediger und Lewes den Goethebiographen nebst einer Menge Anderer, Einheimische wie Fremde, und die mir immer eine treue Freundin wie eine große gesellige Ressource geblieben ist. Bei Eduard Gans fand ich die ganze Hegelsche Phalanx, damals noch obenauf und in voller Thätigkeit, Gabler, Hotho, Marheineke, von Henning, Michelet, mit ihnen Johannes Schulze vom Cultusministerium, Böckh, Friedrich von Raumer u. A. Gans vollendete eben damals den vierten (und letzten) Band seines Erbrechts und schrieb mehre der hübschen kleinen Aufsätze, die er in dem Buche „Rückblicke auf Personen und Zustände“ zusammengestellt hat. Von trefflichem Herzen, leicht beweglich und unvorsichtig, gehörte er zu denen, deren Blicke zu sehr auf Frankreich gerichtet waren. Eine ansehnliche Zahl von Männern aus

allen Fächern und von allen Meinungsnuancen reihen sich den Genannten an, die Theologen Twesten und Strauß, der Astronom Encke, der Mathematiker Lejeune Dirichlet, der Statistiker Dieterici, Waagen und Kugler die Kunsthistoriker, Friedrich Wilken und sein Schwiegersohn Moritz Pinder, S. H. Spiker, Gustav Parthey, Theodor Panofka, J. G. Droysen, dessen Geschichte der Diadochen eben damals erschien, der Germanist E. G. Graff, dessen sprachwissenschaftlichen Forschungen der Kronprinz lebendiges Interesse widmete. Zu den zum Theil jüngeren eigentlichen Literaten gehörten Willibald Alexis, L. Rellstab, August Kopisch, A. Schöll, Franz von Gaudy, O. Fr. Gruppe, der den literarischen Theil der Staatszeitung redigirte. Die Geographische Gesellschaft brachte mich in Beziehungen zu Ehrenberg, Lichtenstein, den beiden Rose, dem Obersten von Scharnhorst, Robert Froriep von Weimar, den ich schon als Studiosus in Bonn gekannt hatte und der jetzt an der berliner Universität docirte. Von Künstlern lernte ich Rauch kennen, Friedrich Tieck, L. Wichmann, Eduard Magnus, Wilhelm Hensel, A. Hopfgarten, die Architekten Hesse und Strack, den Kupferstecher Caspar u. a. Georg Reimer und Carl Duncker, die Chefs der beiden weltbekannten Verlagsfirmen, mit denen ich alsbald zusammentraf, unterhielten angenehme und fruchtbare Beziehungen zu Gelehrten und Literaten. Ein lieber Genosse und Nachbar war mir während des Winters Fredric Ferdinand Carlson, der von seiner italienischen Reise zurückkehrend mir Briefe florentiner Freunde brachte und um Ranke's willen längere Zeit in Berlin verweilte; Geijers Schüler und Nachfolger, wie er der Fortsetzer seiner schwedischen Geschichte geworden

ist, Erzieher der Söhne König Oscars und längere Zeit hindurch Chef des Cultusministeriums.

Der Mangel an politischer Bewegung, wie er in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III., in der That eine Zeit des Wartens und der keineswegs zuträglichen überwiegenden Beschäftigungen mit den politischen Zuständen fremder Länder, namentlich Frankreichs, fühlbar war, verlieh der literarischen Thätigkeit eine vielleicht über den wirklichen Werth der Leistungen hinausgehende Bedeutung, während er sie zum Theil auf seltsame Themata verfallen ließ. Raupach, der damals die berliner Bühne beherrschte und Raumers Hohenstaufen in Act und Scene brachte, habe ich über Transsubstantiation und Priesterweihe disputiren hören, abgesehen von der Lieblingsmaterie der Belehnung mit Ring und Stab. Es war als sollte die Bühne ein Geschichtscollegium werden, dem die Theologie nicht fremd blieb. Um diese Zeit unternahm Wolfgang Menzel seinen beherzten und gutzielenden Angriff gegen das Junge Deutschland, der in Berlin einen wahren Sturm erregte, welcher sich bekanntlich aus den literarischen Kreisen in die der Polizei und Tribunale erstreckt hat. Ueberwiegend sprach die öffentliche Meinung sich zu Gunsten Menzels aus, obgleich dieser, noch von seiner Stellung zu Goethe her, manche principielle Gegner hatte. Allmählich verliefen sich die Wasser, und wenn Gutzkow, der am meisten Gravirte, ferne blieb, erschienen im Frühling 1836 Laube und Mundt in Berlin und ließen unter preußischer Censur drucken.

Nach wenigen in Aachen verbrachten Wochen und einem Besuche in Brüssel, wo ich stets in den verschiedensten Zeiten angenehme Tage verlebt und in dankbarer Erinnerung ge-

bliebene Beziehungen angeknüpft habe (in erster Linie nenne ich die des trefflichen Generaldirectors der Archive P. L. Gachard), ging ich nach Paris. Unser Gesandter Baron Werther, bei welchem ich Herrn von Brassier als Legationsrath fungirend antraf, bewies mir die Gewogenheit, die er mir in späteren Jahren unverändert bewahrt hat. Hier traf ich wieder mit der Familie Martens zusammen. Er war nicht lange zuvor aus Constantinopel zurückgekehrt und wartete auf eine neue Bestimmung, welche obgleich beabsichtigt, ihm nicht zu Theil geworden ist, worauf er zu Ende des Jahres 1843 seinen Abschied nahm. Die Familie ist in Frankreich geblieben, wo Herr von Martens in hohem Alter zu Anfang 1857, seine Witwe mehre Jahre später gestorben ist. Auf der Weiterreise traf ich in Chalons-sur-Saone mit Monsignor Wiseman zusammen, der eine ganze Gesellschaft junger Landsleute dem Collegium von Sanct Thomas von Canterbury in Rom, dessen Rector er damals war, zuführte, und wir blieben Reisegefährten bis Livorno. Es war der Anfang einer Bekanntschaft, deren er in seinem Buche über die vier letzten Päpste gedacht und die bis zu des Cardinals frühzeitigem Tode gewährt hat. In Lyon besuchten wir zusammen die merkwürdigen Bauten der industriemächtigen Stadt, in Avignon den traurig verwahrlosten, aber auch in diesem Zustande imposanten Palast der Päpste des 14. Jahrhunderts, welche, allerdings im Exil das man das Babylonische genannt hat, und durch französische Könige mehr als billig beeinflußt, auch in dieser Epoche eine großartige Wirksamkeit ausgeübt und bleibende Spuren ihrer Thätigkeit zurückgelassen haben. Erst viele Jahre später, als ein besseres Geschick der alten Papstburg zu lächeln begonnen hatte, war es mir ver-

gönnt, die historisch merkwürdigen Umgebungen der Stadt und Vaucluse kennen zu lernen.

Von Paris aus war ich mit meinem aachener Landsmann Clemens August Alertz gereist, der nach Rom ging, um Papst Gregor XVI. ärztlich zu behandeln, welcher an einem krebsartigen Nasenübel litt, wovon gedachter Arzt im vorhergehenden Jahre den Adjutanten des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen General v. Lepel hergestellt hatte. Meine amtliche Bestimmung rief mich, wie schon bemerkt, nach Florenz. Da jedoch Graf Schaffgotsch unterdessen längeren Urlaub erhalten hatte, wurde mir gestattet, seine Rückkehr in Rom abzuwarten, ein Umstand welcher für meine spätere Laufbahn entscheidend gewesen ist. Schon von früher her mit dem dortigen Gesandten Geh. Legationsrath Bunsen bekannt, wurde ich von diesem, als die Geschäfte es wünschenswerth erscheinen ließen, zur Betheiligung herangezogen und bin bis Anfang Mai 1838 in dieser provisorischen Stellung geblieben. Der Legationssecretär v. Usedom verließ Rom im Frühling 1837, und kurze Zeit nach dem Eintreffen seines Nachfolgers des Legationsraths von Buch begab Herr Bunsen sich nach Berlin zur Erledigung einer Angelegenheit, deren Ausgang für ihn selber wie für das Verhältniß Preußens zum h. Stuhle verhängnißvoll geworden ist, der Angelegenheit der gemischten Ehen, die zu dem Zerwürfniß mit dem kölner Erzbischof führte. Ich habe somit die letzten Tage, in welchen Bunsens gute Stellung in Rom währte, und eine in den Annalen der Diplomatie nicht eben häufige Katastrophe mit angesehen. In der ersten Hälfte Octobers, nicht lange nach meinem Eintreffen, wurde ich von dem Gesandten in der

Sacristei der Domkirche von Frascati dem Papste vorgestellt, von dem ich nachmals wiederholt empfangen worden bin.

Mein erster römischer Winter war ein äußerst genußreicher, bildete jedoch einen um so schärfern Contrast mit dem nachfolgenden Sommer, in welchem die Cholera erschreckende Verheerungen anrichtete. Frascati, welches seine Verbindung mit der Stadt nie unterbrach, während die meisten umliegenden Orte sich gegen dieselbe absperrten, wurde von der Krankheit verschont, welche über 8000 Opfer forderte. Kurz vor Weihnachten kehrte Herr Bunsen nach Rom zurück, welches er am 28. April 1838 auf immer verließ. Wenige Tage später begab ich mich nach Florenz, wo ich nun bei der Gesandtschaft eintrat. Nicht lange nach meiner Ankunft in Rom hatte ich dort vom Kronprinzen eine Medaille mit seinem Bildniß erhalten, und allmählich begann von meiner Seite eine Berichterstattung über literarische und künstlerische Dinge, die sich Jahre lang unter den mannigfaltigsten Umständen bis zu den schweren letzten Zeiten des Königs fortgesponnen hat. Im Herbste 1839 wurde ich der römischen Gesandtschaft nochmals zugetheilt, nachdem der damalige Legationssecretär von Thile, Sohn, Neffe, Bruder von vier Generälen und nachmals Gesandter und Staatssecretär, eine andere Bestimmung erhalten hatte und während sein Nachfolger, der Sohn des Generalpostmeisters v. Nagler, noch nicht eingetroffen war. Herrn v. Buch, welcher nach Bunsens Abgang während des Zerwürfnisses mit der päpstlichen Regierung als Geschäftsträger zurückgeblieben war, hatte ich schon vor meiner ersten italienischen Reise als Referendar bei der königlichen Regierung in Aachen kennen gelernt und war mit ihm und seinem Freunde und Collegen

Wilhelm v. Normann, welchen ein früher Tod verhindert hat, als Diplomat wie als Dichter sich einen bedeutenden Namen zu machen, häufig zusammengetroffen. Er war ein Mann von gediegenen juristischen und cameralistischen Kenntnissen und von streng conservativen Ansichten, dabei von großer Mäßigung der Gesinnung und ruhigem Urteil, welcher wesentlich dazu beigetragen hat nach dem Sturme vom Ende des Jahres 1837 ein auskömmliches Verhältniß aufrecht zu erhalten. Meine Beziehungen zu ihm sind die allerfreundschaftlichsten gewesen, und ich verdanke ihm viel. Im Sommer 1840 verweilte ich einige Wochen in Florenz, von wo ich nach Rom zurückkehrte, um dem Grafen von Brühl, welcher mit einer Specialmission des währenddessen zur Regierung gelangten Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Anbahnung eines Verständnisses auf kurze Zeit dort gewesen war und nun zu Unterhandlungen mit dem h. Stuhle zurückkehren sollte, beigegeben zu werden. Während des Aufenthalts desselben in Rom im Winter 1840 auf 1841 und seiner nachmaligen Unterhandlung im Sommer letztgedachten Jahres bin ich ihm an die Hand gegangen und habe dann nach der Wiederherstellung guter Beziehungen und der Rückkehr des Herrn v. Buch von dem ihm unterdessen ertheilten Urlaub in der Eigenschaft eines Ministerresidenten, die Legationssecretärs-Geschäfte bis zum Juni 1843 in Händen gehabt.

Währenddessen wurde mir die durch den Tod Ludwigs v. Schorn erledigte Stelle eines Directors der großherzoglichen Kunstsammlungen in Weimar angetragen. Die Stellung hatte manches was meinen Neigungen und den Lieblingsbeschäftigungen meiner Mußestunden entsprach, abgesehen davon, daß sie mir eine ehrenvolle Selbständigkeit gewährte,

welche ich allerdings wünschen mußte. Abneigung gegen das Ausscheiden aus dem vaterländischen Dienste gesellte sich jedoch zu dem Wunsche regelmäßigen Eintritts in die auswärtige Carriere, die ich nun schon mehre Jahre hindurch provisorisch verfolgt hatte. Indem ich dem Ministerium von dem mir gewordenen Anerbieten Nachricht gab, erklärte ich mich bereit, dasselbe abzulehnen, wenn mir die Legationssecretärstelle in Rom definitiv übertragen werden würde. Der Minister des Aeußeren Baron Werther trug mir hinwider auf Befehl des Königs eine entsprechende Stellung in der politischen Abtheilung seines Ministeriums mit gleichzeitiger Verwendung im königlichen Geheimen Cabinet an, während mir zugleich die huldvolle Gesinnung des Monarchen in Bezug auf mein Verbleiben im Dienste bekannt gemacht wurde. Selbstverständlich dankte ich für das mir von der großherzoglichen Regierung durch den Antrag bewährte ehrenvolle Vertrauen. In späteren Jahren bin ich oft in Weimar gewesen. Sowol der Großherzog Carl Friedrich und dessen durch Geist und Herz ausgezeichnete Gemalin haben mir gewogene Gesinnung bewiesen, wie nach längerer Zeit Großherzog Carl Alexander und die Großherzogin Sophie mir bei wiederholten Anläßen und öfteren Besuchen zahlreiche Beweise des Wohlwollens gegeben haben.

Die zwölf Jahre des Aufenthalts im Süden hatten mich mit allen Wurzeln meines Seins und meiner Neigungen mit dem Boden Italiens verwachsen lassen. Ich war einundzwanzig alt, als ich zuerst die Alpen überschritt. Die Zeit der höheren Bildung und Entwicklung hatte ich somit im Lande der alten Cultur und der großartigsten Erinnerungen und Monumente verbracht. In Florenz wie in Rom war

ich sozusagen heimisch geworden. Meine anhaltende Beschäftigung mit der politischen wie mit der Literär- und Kunstgeschichte des Landes hatte begreiflicherweise dazu beigetragen, mein Interesse an demselben stets zu steigern. Nach manchen kleinen Arbeiten und Aufsätzen in italienischen Zeitschriften gab ich im Herbste 1841 zur Zeit der glänzenden florentiner Gelehrtenversammlung unter dem Titel: Tavole cronologiche e sincrone della Storia fiorentina einen Quartband heraus, der eine Uebersicht gedachter Geschichte unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Annalen von Literatur und Kunst bis zur Gegenwart in Tabellenform enthielt. Eine Arbeit, die ungeachtet aller ihrer Mängel mit großem Beifall aufgenommen, heute noch vielfach im Gebrauche ist. Im vorhergehenden Jahre, während ich in Florenz verweilte, waren in Leipzig ohne meinen Namen unter dem Titel „Römische Briefe von einem Florentiner" zwei Bände erschienen, welche eine Schilderung römischer Zustände, der historischen, artistischen, localen, ökonomischen, sowie des Lebens und der Gesellschaft enthielten, und vier Jahre später durch zwei neue Bände ergänzt, ein großes Publicum gefunden haben. Florenz und Rom waren die beiden Städte, in welchen man die vornehme Welt des Auslandes ebensowie die Gelehrten- und Künstlerwelt am besten kennen lernte. Die Zahl der Reisenden war ungleich geringer als heute, aber sie hatten nicht so große Eile und schlugen häufig ihr Domicil auf ganze Winter am Lungarno oder auf Piazza di Spagna auf, abgesehen von solchen, welche sich ganz in diesen Städten niederließen. Eine Menge meiner werthvollsten und liebsten Bekanntschaften verdanke ich dieser Zeit meines Lebens. Wenn ich des einzigen ersten Jahres meines italienischen Aufenthalts ge-

denke, so treten mir viele Namen besonders von Künstlern wieder nah, mit denen ich damals in Berührung kam und zum Theil bis an ihr Ende freundschaftliche Beziehungen unterhalten habe. Zu ihnen gehören Wilhelm Schadow, Felix Mendelssohn, August Grahl der talentvolle Porträtmaler und kenntnißreiche Sammler werthvoller Zeichnungen, Wilhelm Zahn, der vor allen Andern sich um die Kenntniß pompejanischer Malerkunst verdient gemacht hat, F. M. Hessemer, der mit gefüllten Mappen von einer Reise bis zu den Katarakten des Nil zurückkehrte und die Kenntniß arabischer Baukunst und Ornamentik unter den Ersten vertrat, J. M. Mauch, dessen Bearbeitung und allmähliche Erweiterung des Normandschen Werkes über die Säulenordnungen lange Jahre hindurch eines der nützlichsten architektonischen Lehrbücher gewesen ist und immer brauchbar bleibt, Wilhelm Ahlborn, dessen Landschaftsbilder damals noch südliche Wärme und Farbenreichtum wiederspiegelten, der ihm in späteren Zeiten nur zu sehr abhanden gekommen ist. Zu ihnen kamen Anfang 1831 Leopold Robert und sein Freund v. Pourtalès. Ersterer hat in Florenz das ergreifende aber zu melancholische Bild der Beerdigung eines Landmannes aus der römischen Campagna gemalt, von welchem man wol auf eine beginnende Verdüsterung seines Gemütes geschlossen hat. In Florenz hat er die Bekanntschaft der geist- und talentvollen Prinzessin Charlotte Bonaparte Tochter Josephs gemacht, welche zu Anfang des obengedachten Jahres während des Aufstandes in der Romagna ihren Gemal den älteren Bruder des nachmaligen Kaisers verloren hatte und die man mit Roberts tragischem Ende in Verbindung hat bringen wollen. Um dieselbe Zeit

kam Götzenberger, den ich in Bonn während seiner Beschäftigung an den Fresken der Aula kennen gelernt hatte, von Rom zurück, überdies der Wiener Rauch u. A., die ich übergehe, um die Liste nicht zu lang zu machen. Schon habe ich Moritz Steinla genannt: nach ihm erschienen Jakob Felsing, um sein treffliches Blatt nach Del Sarto zu vollenden, und Eduard Eichens, den die politischen Unruhen mit seinem Lehrer Toschi aus Parma vertrieben hatten. Im December 1830 war derjenige zuerst in Florenz angelangt, welcher zu der italienischen Kunstgeschichte vom 14. zum 16. Jahrhundert unbeschadet der Verdienste Rumohrs den eigentlichen urkundlichen Grund gelegt hat, der damals sechsundzwanzigjährige Schleswiger Johannes Gaye, welcher aus Ludwig Schorns guter Schule kam, und nachdem er in Mittel- und Süditalien wie in Griechenland einen reichen Schatz von Anschauungen gesammelt, nach langen Wanderungen im J. 1838 nach Florenz zurückgekehrt hier die Sammlung des Carteggio inedito d'artisti veröffentlichte, dessen letzter Band noch nicht fertig gedruckt war, als der fleißige Herausgeber im August 1840 einem schleichenden Brustübel erlag.

Selbstverständlich liegt es mir ferne, ein solches Namenverzeichniß fortführen zu wollen. Rom war begreiflicherweise weit mehr als Florenz der Sammelplatz für Künstler wie für Gelehrte. Indem ich nur letzterer gedenke, ist in erster Linie das Institut für archäologische Correspondenz zu nennen, welches unter Bunsens energischer Leitung sich rasch zu großer Blüte entwickelt hatte. Als ich zuerst nach Rom kam, war Eduard Gerhard, der die durch sein schwaches Gesicht verursachten Schwierigkeiten mit seltener Willenskraft und unermüdlicher Thätigkeit überwand, wieder dort, mit

den Vorbereitungen zu seiner griechischen Reise beschäftigt. Wenige haben sich in Rom so eingelebt wie er und so mannigfaltige Eindrücke und Anschauungen auch von andern als gelehrten Dingen empfangen. O. Kellermann, den die Cholera des folgenden Jahres hinwegraffte, Richard Lepsius, Wilhelm Abeken, Ludwig Urlichs, nachmals Otto Jahn, Emil Braun u. A. waren thätig. Heinrich Wilhelm Schulz, schon von Dresden her in freundschaftlichen Beziehungen zu Rumohr und Otto Magnus von Stackelberg, war im Herbst 1831 nach Italien gekommen, wo er sich namentlich der Geschichte von Kunst und Altertum in den südlichen Provinzen zuwandte und die Materialien zu dem großen Werke sammelte dessen Herausgabe er nicht erlebt hat. Karl Otfried Müller, auf der Reise nach Griechenland von wo er nicht heimkehren sollte, F. G. Welcker, Ludwig Roß, P. W. Forchhammer, mehre Andere kamen zu längerem oder kürzerem Besuch. Theodor Heyse und Albert Dressel arbeiteten in der Vaticana für philologische Zwecke, Ersterer sowol im Fache classischer Literatur wovon seine Ausgabe und Uebersetzung des Catull Zeugniß ablegt wie in dem der Kirchenväter und ältesten Bibelübertragung, ein Fach dem der Zweite, der Herausgeber des Prudentius und der apostolischen Väter sich ganz widmete. Neben den Archäologen arbeiteten vor Allen die Historiker. Die Bekanntschaft mancher unter ihnen verdanke ich meinen römischen Jahren. Felix Papencordt hatte ich in Berlin flüchtig kennen gelernt, trat aber jetzt erst zu ihm in freundschaftliche Beziehungen. Er hatte sich durch die von der französischen Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift über die Vandalenherrschaft in Afrika, die er in Rom vollständig umarbeitete, rasch einen guten

Namen gemacht und war nun zu dem Zwecke gekommen die Geschichte Roms im Mittelalter zu erforschen, eine Arbeit an deren Vollendung ihn ein früher Tod verhindert hat, sodaß nur die Monographie über Cola di Rienzo wirklich abgeschlossen vorliegt, während die größere Arbeit von einem Andern manche Jahre später in weiterem Umfang und mit großem Geschick wieder aufgenommen worden ist. Zu verschiedenen Zeiten kamen Dönniges, Gervinus, Giesebrecht, Hegel, Höfler, Andere noch, wie die Württemberger Adelbert Keller und Herman Reuchlin. Die Urkundensammlung zur Geschichte des Römerzugs Kaiser Heinrichs VII., die Geschichte der florentinischen Historiographie, die Untersuchungen über die Anfänge des Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien, die Geschichte der italienischen Städteverfassung und diejenige der deutschen Päpste, tüchtige Arbeiten der jüngeren Jahre dieser namhaften Historiker, sind überwiegend Früchte ihres italienischen Aufenthalts. Das Capitol fuhr fort Gastfreundschaft zu üben, auch nachdem Bunsens kundige Leitung aufgehört hatte. Friedrich von Raumer, G. F. Waagen, der verdienstvolle Pädagog L. Wiese, Vogel von Vogelstein, Ferdinand Hiller waren gerne gesehene Gäste. August Platen lernte ich in Toscana kennen, wo er, wie seine Gedichte verkünden, viel und gerne verweilte und umherzog.

Der römischen Fremdenwelt verdanke ich auch für meine späteren heimatlichen Beziehungen viel. Mit mehren Mitgliedern und nahen Verwandten unseres Königshauses wurde ich bekannt. Zu diesen gehörten Prinz Wilhelm Bruder Friedrich Wilhelms III. mit seinen beiden Söhnen, die Prinzen Albrecht und Friedrich, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, welche für die Gesundheit ihrer älteren

Tochter Hülfe vom südlichen Klima suchen kam, aber den Schmerz hatte diese in Rom zu verlieren, wodurch ein Aufenthalt unterbrochen wurde, welcher für die kunstsinnige und selber kunstthätige Fürstin viel Anziehendes hatte. Ihr ältester Sohn der heutige Großherzog kam zugleich mit seinen nahen Angehörigen, der herzoglich Cambridgeschen Familie, die Großherzogin Marie Herzogin von Leuchtenberg, der Prinz und nachmalige Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, der Erbprinz Adolf Georg von Schaumburg-Lippe und andere deutsche Fürsten fanden sich zum Theil zu längerem Aufenthalte ein und betheiligten sich an dem gesellschaftlichen Leben. König Ludwig von Baiern, welcher in seinen reifen, wie noch nach zwei Decennien in vorgerückten Jahren Rom mit derselben Lebhaftigkeit wie mit gleichem Verständniß genoß wie in seiner Jugend, und seine künstlerischen Beziehungen mit gleicher Liebe pflegte, blieb seiner einfachen aber die schönste Rundschau gewährenden Villa Malta treu. Bei späteren Begegnungen pflegte er mich jedesmal an die bei seinem Gesandten dem Grafen Carl Spaur und dessen schöner römischer Frau verbrachten Abende zu erinnern, wo er seiner Originalität ebensowenig wie in Künstlerkreisen einen Zaum anlegte. Zu seinen vielen Eigentümlichkeiten gehörte auch seine Gleichgültigkeit um nicht zu sagen Abneigung gegen alles, abgesehen vom allernothwendigsten Ameublement seiner Besitzungen und Aufenthaltsorte, wovon so die römische Villa wie das pfälzische Edenkoben Proben darboten. Als sein Sohn König Max erstere einmal bewohnte, mußte man neues Hausgeräth herbeischaffen um das schadhafte oder fehlende zu ersetzen oder zu ergänzen, aber der alte Herr ließ bei seinem nächsten Besuch

alles ihm aufgezwungene wieder wegräumen — eine rechte restitutio in integrum. Man mußte Graf Spaur den Auftritt schildern hören, wie er, als Papst Gregor XVI. an einem Abende den König in seiner Villa besuchen kam, dem Pontifex maximus mit einem Paar ordinärer messingener Leuchter statt der Candelaber in den Händen entgegenlief. Dies waren Seltsamkeiten, aber niemand hat Italien voller und freudiger genossen und diesen Genuß durch eigene große und schöne Schöpfungen selbstthätiger auch Andere theilen lassen als dieser Fürst, eine wahre Dichterseele wenn er auch manchen schlechten Vers gemacht hat, voll schöner Begeisterung und edlen Feuers, das in ihm auch im Alter nicht erlosch. Noch zu Anfang des Jahres 1866, als er im achtzigsten Lebensjahre stand, besuchte er von Rom aus die Abhänge der Volskerberge mit dem malerischen Cori, seinem Hercules-Tempel und seinen cyclopischen Mauern. Lange nach seinem Tode bin ich seinen Erinnerungen auf einer anmutig gelegenen Villa in der Nähe von Perugia begegnet, und wenn es zunächst die einer schönen und geistvollen Dame gespendete Huldigung war, was ihn wiederholt in dies malerische Land Umbrien zog, so haben doch, abgesehen von den reichen Kunstschätzen Perugia's und Assisi's die großartige Schönheit und der poetische Reiz dieser unvergleichlichen, Ernst mit Lieblichkeit vereinigenden Landschaft mächtig auf ihn gewirkt.

Der Sammelplatz für die Landsleute, namentlich die Norddeutschen, war besonders von Anfang 1840 an das Haus des Adjutanten des Prinzen Heinrich, des Majors von Molière, welcher den im Frühling 1839 verstorbenen General von Lepel ersetzte, der sich ebenfalls der Besucher Roms stets freundlich angenommen hatte. Er war ein Schwager Ancillons, in

den Hofkreisen völlig zu Hause, ein tüchtiger Offizier, lebendig und gewandt und von liebenswürdigstem Wesen. Sein Haus, in welchem eine treffliche Frau waltete, wurde bald der Mittelpunkt angenehmster Geselligkeit, welche den Gästen aus dem Norden wie den für längere Zeit in Rom weilenden Literaten und Künstlern in gleichem Maße zu gute kam. Der lange Aufenthalt des preußischen Prinzen, den die neapolitanische Revolution des Jahres 1820 nach Rom geführt hatte, wo er über ein viertel Jahrhundert in einem am Corso gelegenen Hause zugebracht hat, gewährte überhaupt seinen Landsleuten manche gesellige Vortheile, obgleich er selber mehr denn anderthalb Decennien lang allem Umgang sich verschloß und das Zimmer wie Jahre lang das Bett, ohne eigentlich krank zu sein, nicht verließ. Das Haus seines Secretärs Emil Vollard hat diese lange Reihe von Jahren hindurch den Deutschen die herzlichste Aufnahme geboten, von welcher Viele dankbare Erinnerung bewahrt haben. Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur der Mehrzahl derer gedenken wollte, die zu Ende des vierten wie zu Anfang des folgenden Decenniums längere oder kürzere Zeit in Rom verweilten. Da war Graf Hohenthal-Königsbrück mit seiner geist- und gemütvollen Gemalin Prinzessin von Biron-Wartenberg und deren Schwester Prinzessin Fanny; General von Rochow damals Gesandter in Stuttgart mit seiner Familie; Graf und Gräfin Friedrich Pourtalès, deren noch oft zu gedenken sein wird. Von anderen deutschen Landsleuten möge Herr von Seebach Graf Nesselrode's Schwiegersohn und nachmals vieljähriger Vertreter Sachsens in Paris genannt werden, mit dem ich manche der pittoresken und merkwürdigen und dennoch verhältnißmäßig wenig

beachteten historischen Orte der Campagna besucht habe. Zu längerem Aufenthalte kam Graf Friedrich Egloffstein Sohn des früheren Obermundschenks am königlichen Hofe, mit seiner Frau einer Schwester des jetzigen Grafen Orlow=Davidow. Er war ein Halbbruder der Gräfin Julie Egloffstein, die einst am weimarischen Hofe in dessen durch die Poesie verklärten Tagen durch Schönheit und Talent geglänzt hatte und wiederholt in Rom war, wo es ihr, die als Malerin eine über das gewöhnliche Dilettantenwesen weit hinausgehende Begabung an den Tag legte, nicht an Beachtung mangelte. Ihr warmer Verehrer war der hannoversche Ministerresident Kestner, dessen noch gedacht werden wird, ein Sohn von Werthers Lotte, der in der naiven Eigentümlichkeit seiner Phraseologie von ihr sagte, sie sei groß als Mensch und Künstlerin. Graf und Gräfin Egloffstein sahen viel Gesellschaft bei sich und erwarben manches schöne Kunstwerk. Bei ihnen bin ich dem Grafen von Chambord vorgestellt worden, welcher im Winter 1839/40 nach Rom kam, um dem Papste seine Ehrfurcht zu bezeigen. Der französische Botschafter Graf Septime de La Tour=Maubourg beging die arge Ungeschicklichkeit, Gregor XVI. an dem Empfange des Prinzen hindern zu wollen, aber es hätte nicht erst eines Briefes der Herzogin von Berry an das Haupt der katholischen Kirche bedurft um ein solches Bemühen zunichte zu machen. Der Botschafter erreichte mit seinem faux pas nichts anderes als daß alle seine Collegen, das ganze diplomatische Corps und der römische und auswärtige Adel sich bei dem rechtmäßigen Erben der französischen Krone aufschreiben gingen. Heinrich von Bourbon war damals nicht zwanzig alt, nur von Mittelgröße, aber wohlgebildet, ein schöner edler Kopf

mit angenehmem Ausdruck, in seiner Haltung und seinem Wesen gleiche Würde und Courtoisie.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich in dieser langen Zeit eine Menge Diplomaten kennen lernte und zu einigen derselben in nähere persönliche Beziehungen trat. Wenn ich die bedeutendsten nenne, so ist's eine Todtenschau, denn keiner ist heute am Leben, wie denn mehre damals schon bejahrte Männer waren. In meiner ersten florentiner Zeit war Oesterreich seit vielen Jahren durch den Grafen Louis Bombelles vertreten, welchen seine Heirat mit Ida Brun, der Tochter der deutsch-dänischen Schriftstellerin Friederike Brun geb. Münter auch deutschen literarischen Kreisen nahe gebracht hat, denen er, in Wesen und Haltung ein Franzose, sonst fern stand. Auf ihn folgte Graf Franz Saurau, der hier im Frühling 1832 eine lange wechselvolle Laufbahn beschloß, welche ihn von des Freiherrn von Thugut Tagen an in einflußreichen Stellungen durch Wohl und Wehe des Kaiserstaates geführt hatte. Bombelles, so hieß es, war seinem Gouvernement wegen der etwas schlaffen Beaufsichtigung der angeblichen gewiß schüchternen liberalisirenden Tendenzen des Großherzogs, dem Großherzog wegen seiner schlaffen Moral und des selbst in dem leichtlebigen Florenz einigermaßen anstößigen Verhältnisses zu der Sängerin Giuditta Grisi (welche nebenbei gesagt ihre jüngere Schwester Giulia weder an Stimme noch an Schönheit erreichte, sie aber an dramatischer Kunst in tragischen Rollen übertraf) unbequem geworden, so daß man ihn durch einen Veteranen ersetzte, einen hochgewachsenen alten Mann, starr und steif aber mit dem Bestreben höflich zu sein, welchem übrigens der von Leopold II. ererbte Minister Graf Fossombroni, der seinem Grundsatz:

„die Welt geht von selber" treu blieb, keinen Einfluß auf innere Angelegenheiten einräumte, während des Botschafters schwindende Kraft die Last von mehr denn sieben Decennien und die Folgen vieler Kämpfe und Mühen verklagte. Was immer man von österreichischem Einfluß in dem von einer habsburgischen Secundogenitur regierten Toscana gesagt, so hat doch nie ein kaiserlicher Repräsentant in Florenz eine Stellung gehabt, wie z. B. Graf Lützow in Rom. Auch Graf Senfft von Pilsach Saurau's Nachfolger hatte in stürmischen Zeiten Geschickeswechsel erlebt, welche ihn, wie es später seinem Landsmann Beust begegnet ist, aus dem sächsischen in den österreichischen Dienst übergehen ließen, und Graf Adam Reviczky ist Gesandter in Florenz geworden, weil seine Stellung in seiner Heimat Ungarn sich schwierig gestaltet hatte. Als Gesandten Englands fand ich Lord Burghersh nachmals Graf von Westmorland, den ich noch wiederholt zu nennen haben werde, durch seine Heirat Neffe Wellingtons, der eifrigste Musikdilettant, den ich je gekannt habe. Auf ihn folgte Sir Hamilton Seymour Neffe des Herzogs von Somerset, später Gesandter in Brüssel und Botschafter in St. Petersburg, von wo er jene Depeschen über Kaiser Nikolaus' Eröffnungen inbetreff des „Kranken Mannes" schrieb, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, aber der Oeffentlichkeit übergeben ein so ungeheures Aufsehen gemacht haben. Sein Nachfolger Ralph Abercromby, später Lord Dunfermline, war Secretär Lord Ponsonby's zur Zeit des Eingreifens Englands und Frankreichs in die Geschicke Belgiens, dann Legationssecretär in Berlin gewesen und hat nachmals die deutschen Angelegenheiten als Gesandter beim Bundestage kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Nachdem

das Louis-Philippesche Frankreich den Gesandten Carls X., den bekannten Baron Vitrolles abberufen, war es nur durch interimistische Geschäftsträger vertreten, denen im Jahre 1833 der Baron Talleyrand, dann Herr Bellocq, längere Zeit hindurch erster Botschaftssecretär in Rom, als bevollmächtigte Minister folgten. Gesandter Sardiniens war ein ehrenwerther Veteran, der Graf von Castell' Alfero, früher in Berlin, der als letzter seiner aus Asti stammenden Familie in Florenz starb. Rußland sandte nur Geschäftsträger, den Fürsten Alexander Gortschakow, dann Herrn Kakoschkin. Ersterem prognosticirte man seine nachmalige glänzende Carriere nicht, obwol man ihm Geist und Ambition zuschrieb, diese selbst in vollem Maße, denn er war außerordentlich geschäftig, sodaß der Herzog Carl Ludwig von Lucca, zu dessen Fehlern übergroße Rührigkeit nicht gehörte, ihn Monsieur le Surchargé d'affaires nannte. Si Vous le saignez, sagte dieser vormalige König von Etrurien, vous aurez de l'encre — si vous l'écorchiez, vous trouveriez des dépêches. Von Florenz ging er 1834 als Botschaftsrath nach Wien. Sein Nachfolger, Schwiegersohn von Madame Catalani, hat seine Laufbahn als Gesandter in Dresden beschlossen. Rom hat nur einmal versucht, seiner Vertretung in Toscana höheren Glanz und Einfluß zu verschaffen, durch die Ernennung Msgr. Brignole's, nachmaligen Cardinals, zum Nuntius. Aber man kehrte bald zu einem einfachen Geschäftsträger zurück. — Wie man sieht, wies das diplomatische Corps an einem kleinen Hofe mehre Namen von Bedeutung auf.

Bei Rom muß ich mich kürzer fassen. Graf Rudolf Lützow hat Oesterreich viele Jahre lang mit Auszeichnung

und großem Einfluß vertreten, bis die Katastrophe von 1848 über den Palazzo di Venezia hereinbrach. Französische Botschafter waren der Marquis und sein Bruder der obengenannte Graf de La Tour-Maubourg, unter welchem letzteren Alphonse de Rayneval seine diplomatische Laufbahn begann. Rußland sandte Herrn von Potemkin, dann Herrn von Buteniew, der sich in Constantinopel erprobt hatte. Graf Ludolf, welcher Neapel vertrat, hat in seinem langen Leben und vielgestaltigen Dienste zahlreiche Peripetien bourbonischer Herrschaft bis zu ihrem Sturze mit durchgemacht. Die Niederlande vertrat viele Jahre hindurch Graf Liedekerke Beauffort, der volle Gelegenheit gehabt hat, la cour et la ville kennen zu lernen, Belgien auf nicht lange Zeit Graf d'Oultremont de Warfusée Bruder der Gräfin von Nassau. Des baierischen Gesandten Grafen Spaur ist schon gedacht worden und wird noch wiederholt Erwähnung geschehen. Nicht dürfen die Vertreter kleinerer deutscher Staaten unerwähnt bleiben, der hannoversche Ministerresident August Kestner, in Literatur und Kunst wohlbewandert und selbstthätig, ein kenntnißreicher und glücklicher Sammler von Altertumsgegenständen während eines vieljährigen Aufenthalts; der sächsische Agent Ernst Platner Verfasser der das moderne Rom betreffenden Theile in der mit Bunsen, Gerhard und Röstell unternommenen Beschreibung der Stadt; der württembergische Consul von Kolb, intimer Freund Thorwaldsens und einsichtsvoller Förderer künstlerischer Arbeiten und Interessen wie überhaupt der Interessen seiner Landsleute — drei Männer die in Rom ihr Leben beschlossen haben. Wenn ich den bereits oben genannten Mitgliedern des diplomatischen Corps in Constantinopel noch die beiden österreichischen Internuntien, die

Barone Ottenfels und Stürmer hinzuzähle, die einander zu Anfang 1833 abwechselten, so ist meine vielleicht zu lange Liste beschlossen.

Bevor ich von dem römischen diplomatischen Corps Abschied nehme, muß ich aber einer demselben angehörigen Dame gedenken, weil sich damit eine jener Erinnerungen an Beziehungen verbindet, die nicht zu denen zu zählen sind welche bei historischen Thatsachen besonders in Betracht kommen, aber immerhin auf einen Einfluß hinweisen der nicht völlig unwesentlich geblieben ist. Die Gemalin des österreichischen Botschafters Grafen Lützow stammte aus einer sardischen Familie und lebte in Turin als verwitwete Marquise de Saint Laurent, als sie sich mit dem damaligen Vertreter Oesterreichs beim Könige Carl Felix wiederverheiratete. Von ihren drei Töchtern erster Ehe heiratete die älteste Herrn Gutierrez d'Estrada vormaligen mexicanischen Minister des Auswärtigen und einen der Chefs der Partei, welche eine monarchische Umgestaltung ihres Heimatlandes anstrebte. Die Blicke dieses Mannes waren lange auf einen spanischen Infanten gerichtet gewesen, und nachdem er sich von der Erfolglosigkeit solcher Bestrebungen überzeugt hatte, lebte er in Rom, wo er in diplomatischen und aristokratischen Kreisen viel verkehrte. Der mexicanische Krieg von 1861 belebte natürlich seine Hoffnungen wieder und er ist nicht ohne persönlichen Einfluß auf den Entschluß Erzherzog Maximilians geblieben. Nach dem im Jahre 1858 erfolgten Tode des Grafen Lützow versah seine Witwe das Amt einer Oberst-hofmeisterin bei der Erzherzogin Charlotte Gemalin des Erzherzogs, der am 10. April 1864 die auf Betrieb Napoleons III. ihm angebotene mexicanische Kaiserkrone an=

nahm. Als der neue Kaiser auf der Reise nach seinem Reiche nicht lange darauf in Rom anlangte um sich mit seiner Gemalin dem Papste vorzustellen, stieg er in der Wohnung Gutierrez d'Estrada's dem Palast Marescotti ab. Die Römer trauten von vornherein dem Dinge nicht, und eine jener Satiren, woran die römische Volkspoesie so reich ist, warnte Maximilian. Sie schloß mit den zu trauriger Wahrheit gewordenen Worten:

Il „timeo Danaos“ chi non ricorda,
Sotto la clamide trova la corda.

Ich bin von dem hoffnungsreichen geistvollen Erzherzog im Mai 1864 in Rom empfangen worden — ich habe nicht viel über drei Jahre später Kaiser Napoleon in den Champs Elysées an dem Tage gesehen, an welchem er die Nachricht von der Tragödie von Queretaro empfangen hatte.

Aber ich habe mich durch historische Erinnerungen viel zu weit führen lassen!



II.

König und Königin.

Der Monat Juni des Jahres 1843 war schon vorgerückt als ich Rom verließ. Ueber Florenz und Bologna ging es zunächst nach Rovigo, von wo ich die Euganeischen Hügel und Petrarca's Haus und Grabstätte in Arquà besuchte, und von Padua bis an die Lagunen zum ersten Mal in Italien auf der Eisenbahn fuhr. In Venedig, wo ich Bekannte und Freunde wiedersah und neue Verbindungen, unter andern mit dem trefflichen Emmanuele Cicogna, dieser lebendigen Bibliothek heimatlicher Erudition, und dem gleich ihm unermüdeten Forscher venetianischer Geschichte und Altertümer Rawdon Brown anknüpfte, verbrachte ich angenehme Tage. Mailand hatte ich seit meinem Eintritt in Italien nicht wiedergesehen und fand somit manches Neue und Erfreuliche, wozu ich einen Besuch in der Certosa von Pavia rechne. Ueber den Gotthard ging ich nach Basel und von dort nach Straßburg, welches mir auch unter französischer Herrschaft und mit französischem Militär gefüllt wie eine deutsche Stadt erschien. In Frankfurt vernahm ich, daß der Minister des Auswärtigen Baron Bülow in Schlangenbad verweile, wohin ich fuhr um mich ihm vorzustellen und

zugleich um Urlaub zum Besuch in meiner engern Heimat zu bitten. Nach sieben Jahren war ich im letzten Drittel des Juli wieder in Aachen, von wo ich Anfang August einen kurzen Ausflug nach London und nach Edinburg machte. Seit meiner frühen Kindheit hatte ich von Schottland, wo mein Vater seine Universitätsstudien zur Zeit des größten wissenschaftlichen Glanzes der Hochschule vollendet hatte, reden gehört, so daß alles was ich von Edinburg selbst und dem südlichen Schottland sah — das Hochland lernte ich leider nicht kennen — mein lebendigstes Interesse erregte, wie denn überhaupt schottische und Stuartische Geschichte mich zu allen Zeiten mächtig angezogen hat. Am Ende der ersten Septemberwoche war ich in Berlin.

Es war eine stille Zeit für die Hauptstadt. Der Hof war abwesend, die Gesellschaft zerstreut. Bald nach meinem Eintreffen wurde ich in meine neue Stellung oder richtiger Stellungen eingeführt; den trefflichen und wohlwollenden Chef des Civilcabinets des Königs Geh. Cabinetsrath Müller fand ich in Potsdam, wo ich auch Alexander von Humboldt im königlichen Schlosse meinen ersten Besuch abstattete und aufs freundlichste empfangen Beziehungen anknüpfte die nur mit dem Tode des berühmten Mannes geendigt haben. Verschiedene Umstände, unter anderm militärische Festlichkeiten in Gegenwart der russischen Herrschaften, verzögerten meinen Empfang beim Könige, sodaß ich währenddessen Zeit hatte ältere und jüngere Bekannte aufzusuchen und neue Bekanntschaften zu machen, sowie in Dresden und Halle alten Freunden Besuche abzustatten. Nach der Uebersiedelung des Hofes nach Charlottenburg wurde ich am 23. November dorthin zur Tafel befohlen. Es war eine zahlreiche Ge=

sellschaft, Prinz Albrecht, Prinz Friedrich der Niederlande mit seiner ältern Tochter der nachmaligen Königin von Schweden, die Minister von Thile, Graf Arnim, Eichhorn mit mehren anderen hochgestellten Beamten und Geistlichen, Leopold Ranke, die Gräfin Bohlen geborne von Walsleben, der ich schon vorgestellt worden war, neben den zum Hofstaat gehörenden Personen. König und Königin empfingen mich mit größtem Wohlwollen. Nach der Tafel überreichte ich dem Könige, der sich über meine literarischen Arbeiten sehr freundlich äußerte, außer einem eben gedruckten ausführlichen Aufsatz über die letzten Zeiten des Johanniterordens, der dessen Geschichte vom vorletzten Großmeister Emanuel de Rohan bis auf die jüngsten Tage enthielt, verschiedene aus Italien für ihn mitgebrachte Werke, von dem gelehrten römischen Architekten und Archäologen Luigi Canina über die alten christlichen Kirchen, von dem Grafen Orti Manara in Verona über dortige Monumente und mehres andere. Einige Tage später wurde ich eingeladen den Abend bei der königlichen Familie zu verbringen. Es war im kleinsten Kreise, Prinz Albrecht und Prinz und Prinzessin Friedrich, sonst nur der kleine Hofstaat, mit dem Grafen Brühl, der nach seiner Rückkehr aus Italien als Oberst und Flügeladjutant in nächste persönliche Beziehungen zum Könige getreten war, und dem Oberstlieutenant von Molière, der mit seiner Familie zum Jubiläum seines Vaters von Rom eingetroffen war und einige Zeit in Berlin verweilte. Die Abendunterhaltungen im Schlosse waren ganz einfach und ohne Ceremoniell. Die Königin saß auf dem Sopha vor dem runden Tische zur Seite ihrer Schwägerin, neben dieser der König in einem Lehnstuhl, die beiden Prinzen zur Seite,

die wenigen Gäste rings um den Tisch. Eine Tasse Thee, ein leichtes gewöhnlich kaltes Abendbrod, so ist es immer geblieben. Kunstblätter und Literarisches, was eben angekommen, wurde angesehen und besprochen. Der König richtete zahlreiche Fragen an mich über italienische Dinge, über Geschichte, Topographie, Kunst, Familie; die Königin, in geschichtlichen und genealogischen Dingen ungewöhnlich bewandert, nahm vielfach an der Conversation Theil. Nachmals besprach sie eine Angelegenheit mit mir, die ihrem Antheil empfohlen worden war, diejenige einer Nonne aus einer westfälischen Adelsfamilie, einer Tochter des Freiherrn von Schellersheim, der sich in der Napoleonischen Zeit als Altertumsforscher einen Namen gemacht und unter anderm die Ausgrabung des antiken Theaters von Fiesole unternommen hatte. Von seinen drei einer in Italien geschlossenen Ehe entsprossenen Kindern war einer der Söhne Dominicaner in Rom, ein anderer Nobelgardist in Florenz geworden, während die Tochter in ein frascataner Kloster gesteckt worden war, wo sie, auch von ihren später nach Deutschland gelangten Brüdern verlassen und vergessen, dürftig lebte und nun durch Vermittlung des baierischen Gesandten beim h. Stuhl Gelegenheit gefunden hatte sich dem Schutze der Königin zu empfehlen, was auch nicht ganz ohne befriedigende Ergebnisse geblieben ist.

Oben habe ich des Prinzen Friedrich der Niederlande gedacht und wird seiner in den gegenwärtigen Erinnerungen noch oft Erwähnung geschehen, da ich ihm auch in spätern Jahren wiederholt so in Berlin wie am Rhein begegnet bin, Begegnungen die mich stets erfreut haben. Der jüngere Sohn König Wilhelms und der Schwester König

Friedrich Wilhelms II. war ein durchaus tüchtiger, verständiger, redlicher Mann, von ruhigem besonnenem Urteil und trefflichem Herzen. Die Geschicke der Staaten wie die der Individuen liegen in Gottes Hand. Aber man kann sich der Betrachtung nicht erwehren, daß wenn ein Mann von Prinz Friedrichs Charakter die Zügel der Regierung der Vereinigten Niederlande in der Hand gehalten hätte, der Bruch von 1830 nicht erfolgt wäre. Die beiden Hälften der nach so langer Trennung wiedervereinigten Provinzen, die in ihrer glänzendsten Zeit ein Ganzes bildeten, haben im Laufe der Jahre die schlimmen Folgen der neuen Zerreißung überwunden und sich, jede in ihrer Eigentümlichkeit, zu hoher Blüte entwickelt und freundnachbarlich mit einander vertragen. Aber die Zerstörung eines großen Ganzen, dessen Theile einander wechselseitig unterstützten, Belgien in der Industrie, Holland in Schifffahrt und Handel überwiegend, und die aus der Trennung entspringende politische Machtlosigkeit ist doch eben ein Unglück gewesen. Ich habe mich solchen Betrachtungen oft hingegeben, wenn ich mich mit diesem trefflichen Sprossen des nun aussterbenden Hauses Nassau-Oranien unterhielt.

In diese Zeit fiel mein erster Besuch in Neustrelitz, wo ich später wiederholt gewesen bin. Wie ich erzählt habe, war ich der Großherzogin, sowie dem Erbgroßherzoge, der sich unterdessen mit seiner Cousine der Prinzessin Auguste von Cambridge vermält hatte, in Rom bekannt geworden, im Molièreschen Hause, dessen Bewohner eben jetzt zum Besuche in Mecklenburg, der Heimat der Frau von Molière einer gebornen von Plessen anwesend waren. Die in der kleinen Residenzstadt verbrachten Tage verstrichen auf das

angenehmste. Der Großherzog Georg Bruder der Königin Luise war ein feingebildeter und kunstsinniger Herr von großer Herzensgüte und angenehmsten Formen. Er war in seiner Jugend in Frankreich und Italien gereist und nahm lebendigen Antheil an der Kunst, namentlich an der Musik, sodaß seine zunehmende Schwerhörigkeit für ihn eine harte Prüfung war. Wenn bei Hofe musikalische Unterhaltung war, was nicht selten vorkam, pflegte er sich in die Nähe der Vortragenden zu begeben, was jedoch begreiflicherweise den Gesammteffect für ihn stören mußte. Die Musik, der er den Vorzug gab, war die italienische, und er war ein großer Bewunderer der Gesangeskunst Henriette Sontags gewesen, welche er bei seinen Besuchen in Berlin nie zu vergessen pflegte. Die Großherzogin geborene Prinzessin von Hessen, eine Frau von trefflichem Herzen und frischem, lebendigem Geiste nahm an der Malerei großen Antheil und hat sich bis in ihre spätesten Jahre mit derselben selbstthätig beschäftigt. An dem Hofe, dem es an geselligen Elementen nicht fehlte und welchem der lebendige Geist der Erbgroßherzogin neue Bewegung brachte, walteten ganz angenehme Verhältnisse vor. Meine persönlichen Erinnerungen sind nur zu Gunsten der kleineren über Deutschland verbreiteten fürstlichen Hofhaltungen geblieben, welche mit wenigen Ausnahmen ein gutes Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen geschaffen, persönliche Anhänglichkeit gefördert und manchen kleineren Städten so in materieller wie in geistiger Beziehung eine Bedeutung verliehen haben an welche sonst nicht zu denken gewesen wäre.

Das Jahr 1844 war angebrochen. Wenn ich nicht irre hatte zuerst in dem vorhergehenden Winter Friedrich von Raumer

den Gedanken eines Cyclus freier wissenschaftlicher Vorträge verwirklicht, welche allwöchentlich im Saale der Singakademie gehalten werden sollten. Die Idee hatte großen Beifall gefunden, und von der königlichen Familie an bildeten alle höheren gesellschaftlichen Stände eine zahlreiche Zuhörerschaft, sodaß der ganze große schöne Saal gefüllt zu sein pflegte. Die Sitte solcher Vorträge, in denen zahlreiche Gelehrte und Literaten mit der Zeit große Gewandtheit in Bezug auf die räumliche Beschränkung wissenschaftlicher Gegenstände gewannen, welche Gewandtheit sonst Manchen abzugehen pflegte, hat sich seitdem über ganz Deutschland verbreitet, und heute noch ist die Anziehungskraft derselben, welche immerhin ein leichtes Mittel zur Gewinnung von mancherlei Anschauungen und Kenntnissen sind, keineswegs geschwunden. Damals hatte die Sache noch den Reiz der Neuheit, und solche Vorträge haben dazu beigetragen die Aufmerksamkeit auf Personen wie auf Dinge zu leiten, wie es bei Ernst Curtius der Fall gewesen ist, dessen treffliche Schilderungen der athenischen Akropolis und der Insel Naxos an den Tag legten, wie gelehrte Forschung und geschmackvolle Darstellung zu vereinigen sind. Herr von Raumer hatte mich um Betheiligung ersucht, und am Abende des 13. Januar hielt ich einen Vortrag über die poetische Literatur Italiens von dem Ausgange des letzten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Der Stoff war den Meisten größtentheils neu. Der Regenerator der lyrischen und didaktischen Poesie in Oberitalien Giuseppe Parini war der Mehrzahl kaum dem Namen nach bekannt, und von Manzoni hatten die Meisten nur die „Verlobten“ gelesen, denn seine Tragödien waren ungeachtet des von Goethe ihnen gewidmeten Antheils und

der Uebersetzungen nicht durchgedrungen, was sie auch ihrer Natur nach nicht konnten, und auf die Inni sacri, welche der italienischen Poesie eine neue Welt erschlossen, ist man in Deutschland erst vier Decennien später durch Paul Heyse's Uebertragung wieder hingewiesen worden, ohne daß auch diese in weitere Kreise gelangt wäre. Von Ugo Foscolo kannte man nur den Ortis, der jedoch die halbe Vergessenheit der Werther-Epoche theilte. Der Arnaldo da Brescia, das bedeutendste dramatische Werk des Florentiners Niccolini, war eben erschienen und von der Art, daß es auch in Deutschland Aufmerksamkeit erwecken mußte. Mein Vortrag erschloß somit zum Theil neue Regionen und wurde aufs beifälligste aufgenommen. Das Auditorium war so zahlreich wie glänzend. Der König, Prinz und Prinzessin von Preußen, die Prinzen Carl und Albrecht, Prinz Wilhelm Oheim mit seiner Gemalin, alle, nebst der beinahe vollständigen Literaten- und Künstlerwelt und einem ansehnlichen Theile der Hofgesellschaft, waren anwesend.

Kaum nach Hause zurückgekehrt wurde ich zum Thee nach dem Schlosse befohlen. Die Königin war unwohl, der König empfing in seinem oben geschilderten Arbeitszimmer. Die Gesellschaft bestand aus Leopold von Gerlach damals Oberst, Olfers, dem Bildhauer Rauch und dem dienstthuenden Adjutanten Major von Bonin, nachmaligem Commandirenden des I. Armeecorps. Der König äußerte sich mit dem wärmsten und liebenswürdigsten Antheil über den eben vernommenen Vortrag, namentlich über die Charakteristik Manzoni's, der eine so große Umwälzung mit anscheinend so einfachen Mitteln, mit der Poesie der heiligen Schrift und ihrer Moral bewerkstelligt hatte. Giacomo Leopardi, den

ich als Gegenfüßler Manzoni's geschildert, war dem Könige von Niebuhr und Bunsen her in lebendiger Erinnerung, aber ungeachtet seiner großen Gaben wegen seiner trostlosen Richtung nie recht nahe getreten, ebensowenig wie Foscolo, auch einer der Vertreter der glaubenslosen Poesie. Der König lenkte die Conversation, wenn sie ja abschweifte, so beharrlich wieder auf diese Stoffe, daß Olfers, welcher für die Kirche des Grauen Klosters Geld haben wollte, Mühe hatte, Aufmerksamkeit für seine Wünsche zu gewinnen und festzuhalten. Uebrigens war der König sehr heiter, und am Ende kamen denn auch mancherlei Erinnerungen an die Reihe namentlich in Beziehung auf Sanssouci, wo eben damals große Arbeiten im Gange waren, welche Olfers' und Rauchs Betheiligung veranlaßten. Unter anderm war von einem alten Schloßgärtner die Rede, der, so erzählte der König, eine Grandezza entwickelt habe, als habe er zehn Excellenzen im Leibe. Es war gut, wenn der König sich in solchem Falle heiterer Dinge erinnerte, denn Sanssouci's Vergangenheit stand ihm auch mit einer Menge Verkehrtheiten von der Zeit Friedrich Wilhelms II. an im Sinne, über welche er sich nicht zufrieden geben konnte und die allerdings zum Theil von der schlimmsten Art waren. Bis nach elf Uhr saßen wir um den kleinen runden Tisch, auf welchem auch das kurzwährende Abendessen servirt wurde.

Friedrich Wilhelm IV. stand damals zu Anfang des vierten Jahres seiner Regierung, des neunundvierzigsten seines Lebens, in voller Kraft und Fülle der Gesundheit, obgleich er in Folge seiner zum Starkwerden neigenden Körperbeschaffenheit älter schien als er war. Wenige haben einen solchen Einklang von Eigenschaften des Geistes und Herzens

aufgewiesen. Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemüthes, Lebendigkeit der Phantasie und Ausdauer der Ueberlegung waren bei ihm in wunderbarem Maße vereinigt. Er war ein Mann königlicher Gedanken und königlicher Empfindungen. Die lebensvollste Frische, die rascheste Auffassung, die innigste Durchdringung, verbunden mit dem natürlichsten Wohlwollen, dem regsten Mitgefühl, der nachsichtigsten Freundlichkeit. Bei großer Beweglichkeit des Geistes und Gefühls standhaftes Festhalten an dem als wahr Erkannten; bei ungewöhnlicher geistiger Spannkraft unverwandtes sittliches Bewußtsein; bei fürstlichem Hochgefühl wärmste Schätzung des Menschenwerthes; mit der liebevollsten Anhänglichkeit an die Seinen und der treuesten Fürsorge für dieselben vereint eine seltene Zuverlässigkeit in der Freundschaft; bei dem schlagendsten Witz eine sensitive Scheu vor Kränkung; bei lebendigem, zu leicht aufbrausendem Temperament versöhnende Güte. Er war eine durchaus edle Natur, voll Zartgefühl, gleich voll von reger Empfänglichkeit für das Verwandte wie von unüberwindlicher Abstoßung gegen Heterogenes und Verletzendes. Nie, man darf es sagen, hat eine unedle Begierde Herrschaft über ihn gewonnen. Ja es fehlte ihm in gewissem Sinne das Vermögen, das Unreine zu begreifen, sodaß er innerlich unberührt davon durchs Leben gegangen ist, in der Jugend wie in späteren Jahren, in der Hoffnungszeit wie unter bitterer Enttäuschung. Sowie der leiseste Hauch seinen Seelenspiegel trübte, suchte er sich Einflüssen zu entziehen, mit denen Abfindung und Wechselwirkung unmöglich war. Die Sehnsucht nach dem Siege des ewig Wahren und Schönen kam in ihm stets zum Durchbruch, und kein falscher

Schein konnte ihn lange täuschen, denn sein innerstes Gefühl war der sichere Probirstein für Echtes und Falsches; wenn er wol stille schwieg, nachdem er einen Irrthum erkannt hatte, so geschah es meist aus jener schonenden Rücksicht, welche, indem sie Uebelstände entfernte, Persönlichkeiten nicht fallen lassen wollte, in die er das, was ihn anzog, vielmehr hineingesehen denn als ihr Eigentum gefunden hatte.

Von seiner frühen Jugend an war es so gewesen. Die bei aller seltenen Verstandeskraft innerlich unedle Natur des Mannes, der sein Haus und sein Vaterland knechtend zu vernichten beschlossen, hatte bei dem heranwachsenden Knaben einen unauslöschlich widerwärtigen Eindruck zurückgelassen, der in den Jahren der Erhebung der deutschen Nation und der freudigen persönlichen Theilnahme an derselben bei dem königlichen Jüngling mit dem lebendigsten Gefühl der Kampfeslust gegen fremde Anmaßung und dem gerechtesten Selbstbewußtsein verschmolz. Hinwider zogen ihn hochgeborene Naturen an und Hoheit mit Milde verbindende Charaktere. So gab der reife und geprüfte Mann sich mit vollem Herzen der anziehend bedeutenden Persönlichkeit Pius' IX. hin, dem er durch die Mißgunst des Geschickes erst in den Tagen seiner gebrochenen Kraft zu begegnen bestimmt war, nachdem das wüste Treiben einer wirren Zeit des guten und edlen Papstes Wollen und Wirken vielfach gehemmt, vielfach getrübt hatte die Freudigkeit seines warmen Herzens. So umfaßte er mit treuester Anhänglichkeit einen deutschen Fürsten, mit welchem, mehr noch als die engsten Familienbande, ein seltener Einklang von Empfindungen und Ansichten und Uebereinstimmung in Lieblingsstudien und Richtungen ihn verband, von denen König Johann von Sachsen selbstthätig ein schönes

Denkmal hinterlassen hat. Mit der Sehnsucht nach dem Siege des Edlen und Sittlichreinen war bei ihm der lebendigste Schönheitssinn vereinigt. Er äußerte sich in der höheren Auffassung alles dessen, was das Menschenleben adelt und schmückt, wie in der schöpferischen Kunstbegabung, welcher kein Zweig und keine Seite ästhetischer Thätigkeit fremd und ferne blieben, den Gehalt ebenso wie die Form umfassend und nur in der innigsten Harmonie und Vermälung beider, wie in der Verbindung von Ideal und Wirklichkeit rechte Befriedigung findend. Ein Streben von Jugend an klar und offenbar, gefördert und gehoben durch einen seltenen Einklang von Erfindungsgabe und Studium, von Geschmack und Kenntnissen, von poetischer Auffassung und technischem Urteil. Die lebendige Empfänglichkeit für dichterische Schönheit ging Hand in Hand mit der selbstthätigen Freude an der bildenden Kunst. Denn die Poesie umfaßte für ihn zur selben Zeit und in demselben Maß Schrift und Bild als zwiefachen gleichberechtigten Ausdruck derselben geistigen Thätigkeit, als Doppelstral desselben Lichts. Die Wenigen in gleichem Maße verliehene Plastik der Gedanken, welche sich im großen und ganzen nicht nur, sondern im Detail selbst auf die concrete Form erstreckte, wurde durch die Raschheit und Sicherheit des allseitig umfassenden Erkennens künstlerischer Eigenschaften und Erfordernisse umsomehr beurkundet, als das äußere Hilfsmittel des ferntragenden Blickes fehlte, als die Kraft des körperlichen Auges nicht der des geistigen, nicht der wunderbaren Schnelligkeit der Combination, nicht der erstaunlichen Schärfe des Gedächtnisses entsprach. Die, welche entweder eigene künstlerische Conceptionen dem Könige vorgelegt oder seine Ideen ver-

körpert haben, oder, wie es häufig der Fall, in solcher Wechselbeziehung zu ihm gestanden sind, daß die Grenze des Gebens und Empfangens oft nicht zu unterscheiden war, erkannten eine künstlerische Thätigkeit, deren schöpferische Gedanken und geistiger Zusammenhang mit der Fähigkeit mannigfaltigster Formbildung wetteiferten. Wie in der bildenden Kunst, von welcher er den reinen und feinen Geschmack auf die Musik übertrug, zeichneten ihn in der Kunst der Rede dieselben Eigenschaften aus. Die Harmonie, in welcher die architektonischen Linien unbemerkt und mühelos in abendlicher, vertraulicher Geselligkeit gewidmeter Stunde unter seinem Griffel entstanden, veredelte den Bau der Worte und Sätze, welche in großartig ergreifendem und dabei natürlichem Wohllaut von seiner Lippe flossen. Königsberg, Cöln, Berlin, die Zollerburg, mancher andern Orte und Anläße nicht zu gedenken, haben bei der Huldigung, bei der Grundsteinlegung zum Fortbau des Doms wie der Rheinbrücke, bei der Besitznahme des ältesten Stammlandes den mächtigen Strom dieser so zum Herzen gehenden wie die Phantasie elektrisirenden Beredsamkeit vernommen. Seine echt künstlerische Natur gestaltete alles zum Bilde und fand für alles bald die entsprechende Form; eine Fähigkeit, die zugleich ein Bedürfniß bedingte und die Selbstthätigkeit in solchen Fällen erklärt, wo man sich über die Betheiligung der höchsten Hand an den Einzelheiten der Ausführung gewundert hat.

Friedrich Wilhelm IV. war ein gerechter Fürst. Nicht umsonst war das Suum cuique seine Devise. Sein hohes Rechts- und Pflichtgefühl beruhte auf derselben Grundlage mit seiner erhabenen Ansicht von dem eigenen Recht, von dem Princip, dessen Repräsentant er war. Denn das Recht

war ihm nicht ein zufälliges und willkürliches Agglomerat von Titeln, an denen man nach Belieben und Laune modeln, mäkeln, zusetzen, wegnehmen kann; es war ihm ein organisches Ganze, dessen Theile mit einander und durch einander standen und fielen. In diesem Sinne erfaßte er das göttliche Recht der Obrigkeit, die im echt historischen Geiste des Christentums beruhende Basis jeder lebensfähigen Organisation menschlicher Dinge. Je tiefer seine Ueberzeugung von der Heiligkeit und Nothwendigkeit dieses Rechts, um so lebendiger war sein Gefühl für die Heiligkeit und Nothwendigkeit der daraus entspringenden Pflichten. Denn es gab für ihn kein einseitiges Recht noch ein Recht ohne Pflicht. Je mehr er sich bewußt war, die Rechte Anderer zu erkennen, zu achten, wo's noth that zu schützen, um so entschiedener wies sein innerstes Bewußtsein jeden Eingriff in dasjenige ab, was ihm zustand, was er nie im persönlichen Sinne auffaßte, sondern als heiliges Vermächtniß, für welches er einstand mit seinem fürstlichen Gewissen, mit seiner fürstlichen Ehre. In den verhängnißvollen innern Zuckungen Deutschlands um die Mitte seiner Regierung, inmitten aller Irrungen des Moments ist seine Ueberzeugung von der Solidarität aller Rechte gleich klar hervorgetreten, wie ein späterer für sein Gefühl schmerzlicher Vorfall seine Ansicht von seiner Verantwortlichkeit für die Erhaltung jedes Fleurons der Krone an den Tag gelegt hat. Im einen wie im andern Fall haben Viele seine Empfindung und Ueberzeugung falsch beurteilt und nicht beachtet, daß der Geist, welcher falsche Theorien zurückwies, in der Anwendung der wahren nicht irren konnte, daß die Hand, welche nicht nach Fremdem greifen wollte, Eigenes schützen mußte. In ihm war das

Rechts- und Pflichtgefühl mit Großmuth und Hochsinn vereint. Die Hand, welche den Besitz wahrte, gab gerne; das Herz, welches Unrecht tief empfand, verzieh leicht, während es Treue warm anerkannte. Seine ganze Regierungszeit hat es bewiesen, nicht die ersten freudigeren Jahre nur, auch die späteren, von denen der Schleier trüber Eindrücke nicht wieder ganz entfernt werden konnte. Sein Herz verzieh leicht, wo es Irrtümern und Fehlern begegnete: verstockter Bosheit durfte es nicht verzeihen.

In allen Einrichtungen des Staates fand dieses Rechts- und Pflichtgefühl, gestützt auf ernste und tiefe Religiosität, seinen Ausdruck. Bei aller geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie hatte Friedrich Wilhelm IV. nichts an sich vom leichtsinnigen Experimentirer. Er war in alle administrativen Angelegenheiten, namentlich in alle ständischen und Verfassungsfragen längst eingeweiht, theoretisch wie praktisch, als er zum Thron gelangte. Wie ernst und gewissenhaft er in und bei der Arbeit war, wie keine Anstrengung ihn verdroß, er selbst die Rücksicht auf seine Gesundheit dem inneren Drang hintansetzte, hat seine ganze Regierung bewiesen. Er hatte die Bildsamkeit der germanischen Staatsformen ebenso erkannt, wie ihre Mannigfaltigkeit. Sein Festhalten am historischen Recht beruhte ebenso wie auf dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Rechtscontinuität, auf der Ueberzeugung von dieser vielseitigen Bildungsfähigkeit eines lebendigen Organismus, im Gegensatz zu dem todten Einerlei beliebter Schablonen einerseits, andererseits der nihilistischen Zerfahrenheit und Auflösung, zu dem Anspruch der Kopfzahl, worin ebensowol die Gefahr der Despotie wie der Massenherrschaft liegt, die eine Despotie in anderer Form ist.

Friedrich Wilhelm IV. war ein christlicher Fürst. Ernstgemeint und tiefgefühlt war der Ausspruch des Mannes und Königs: er und sein Haus wollten dem Herrn dienen. Tiefgefühlt das Bewußtsein, daß er die Krone zu Lehen trage von Dem, dem er Rechenschaft schulde; ernst und tief wie des Vaters Wort: Meine Zeit in Unruh, meine Hoffnung in Gott. Wie der Vater war auch er durch das Leben und seine Schmerzen gestählt und befestigt und mehr und mehr auf den Grund aller Dinge hingewiesen worden. Er war ein frommer Christ, aber er war kein beschränkter Formalist. Wie aller wahren und festen Ueberzeugung war ihm Unduldsamkeit fremd, aber seine Duldsamkeit war nicht jene schlaffe Toleranz, der Wechselbalg der Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeit. Fest im Glauben, erkannte er die Ueberzeugung Anderer als gleichberechtigt an. Fest im evangelischen Bekenntniß, stand er über den Unterschieden der Confessionen, wo es sich um den gemeinsamen christlichen Grund handelte, den Boden der Freiheit, nicht der Willkür. So hat er treu gehandelt als Herrscher über ein Volk gemischter Bekenntnisse. Die Verfassung, welche er, allem Formlosen abhold und wohl wissend, daß die echte Form nichts als der Ausdruck des inneren Lebens ist, der evangelischen Kirche in seinen Landen theils verlieh, theils für sie anstrebte; die Behandlung der Zerwürfnisse, zu denen die durch die Union nicht getilgten Gegensätze der beiden protestantischen Confessionen den Anlaß gegeben, sprechen seine Grundsätze ebenso klar aus wie die freie Bewegung im nothwendigen Zusammenhang mit ihrem unwandelbaren Centrum, die er der katholischen Kirche wiedergab, nach der Tilgung von Mißständen, die wesentlich aus einem Verkennen der zwingenden Macht des religiösen Bewußtseins

und falscher Beurteilung der Stellung des katholischen Clerus zu seinem Oberhaupte entsprungen waren. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Weckung und Wahrung christlichen Sinnes in Haus und Familie bedingte bei ihm die gleichmäßige Weckung und Wahrung desselben in Stadt und Staat, denn ohne Gottes Gunst und Wache schienen Arbeit und Hut in Stadt und Staat ihm vergeblich. Wie er einerseits die Heilighaltung der Ehe anstrebte, so andrerseits aus demselben Gesichtspunkte die Heilighaltung des Sonntags. Ob manche seiner Ideen für die Gestaltung der evangelischen Kirche in dem Boden der seit mehr denn drei Jahrhunderten in Deutschland geschaffenen und befestigten Verhältnisse, beim Widerstreit von Anschauungen, Stimmungen, ja Leidenschaften Wurzel schlagen konnten; ob das Ideal des christlichen Staates, wie er es sich gebildet, in der Wirklichkeit ausführbar war, kann hier nicht erörtert werden. Wie immer man darüber urteilen möge, man wird Friedrich Wilhelms IV. Ueberzeugung ehren, eine thätige und fruchtbare Ueberzeugung, zu der er sich vor dem Herrn und seinem Volke freudig bekannte, die er vor dem Herrn und seinem Volke bewährte, eine Ueberzeugung, für welche der Gang der Weltgeschichte ihm den thatsächlichen Boden lieferte, für welche sein eigenes Leben Zeugniß ablegte, ein wohlthuendes Bild reiner Sitten, schöner Häuslichkeit, ungeheuchelter Frömmigkeit auf dem Thron.

Jahre hindurch, auch noch nach seiner Thronbesteigung, pflegte er um die Zeit des Genusses des heiligen Abendmals seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen und solche Blätter in seine Bibel zu legen, ohne sie irgend jemandem zu zeigen, sodaß sie selbst der Königin erst kurz vor seinem Heimgange

bekannt geworden sind. Wie warm und fromm, wie einfach und demüthig er fühlte, möge das Gebet zeigen, welches er am 20. März 1845, ein Fünfzigjähriger, niederschrieb, ein lebendiges Zeugniß des Glaubens und christlichen Sinnes. „Berlin, Gründonnerstag (20. März) 1845. Die Glocken verkündigen die morgende Feier des großen Erlösungstages. Ich sinke auf die Knie vor Dir nieder, Herr Jesu Christe, der Du in Gethsemane — auch für mich! mit dem Tode rangest unter blutigem Schweiß. O vereinige mich im Geist, wie kein armer sündiger Mensch es vermag — o hilf Du mir dazu —, mit dem hochheiligsten Geheimniß der Menschenerlösung, welches Du, o Herr, morgen aufs neue wesentlich mir zuwenden und besiegeln willst im hochgebenedeiten Sacrament des Leibes und Blutes. Ich will mich prüfen nach dem Gesetz. Richte Du mich nach der Gnade, die Du, König der Ehren, Allerheiligstes Lamm Gottes, unterm Fluch der Menschensünde zusammenbrechend im unausdenk- und unausdankbaren Siegeskampfe für Adams sündiges Geschlecht errungen hast. Hilf mir nun, o Herr, wenn ich mich jetzt selbst prüfe — hilf mir mit Deiner Antwort — hilf mir, daß alles durch Deine Gnade mir Vorbereitung werde, Schweigen, Reden, Beten, Schlafen und Wachen. Ja hilf mir, Herr! an Leib und Seele und führe Du mich selbst zum heiligen Tische, daß ich unter dem Dreimal-Heilig-Rufen meiner Seele im Sacrament Deines Tod und Hölle besiegenden Lebens theilhaftig werde. Erhöre mich, Herr Jesu, um Deines lebengebenden Namens Herrlichkeit willen. Amen."

So hat er, welchen, als er noch ein Jüngling war, des Dichters Seherblick in späteren Jahren ein frommes Scepter führen sah (Max von Schenkendorf), gestärkt im Durchgang

durch eine Zeit, die den demokratischen Materialismus der Kirche wie dem Staat einzupfropfen bemüht war, wohlthätig eingewirkt auf die Regeneration des geistigen Lebens innerhalb der Kirche, auf das kirchliche Interesse wie auf die Herzenserweckung und religiöse Haltung des Volks, die unzertrennbar ist von dem sittlichen Charakter. Er erkannte sehr wohl, daß die Bande zwischen Volk und Kirche nichts Aeußerliches sind, mögen sie auch in den vom Staate geschützten Formen zu beruhen scheinen. Er hat wohlthätig eingewirkt auf seine wie auf andere Confessionen, und wenn Contraste geweckt worden sind, so waren es fruchtbare, weil hervorgegangen aus lebendigem Bewußtsein, weil es die Gleichgiltigkeit ist, welche tödtet.

Friedrich Wilhem IV. war ein deutscher Fürst. Keiner der Mitlebenden, keiner seiner Vorgänger aus dem erlauchten Zollerstamm, der in den Tagen seiner beginnenden Größe zwei über die Verlockungen selbst des berechtigt scheinenden Particularismus erhabene Muster geboten hat, Kurfürst Friedrich I. und Albrecht Achilles, ist in dieser Eigenschaft über ihm gestanden. Die Traditionen des Hauses verbanden sich bei ihm mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend. Im elften Jahre stehend, als der furchtbarste Schlag das Reich des Vaters traf, halbbewußter Zeuge des Unglücks und der Flucht nach dem Norden und der wachsenden Bedrängniß und der darauf folgenden Unfreiheit, bewußter Zeuge des zweiten Schlags, der durch den Tod der hochherzigen Königin Haus und Land traf, sog seine jugendliche Seele die Vaterlandsliebe ein, in aller Wärme und Frische, deren sie fähig war. Die Begeisterung der Tage, in welchen nach ernster innerer Vorbereitung und Stählung der Kräfte

des Preußenkönigs Hand zuerst das deutsche Panier ergriff, der Jubel der Tage, in welchen Arndts, Schenkendorfs, Körners, Follens Lieder zugleich mit den Heeren Schlachten schlugen, erfaßte und erfüllte den lebensvollen Jüngling. Auch von ihm sangen diese Lieder, vom „raschen lieben Königssohn". Und er sah die Herrlichkeit des Sieges. Er hatte die Schlachten mitgefochten und sich das Ehrenkreuz erkämpft. Er zog mit ein in Paris. Die alte Glorie deutscher Nation war in seiner Seele leuchtend aufgegangen mit der Freudigkeit und der Wehmuth ihrer Eindrücke, und wie oft überwog die Wehmuth die Freudigkeit! Er hatte das alte Reich untergehen sehen, morsch, ruhmlos, in Trümmer geschlagen von den eigenen Söhnen im fremden Frohndienst. Er hatte die Nation wieder erstehen sehen, nicht das Reich, und im Geiste sah er die Raben fliegen um den Kyffhäuser und empfand die Sehnsucht, die in jedem echten deutschen Herzen wurzelte, so oft sie auch auf Irrwegen nach Befriedigung streben mochte. Es war das heilige deutsche Reich, dessen hehres Bild ihm vorschwebte, als er zum Fortbau des größten deutschen Domes den Grundstein legend, die Thore, durch welche nichts Unedles einziehen sollte, schon vollendet sah im ahnenden Geiste. Er empfand, was Deutschland mangelte, hochherzig empfand er es und unselbstisch. Für den Erben des Preußenthrons wie für den gereiften Mann und Herrscher ist es stets „das ganze Deutschland" gewesen, das ihm vor Augen stand, dem er Einheit im Wollen, Kraft im Handeln zu geben wünschte, unabhängig von persönlichen und dynastischen Rücksichten, unbeirrt durch die Wünsche und Anerbietungen einer großen Partei. Was er in der ersten Hälfte seiner Regierung für das gemeinsame Vaterland

gewünscht, geplant, bereitet, hat ein Mann ans Licht gestellt, mit dessen fruchtbarem Geiste sein Geist in belebender Wechselwirkung stand. Was er später versucht hat unter mancherlei Irrungen, eigenen und fremden, aber auch unter manchen schweren Opfern, vermag kein Gesammtbild zu bieten, weil es nicht zum Abschluß gelangt ist.

Friedrich Wilhelm IV. war ein preußischer Fürst. Er stand und fühlte mit Preußen und seinem Volke; er wußte, was Land und Volk groß gemacht hat in vier Jahrhunderten seit der Begründung der hohenzollerischen Macht im deutschen Norden bis zum Siege durch das zum Heer gewordene Volk nicht nur über den Mann, sondern auch über das Princip der Unfreiheit, welches Form und Zustände wieder erwecken wollte, über die einst das Christentum gesiegt hatte. Er erkannte, daß ohne Glauben keine Treue ist, ohne Treue keine Kraft, ohne Kraft kein Muth, ohne Muth kein Fortschritt, ohne Fortschritt keine Dauer. So erkannte er auch Preußens Beruf in der unlösbaren, durch keine Confessionsunterschiede geschwächten Verbindung von Kirche, Schule, Heer; so erkannte er auch Preußens Macht in dem aus schweren Krisen siegreich hervorgegangenen sittlichen Bewußtsein, das Heer und Verwaltung erfüllt, in der deutschen Eigenschaft des Staates, der in seinen Jünglingsjahren von der Ostsee zum Rheine reichend, das Reich der alten Kaiserzeit schützte. Ein Staat, dessen historischer Beruf immer deutlicher geworden im Lauf der Jahrhunderte, seit das Haus Habsburg immer mehr nach Osten Front zu machen genöthigt worden war, während die westlichen Theile des Reiches sich gegenüber dem durch Centralisirung starken und ehrgeizigen Nachbar mit Zerbröckelung bedroht fanden.

Die ernsten Lehren seiner Jugend sind für ihn fördernd und fruchtbar geblieben bis zum späten Alter. Es war nicht blos der gerechte Stolz der Abstammung von einem glorreichen, in die Geschicke Deutschlands tief eingreifenden Regentengeschlecht, was ihn erfüllte; es war das starke Bewußtsein des innigen Zusammenhangs dieses Geschlechts mit dem ihm anvertrauten Volke, eines Zusammenhangs, durch welchen allein das rasche und stete Wachstum von Haus und Land erklärbar ist. Darum ging sein thätiges Interesse an den Altertümern und Monumenten seines Hauses Hand in Hand mit dem tiefgefühlten Antheil an Geschicken und Geschichte des Landes. Er freute sich jüngeren Erwerbs, mochte dieser wie in den Weichselniederungen durch Wiedergewinn des in unheilvoller Zeit dem Deutschen Orden durch das Slaventum Entrissenen erlangt sein, mochte, wie im Rheinthal, das Absterben von politischen Localgestaltungen, die dem inneren Drängen wie dem äußeren Andrang nicht ferner Widerstand zu leisten im Stande waren, und der Sieg über das Fremde ihn dem älteren Staate zugeführt haben. Aber diese Freude wurde bei ihm getrübt durch den Gedanken an das Aufgeben von Gebieten, in denen die frische Jugendkraft der nach Franken verpflanzten Zollergrafen sich gesammelt und entwickelt und zu Größerem befähigt hatte, und wo er die Erinnerung an ihr Wirken noch so lebendig fand. Es war bei ihm kein äußerliches Interesse. Wie er die Jahrbücher der Haus-, Regenten- und Landesgeschichte mit stets regem Eifer durchblätterte, wie er jeden Ast und Zweig des mächtigen Baumes kannte, der schwedischem Boden entsprossen, aus den Stämmen der Luxemburger, Habsburger, Wittelsbacher, Wettiner, Welfen fruchtbare Reiser aufnahm,

so standen ihm die einst lebensvollen Gestaltungen der verschiedenen Stände in den verschiedenen Ländern vor den Augen, in Franken, in den Marken, in Pommern und Preußen wie in den neueren Provinzen. Er hielt sie nicht für todt, er glaubte an ihre Fortdauer unter neuen Lebensbedingungen. Er beklagte den Untergang oder die Herabwürdigung alter Fürstensitze und Stiftungen von demselben Gesichtspunkte aus wie er den Untergang von Manchem beklagte, was zu neuem, frischem Leben hätte erblühen können, wenn man das Princip unterschieden hätte von der vergänglichen, unscheinbar oder hinderlich gewordenen Form, statt Princip und Form zugleich zu vernichten. Derselbe Fürst, dem man so oft unpraktische Pläne schuld gegeben, dessen Blick man so oft mehr dem Vergangenen, als der Zukunft zugewandt gesagt hat, stände heute längst schon, dächte man mehr an ihn, in Manchem gerechtfertigt da, wo es sich um Wiederbelebung älterer innerer Institutionen handelt.

Die Bildung Friedrich Wilhelms IV. war eine nicht minder umfassende als gründliche. Für eine zusammenhängende und nicht blos äußerliche, sondern die Ursachen der Dinge ergründende Geschichtsauffassung hatte Ancillon gesorgt, dessen Stärke eben in der Combination der einzelnen Ereignisse mit den allgemeinen historischen Erscheinungen lag. Des Königs Neigung hatte sich aber auch den Fächern zugewandt, in welchen er von dieser Seite her, wenn auch allgemeine Anregung, doch keine zu tieferem Eindringen führende Belehrung erlangen konnte. Ancillon war mehr Philosoph und Historiker als gelehrter Theologe, und gerade die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums und die Kenntniß seiner Literatur sind es gewesen, worin der König

einen freien Umblick sowie eine tiefe Einsicht erwarb. Seine archäologischen und kunstgeschichtlichen Anschauungen haben nicht minder das kirchliche als das classische Altertum erfaßt, um sich dann auch auf spätere Zeiten zu erstrecken, deren Gutes und Schlimmes er mit seltener Sicherheit des Urteils ermaß. Die Fülle seiner Ideen war in den Jahren verhältnißmäßiger Muße und Ruhe, die seinem Regierungsantritt vorausgingen, stets gewachsen, und da die hohe Meinung von seinen geistigen Eigenschaften und seinem Drange der Thätigkeit überall im Volke, ja man kann sagen in ganz Europa verbreitet war, so ist leicht zu begreifen, wie die Erwartung gespannt war, als er auf eine Regierung folgte, deren Tendenzen in manchen Fällen nicht die seinigen sein konnten, und deren Maß der Bewegung der geistigen Anregung, die man ihm zuschrieb, nicht zu entsprechen schien. Seit Jahren schon hatte eine solche Meinung Wurzel gefaßt auf den verschiedensten Feldern und nach verschiedensten Richtungen, und je mehr man in Friedrich Wilhelms III. letzten Jahren, zum Theil in dankbarer Anerkennung des vielen Guten und Löblichen, welches sie gewährten, sich geduldet, um so lebendiger, ja stürmischer traten jetzt Erwartungen und Ansprüche hervor, Erwartungen und Ansprüche, welche auf politischem Felde wie in den Kreisen des geistigen Lebens nicht immer das Mögliche, noch das wahrhaft Wünschenswerthe verfolgten und für das Gewährte nicht immer Dank wußten. August Platen hatte zehn Jahre früher in den Tagen großer Aufregung und großer Gefahren dem Kronprinzen die Bitte für das Polenvolk ans Herz gelegt, ohne in seinem poetischen Schwunge die factischen Unmöglichkeiten der Klage zu ermessen. Jetzt, als wenn die gemachten trüben Erfahrungen nicht da wären,

wurden solche Bitten wiederholt, oder vielmehr deren Nicht=erfüllung Demjenigen verargt, der am wenigsten Schuld daran trug. Und als er, den Irrtümern einer über das Maß ängst=lich argwöhnischen Epoche ein Ziel setzend arge Mißgriffe zu bessern begann, klagte man, statt zu danken, daß er das Rad der Zeit nicht rückgängig gemacht habe! Es mögen vereinzelte Erscheinungen sein, aber sie haben traurige Mißklänge geweckt.

Während siebzehn Regierungsjahren hat Friedrich Wil=helm IV. redlich gestrebt, der Macht seiner Ueberzeugung Befriedigung zu gewähren, der Fülle seiner Ideen nach verschiedensten Richtungen Ausdruck zu geben, in Kirche und Staat, im geistigen Bildungswesen mittels Uni=versitäten, Schulen, Museen, Sammlungen, Bibliotheken, Bauten, Monumenten, wissenschaftlichen Reisen, Förderungen und Unterstützungen jeder Art. Er hat die innerhalb der Grenzen des Möglichen und Ausführbaren sich haltenden Erwartungen nicht getäuscht, welche seine Jugend und der Antritt der Herrschaft weckte, so sehr auch die Gegen=strömungen der Zeit während der größeren Hälfte seiner Re=gierung und die Folgen der Stürme der Mitte derselben seine Wirksamkeit beeinträchtigen mochten. Der geistige Ruhm Preußens ist durch ihn gewahrt und gehoben, das geistige Erbe, das er angetreten, inmitten schroffer, theil=weise unversöhnlicher Contraste und nicht zu befriedigender Ansprüche, wie im Gegensatz zu bedenklichen in das Lehrwesen eingedrungenen Richtungen ist durch ihn gesichert worden. Der organische Zusammenhang zwischen Leben, Wissen und Kunst und der historische Zusammenhang der verschiedenen Epochen ist in allen seinen Schöpfungen immer klarer hervor=getreten und hat dem Einzelnen als Theil des großen Ganzen

seine Berechtigung verliehen. Jene Fülle der Ideen, auf welche schon hingewiesen worden ist, wurde bei ihm durch einen Schatz von Wissen getragen, wie es nur selten vorkommt, unterstützt durch das schärfste, treueste Gedächtniß, verbunden mit dem merkwürdigsten Ortssinn, durch die glücklichste Combinationsgabe, durch die plastische Bildung und lebendige Färbung der Gedanken, durch größte Leichtigkeit des vielgestaltigen Ausdrucks.

Friedrich Wilhelm IV. hat das Glück gehabt, eine Ehe zu schließen, welche alle seine Wünsche und Hoffnungen erfüllte, abgesehen von dem allerdings schmerzlichen Mangel des Kindersegens. Bei der Königin Elisabeth standen Geist und Herz in vollkommenem Einklang, während der Einklang mit dem Fühlen und Denken ihres Gemals ein gleich großer war, sodaß nie die geringste Wolke ihr siebenunddreißigjähriges Zusammenleben getrübt hat. Auch über die Kindheit der baierischen Prinzessin sind Stürme hinweggebraust — welches europäische Herrscherhaus zu Ende des letzten, zu Anfang unseres Jahrhunderts ist Stürmen entgangen? — aber sie war zu jung um davon berührt zu werden. Ihre Erziehung war in nicht gewöhnlichem Maße eine ernste und umsichtige gewesen. Der allbekannte treffliche Philologe Friedrich Thiersch, von Göttingen nach München berufen um dem höheren Bildungswesen freieren Schwung zu geben, wurde von dem Königspaar ausersehen, auch den beiden älteren Prinzessinnen, der nachmaligen Königin von Preußen und ihrer Zwillingsschwester der Königin Amalie von Sachsen, Unterricht zu geben. Zehn Jahre lang hat dieser Unterricht gewährt und ist auf beiden Seiten ernst genommen worden. Die beiden Prinzessinnen lasen die modernen und die altclassischen Meister=

werke, letztere in Uebertragungen, gewannen viele und richtige Anschauungen von alter und neuer Welt, machten eigene, selbst metrische Versuche und legten den tiefen fruchtbaren Grund zu jenem Schatz von Kenntnissen, zu jener Sicherheit und Ruhe des Urteils, die das spätere Leben mannigfach bereichert und befestigt hat, während es Beiden ihre Eigentümlichkeit ließ. Der Einfluß der Erziehung ist ein durchschlagender und bleibender gewesen. Es war nicht schwer, die Königin zu erkennen, wenn man erkennen wollte, denn wahrer und consequenter ist kein Charakter gewesen; alle Verstellung, aller Schein lag ihr ferne. Unter den Wahlsprüchen aus der heiligen Schrift, welche Friedrich Wilhelm IV. als Knabe aufgezeichnet hat, steht obenan mit dem Datum 1805, wo er somit zehn Jahre zählte: „Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was Recht ist.“ Es ist wie eine Ahnung der Gesinnung Derjenigen, die mit ihm durchs Leben zu gehen bestimmt war. An dem, was sie mit ihrem klaren Blick und ruhigem Urteil ermaß und als wahr erkannte, hielt sie unverbrüchlich fest. Sie war nicht sanguinisch und gab sich nicht leicht Illusionen hin; vor manchen Enttäuschungen ist sie dadurch bewahrt worden. Auch hierdurch hat sie wohlthätig eingewirkt, so auf ihren Gemal wie auf die allgemeine Gestaltung der Dinge, soferne es an ihr lag. Ihr Blick war rasch, aber sie ließ sich Zeit zur Prüfung. Laune kannte sie nicht. Wem sie Vertrauen und Wohlwollen geschenkt, der konnte auf deren Dauer rechnen. Ihre herzliche und einfache Freundlichkeit und wahre Leutseligkeit, die sich in ihren Blicken kundgaben, drangen bei Allen, Großen wie Kleinen, zum Innern. Von ihrem Vater hatte sie den einfachen und geraden Sinn geerbt, welcher auch den für den Thron Ge-

borenen Leben und Menschen kennen lehrt, von der Mutter die echt vornehme Haltung ohne Stolz noch Prunk, aber mit dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Uebereinstimmung von Stellung und Erscheinung mit der inneren Würde. Ihr gerader und gerechter Sinn und ihre tiefinnerliche Wahrheit bestimmten aber auch ihre Haltung dem gegenüber, was ihr keine Achtung und kein Vertrauen einflößte. Dingen wie Personen gegenüber kannte sie darin keinen Compromiß: man fühlte es durch, Sichvordrängen, Uebertreibung, Indiscretion stießen sie ab; das lebendigste Sittlichkeitsgefühl theilte sie mit dem Könige. Sie verlangte Wahrheit und Treue, wie sie dieselben besaß.

Die Königin lebte das Leben ihres Gemals mit. Sie ist in Manchem seine Ergänzung gewesen. Seine oft übersprudelnde Lebendigkeit und Erregbarkeit fanden in ihrer ruhigeren Anschauung ein Correctiv, sein Unmuth über Widerstand und Täuschung eine Beruhigung. Wo die Phantasie bei ihm zu überwiegen drohte, verschaffte sie der Realität ihr Recht. Ihre gründliche Bildung setzte sie in den Stand an seinen geistigen Bestrebungen thätigen durch Uebereinstimmung in Geschmack und Neigungen vielfach gehobenen Antheil zu nehmen. Vieles, so in der Literatur wie in der Kunst, hat sie fördern geholfen. Diejenigen, welche aus überwiegend literarischen und künstlerischen, wie aus literarisch-politischen Kreisen dem Könige nahe standen und großentheils von den kronprinzlichen Tagen her mehr oder minder in die Gesellschaft des Hofes gezogen wurden, haben den stillen aber wirksamen Einfluß der Königin empfunden. Nicht Allen noch Allem, was an ihren Gemal herantrat, hat sie beigestimmt, in Ansichten wie in Bestrebungen, und wenn sie

Bedenken empfand, principielle wie persönliche, hat sie dieselben ebensowenig wie ihre Vorgängerin Sophie Charlotte verschwiegen. Für die verschiedensten Erscheinungen auf geistigem Gebiet hatte sie offenes Auge und reges Interesse. Ihre Bildung war wie gesagt vielseitig und gründlich. Im Geschichtsfache war sie ungewöhnlich bewandert. Sie hat mehr als einem Historiker gelegentliche Versehen corrigirt. Während sie in der reichen französischen Memoirenliteratur vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts ganz zu Hause war, las sie die bedeutenderen neueren deutschen, französischen, englischen Geschichtswerke, Biographien, Briefsammlungen, oder ließ sich aus denselben in still geselligen Abendstunden wie während der Rast auf Spazierfahrten namentlich in späteren Jahren vorlesen, abwechselnd mit Lectüre von Reiseschilderungen und Anderm, wie mit dem Vortrag poetischer Werke, besonders lyrischer Dichtung. Auch mit der italienischen Literatur war sie vertraut, und wenn Carl Witte, auch in dankbarer Erinnerung an das vom Könige seit seinen frühen Jugendjahren ihm bewährte Interesse, ihr seine Uebertragung der Göttlichen Komödie widmete, so war dies kein bloßes Compliment. Sie behielt stets eine allgemeine Umschau auf literarischem Gebiete. Sie hatte in frühen Jahren mit ihrem Gemal zahlreiche poetische Werke gelesen, und lange nach seinem Heimgange erinnerte sie sich wehmüthig des Eindruckes von Lord Byrons Hebrew Melodies, von denen der talentvolle Componist J. C. Gottfr. Löwe mehre für sie in Musik gesetzt hatte, und der in den zwanziger Jahren viel gelesenen heute ziemlich vergessenen anmuthigen Dichtungen Lätitia Elisabeth Landons. In genealogischen Kenntnissen kamen ihr Wenige gleich, und diese Kenntniß war bei ihr

kein Namenspiel noch bloße Nomenclatur, sondern Wegweiser bei geschichtlicher Lectüre. Ihre Conversation war ungezwungen, ruhig, heiter und belebt und berührte in gleichem Maße Tagesvorgänge wie Literatur und Kunst. So die bildenden Künste wie Musik flößten ihr das lebendigste Interesse ein. Ihre innige Vertrautheit mit ersteren hat den Genuß ihrer italienischen Reisen sehr erhöht und bewirkt, daß sie sich überall sogleich zu Hause fand. Des Königs edler und feingebildeter Geschmack so in diesem Fache wie in der Musik wurde von ihr in vollem Maße getheilt. Von würdigen Kunstwerken war sie stets umgeben.

Die vorliegenden Erinnerungen werden noch oft von der Königin zu berichten haben. Welchen Schatz von Eigenschaften sie in sich vereinigte und was sie ihrem Gemal gewesen ist, haben bis zu dem Moment, wo das schwerste Verhängniß ihn und sie traf, nur Diejenigen in vollem Maße erkannt, welche Beiden nahe standen, denn sie hatte eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, wie denn bei ihr die eine Hand nicht gewußt hat, was die andere gab. An allen großen wohlthätigen Anstalten und Stiftungen der Regierung des Königs hat sie den lebendigsten selbstthätigen Antheil genommen. Sie hat sich nie geschont noch auf sich selber Rücksicht genommen, wo sie Handeln, auch wenn es ihr schwer wurde, als Pflicht erkannte. Ihre Gesundheit war nicht stark. Während der Jahre, von denen in diesen Aufzeichnungen die Rede ist, war sie häufig unwohl, einmal ernstlich krank. Die Bäder von Ischl und Teplitz brachten ihr wiederholt Hilfe, und für ersteren Ort, der sie an die anmuthige Gebirgsnatur ihres durch die Erinnerungen der Jugend noch verschönerten Tegernsee mahnte, und wo sie

wiederholt mit den Schwestern zusammentraf, hat sie bis zu ihrem letzten Tage die größte Vorliebe bewahrt. Die Anhänglichkeit an die eigene Familie, mit deren Mitgliedern sie oft zusammenkam, hinderte nicht, daß sie sich an die neue Heimat fest und treu anschloß, Wohl und Wehe derselben als das ihrige betrachtete, dem Königshause, in welches sie eingetreten war, innige Zuneigung widmete und auch in schmerzlichen Krisen sich ganz als preußische Königin fühlte. Wie für die Personen, gewann sie auch für die Orte das liebevollste Interesse und hat deren Bereicherung und Ausschmückung mit stets gleicher Freude begrüßt. Sie hat namentlich ihren Lieblingssitz Sanssouci unter unablässiger und intelligenter Pflege mit Hineinziehung seiner Umgebung zu dem werden sehen, was er heute ist.

Des Königs Lebensweise war einfach und geregelt. Im Sommer stand er ziemlich frühe auf und spazierte wol im Park, im Winter gegen acht, sodaß um neun Uhr das Frühstück stattfand, welches er regelmäßig mit der Königin einnahm. Vor wie nach demselben pflegte einer von Beiden ein Capitel aus der heiligen Schrift und auch wol aus einem religiösen Autor vorzulesen; in ruhigen, von Geschäften nicht zu sehr in Anspruch genommenen Zeiten lasen Beide im Laufe des Vormittags auch wol Anderes gemeinschaftlich. Um zehn oder auch nach Umständen später begannen die Vorträge der Herren vom Civil- und Militärcabinet und Minister, deren Dauer selbstverständlich verschieden war. Je nach der Jahreszeit fuhr der König vor der Tafel aus zu Besichtigungen oder anderen Geschäften, wie sie in Menge vorkamen. Die Mittagstafel fand um drei Uhr statt. In Sanssouci speiste man in dem ovalen Mittelsaale, der durch Menzels

Gemälde der Tafelrunde Friedrichs des Großen auch denen bekannt geworden ist, welche die Localitäten selber nicht gesehen haben. Der große König pflegte jedoch nicht in diesem Saale zu speisen, sondern in dem benachbarten zur linken Seite, in welchem in späteren Zeiten auch die Königin Elisabeth wieder regelmäßig das Mal eingenommen hat. Der ovale Saal ist von sehr eleganter Construction, mit welcher das schöne Material der Marmorsäulen sowie das reiche Ornament stimmen. In den beiden Nischen zur Seite des Eingangs von dem Vorzimmer her stehen die Marmorstatuen Apollo's und der Venus Urania von Gaspard Adam, französische Werke der Mitte des vorigen Jahrhunderts und so recht im Geschmack desselben, aber von sorgfältiger und eleganter Ausführung. Im Geschmacke dieser Zeit ist es auch, daß Apollo ein Buch in der Hand hält, auf dessen aufgeschlagenen Blättern die Eingangsworte des Lucrezischen Lehrgedichts zu lesen sind, die er an Urania richtet:

Te sociam studeo scribundis versibus esse
Quos ego de rerum natura pangere conor.

Auf dem aus Marmormosaik bestehenden Fußboden stand am Piedestal der Statue der Venus immer noch die Broncebüste König Carls XII. von Schweden, wie es heißt auf derselben Stelle, wo Friedrich der Große sie in seiner letzten Zeit in Augenschein nahm. König und Königin saßen mit dem Rücken der Terrasse zugewandt, ihnen gegenüber gewöhnlich die männlichen Gäste. Große Diners fanden in den schönen Sälen der Neuen Kammern, im Sommer gelegentlich unter dem Berceau des westlichen Schloßflügels statt. Der König pflegte ziemlich lange bei Tische zu bleiben. Es war für ihn fast die einzige Zeit der Conversation mit Fremden

oder mit solchen, die er sonst zu sehen wünschte. Durch Geburt oder Stellung, sei es in Staat und Heer oder in Wissenschaft und Kunst distinguirte Ausländer, die sich dem Könige vorzustellen oder, wenn ihm schon bekannt, ihre Aufwartung zu machen wünschten, wurden gewöhnlich zur Tafel geladen, und es war die beste Gelegenheit für die Unterhaltung, für welche es sonst zu leicht an Zeit gebrach, während es für die Eingeladenen zwiefache Ehre war. So entspann sich denn bisweilen, namentlich gegen Ende der Malzeit eine lebendige Conversation. Der König hatte in seinen gesunden Tagen guten Appetit, der jedoch über das, was seine Körperbeschaffenheit und die viele Bewegung, die er sich machte, erforderten, nicht hinausging. Er trank verhältnißmäßig viel, aber fast immer Wasser mit Wein; wenn das Diner seinem Ende nahe war, ließ er sich wol noch seine Krystallcaraffine mit Wasser füllen und goß in das fast volle Glas etwa ein Sechstel Champagner. Man hat hiervon so viele Fabeln erzählt, daß ich den wahren Thatbestand, dessen Zeuge ich hunderte Male gewesen bin, constatiren zu müssen glaube. Nach dem Essen wurde die Tafel rasch abgeräumt und je nach der Jahreszeit bei geöffneten Flügelthüren der Terrasse im Innern oder draußen auf den Stufen die Conversation fortgesetzt, bis die Gäste entlassen wurden oder der König sich mit irgend einem derselben zurückzog. In den späteren Nachmittagsstunden wurden häufig längere oder kürzere Fahrten unternommen, der Thee an irgend einer der geeigneten Stellen des Parks oder der Umgebungen servirt, das Abendbrod gewöhnlich in dem erwähnten eigentlichen Speisesaal des Schlosses. Es war äußerst einfach und bestand meist aus ein paar kalten Schüsseln, von denen wenig

genommen wurde. Wie man es hätte anfangen sollen, um sich den Teller mit Speisen zu füllen, wie es wol erzählt worden ist, ist mir nicht recht erklärlich. Der König kam zu dem Abendbrod oft, wenn die Königin, der Hof und die Gäste schon seit längerer Zeit versammelt waren, je nachdem irgendein später Vortrag ihn ungebührlich lange festgehalten hatte oder er auch wol auf der Terrasse umherspaziert war, um frische Luft zu genießen. Man sah ihm dann wol an, daß er sich beim Reden oder Schreiben erhitzt hatte, was seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen ist. Von der Art und Weise dieser kleinen Abendgesellschaften, bei denen die Conversation eine ganz freie war, werde ich noch zu sprechen Gelegenheit haben.

Es ist nicht meine Absicht bei dem Hofstaat länger zu verweilen. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. waren Mehre geblieben, aber noch mehr Wechsel hatten stattgefunden, während die Gegenwart einer Königin verschiedene Verhältnisse geschaffen hatte. Oberkammerherr und Hausminister war noch Fürst Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, damals dreiundsiebzigjährig, ein Zeuge der auf- und abwogenden Geschickesströmungen seit dem Tode Friedrich Wilhelms II., wobei er in den verschiedensten Stellungen thätig gewesen war. Obermarschall war Baron Werther, der den nach Ancillons Tode ihm anvertrauten Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Mortimer von Malzan mehrjährigen Gesandten in Wien abgetreten hatte, welcher, von unheilbarem Gehirnleiden ergriffen, bald für Baron Bülow den Gesandten in London, Wilhelms von Humboldt Schwiegersohn Raum ließ. Man hat oft über ihn gespottet und wol bei Alexanders von Humboldt wieder-

holten Specialmissionen nach Paris gewitzelt, er gehe um Werthers Leiden ein Ende zu machen. Was aber über seine Geschäftsführung in wichtigen Zeiten und über seine Anschauungen namentlich in den Krisen der Julimonarchie aus seinen Depeschen bekannt geworden, zeigt wie gewiegt sein Urteil war und wie er Land und Zustände kennen gelernt hatte. In seiner Haltung und seinem ganzen Wesen lag etwas Steifes und Trockenes, was mit den Jahren zunahm, aber er war von Natur wohlwollend und theilnehmend. Wenn ich von den übrigen Hofchargen nur des Hofmarschalls von Meyerinck erwähne, so geschieht es wesentlich weil er in späteren Zeiten, nachdem er dies mühevolle und nicht immer dankbare Amt an den Grafen Alexander von Keller abgegeben hatte und Oberschloßhauptmann geworden war, dem Könige nahe stand und in dessen letzten schweren Zeiten lange sein täglicher Begleiter war. Unter den höheren Offizieren welche sich der besonderen Zuneigung des Königs erfreuten, nenne ich hier nur den General Grafen Carl von der Gröben, welcher seine lange militärische Laufbahn als Commandirender des Gardecorps beschloß und in dieser Stellung in vielfache Berührung mit seinem obersten Kriegsherrn kam, den er, obgleich um vieles älter, um anderthalb Decennien überlebte. Und damals schon waren lange Jahre vorübergegangen, seit Max von Schenkendorf ihn, den frischen fröhlichen frommen Reitersmann in schönem Liede begrüßt hatte, den nun eine Schaar von Söhnen umstand, die sich alle dem Waffendienste widmeten. Sein allgemeines Wohlwollen verstieg sich leicht in stereotype hyperbolische Prädicate, sodaß die ihm sehr wohlwollende Königin wol scherzend sagte: Gröben kommt uns nächstens mit einem lieben guten trefflichen Nero.

Oberhofmeisterin der Königin war Charlotte Elisabeth Gräfin von Reede Ginkel geb. von Krusemark, die ihrem Amte in würdevollster Weise vorstand. Sie hatte in eine Familie von niederländischer Herkunft hineingeheiratet, was ebenso bei ihrer Tochter der Fall war, der Gemalin des niederländischen Gesandten Grafen Perponcher, einer Frau, welche Würde mit Anmuth im Umgang in hohem Maße verband, deren Söhne in den preußischen Dienst eintraten, der älteste einst Gesandter in Neapel, im Haag, in Brüssel, gegenwärtig Oberschloßhauptmann, der zweite Hofmarschall des Kaisers. Aus der Zeit der Königin Luise war noch die „erste Hof- und Staatsdame“ da, die Gräfin von Viereck, welche ich bei ihrem Neffen Grafen Egloffstein kennen lernte; eine alte Dame, deren steifleinene Haltung ihrem Namen Ehre machte und der man es nicht ansah, daß sie in ihrer Jugend sehr heiter gewesen sein soll. Auch der Oberhofmeister der Königin Herr von Schilden gehörte dieser Zeit an, deren Ceremoniell er vollkommen, auch im geselligen Umgange repräsentirte. Die nächsten Jahre sahen sie alle von der Hofbühne und aus dem Leben verschwinden. Die Gräfin Reede starb zu Anfang 1847, Herr von Schilden 1851, die letzte, im Jahre 1854, Gräfin Viereck. Das Amt des Oberhofmeisters wurde alsbald durch den Grafen Eugen Dönhoff wieder besetzt, das der Oberhofmeisterin erst einige Jahre nachher durch die Gräfin von Brandenburg, Witwe des Generals, welcher den Sturm von 1848 bestand. Aber auch diese gingen der Königin im Tode voraus.

III.

Christian Carl Josias Bunsen.

Bevor ich den Versuch mache die dem Könige nahe stehenden Kreise in Wissenschaft und Kunst und die berliner Gesellschaft der vierziger Jahre zu schildern, muß ich die Schritte zurückwenden, um ältere Beziehungen und Verhältnisse zu berühren, welche auf diese Zeit mächtig gewirkt, weit über dieselbe hinausgespielt haben und mit Wohl und Wehe des preußischen Staates lange verbunden geblieben sind. Beim Frühlingsanfang des Jahres 1844 kam der Geheime Legationsrath Bunsen von London nach Berlin, wo er bis in den Sommer hinein verweilte. Er war vom Könige wegen der Angelegenheit der Bildung einer ständischen Verfassung berufen worden, welche diesen zu jener Zeit aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Sein Abschied von Rom war ein schmerzlicher gewesen, aber die römischen Erinnerungen seiner besseren Zeiten waren in ihm die lebendigsten geblieben, und zu dem Palilienfeste, dem sogenannten Geburtstage der Stadt, den das Archäologische Institut auf dem Capitol zu feiern pflegt, vereinigte er eine Zahl von Bekannten zu einem Gastmal im Thiergarten, lauter alte Römer, meist Capitoliner. Zu ihnen gehörten: Usedom, Röstell, Gerhard, Panofka,

Marcus Niebuhr, Gustav Kramer, der Architekt Wilhelm Stier und der Curländer von Liphardt, ein heute noch in Florenz lebender ebenso feinsinniger als kenntnißreicher Kunstfreund. Es begreift sich, daß es an Trinksprüchen nicht fehlte; der Festgeber gestaltete seinen Trinkspruch zu einer Rede, welche Roms historische und wissenschaftliche Bedeutung hervorhob, indem sie selbstverständlich Persönliches nicht berührte.

Ueber wenige Männer, mit denen ich zusammengetroffen bin, ja über wenige Männer unserer Zeit sind die Urteile so weit auseinandergegangen wie über Bunsen. Es hat nicht blos an der Verschiedenheit der Standpunkte Jener gelegen die mit ihm in persönliche Berührung kamen, oder seine Thätigkeit sei es als Staatsmann sei es als Schriftsteller betrachteten. Es hat ebensowenig blos seinen Grund in der Vielgestaltung seiner Natur gehabt, in der von Jugend an ihm eigenen geistigen Beweglichkeit die etwas Blendendes aber zugleich etwas Schillerndes hatte welches die Erkenntniß des eigentlichen Wesens nicht immer leicht werden ließ; in den raschen Uebergängen seiner Richtungen und Ziele, in den großen Wandlungen, die im Laufe der Jahre in ihm vorgegangen sind ohne daß er sich davon immer Rechenschaft gegeben oder in manchen Fällen sich dieselben und die aus ihnen sich ergebenden Nothwendigkeiten klar zu machen vielleicht vermocht hätte. Gewiß, ein Mann von glänzenden Eigenschaften des Geistes, von schönen und reichen Gaben des Herzens, von vielseitiger Bildung und stets ihm zur Verfügung stehenden Kenntnissen. Er war mit seltener Kraft der Initiative und mit frischestem Lebensmuth begabt. Schon seine Jugend hatte manche dieser Eigenschaften an den

Tag gebracht und andererseits beigetragen sie zu entwickeln. Von Hause aus, als Sohn kleiner Leute und eines kleinen Ortes, in einem kleinen Staate, mit sehr mäßigen Mitteln ausgerüstet, hatte er zu Göttingen tüchtige Studien gemacht und sich in einem geistig bewegten Kreise befunden. Der Umstand, daß die gewaltige Erhebung Deutschlands an dem Zwanzigjährigen, ohne ihn zur Theilnahme aufzufordern, vorüberging, hat vielfach befremdet. Weitaussehende wissenschaftliche Pläne führten ihn nach Italien, nicht als Reiseziel, sondern als Durchgangsland; seine ganze literarische Beschäftigung mit diesem Lande, obgleich er über zwanzig Jahre in demselben verlebt, hat den Charakter dieses Zufälligen und Provisorischen nicht verleugnen können. Wenn ich in Florenz in der Loggia de' Lanzi stand und den Blick von den mich umgebenden Kunstwerken über den malerischen Platz schweifen ließ, ist mehrfach die Erinnerung an Bunsen in mir lebendig geworden. Hier las er den von der nahen Post ihm eingehändigten Brief, welcher seine bestimmte Aussicht auf die Reise nach Ostindien vernichtete. Wer hätte ihm damals vorhergesagt, daß der Schlag, wie er ihm erschien, der Anlaß zum Glück und zu den Erfolgen, freilich ebenso zu den Irrungen und Prüfungen seines Lebens werden würde!

Es ist nicht Absicht dieser Blätter, ihm im Verlaufe dieses Lebens zu folgen. Reichliches, von vertrautester Hand gebotenes, freilich aus demselben Grunde nicht mit der durchgängigen Objectivität des Biographen gewähltes und gesichtetes Material liegt über dies Leben vor. Auf seinen kurz vor seinem Tode ihr ausgedrückten Wunsch, ein Zeugniß der eigenen Meinung von sich selber wie des Bewußtseins

künftig divergirenden Urteils, hat seine Witwe es geschrieben, und das vielgelesene Buch, welches ihr nachmals selber durch die Hand eines Freundes gewidmet, größtentheils aus ihren Briefen zusammengesetzt ist, hat gedachte Kunde noch bedeutend gemehrt. Lediglich um den Mann, der in Friedrich Wilhelms IV. eigenem Leben und Umgang eine bedeutende Rolle gespielt hat, zu schildern, wie er mir in vielfacher Berührung in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erschienen ist, rufe ich meine Erinnerungen zu Hilfe, ohne Voreingenommenheit, das Gute freudig erkennend, das meinem Urteil zufolge Unvortheilhafte nicht verschweigend. Im Frühling 1834 wurde ich ihm, als er auf einer Reise nach Berlin durch Florenz kam, persönlich bekannt, nachdem schon früher gelegentlicher Briefwechsel inbetreff archäologischer Dinge stattgefunden; vom Herbst 1836 bis Frühling 1838 war ich in Rom die längste Zeit hindurch der Gesandtschaft beigegeben; in den Jahren 1843—1846 war ich wiederholt in England, im Sommer letzteren Jahres mehrere Monate lang vorübergehend mit den Legationssecretärs-Geschäften beauftragt. Ich habe ihn später in Heidelberg wiedergesehen und wenige Monate vor seinem Tode in Bonn besucht. Meine Beziehungen zu ihm sind somit vielfache gewesen.

Eine glückliche Ehe und das Zusammentreffen mit einem Manne von seltener Auszeichnung, beides auf einem Boden wie Rom, verschafften Bunsen bald eine Stellung, wie sie nicht leicht einem jungen Manne, selbst in äußerlich günstigeren Lebensverhältnissen geboten wird. Wer seine Frau gekannt hat, persönlich oder aus ihren Briefen, weiß, welcher Schatz von Gutem und Schönem in ihr vereinigt war. Klarer Verstand, fester Entschluß, frischer Muth, ruhige

Zuversicht, unerschütterliche Fassung bei Schicksalsschlägen, lebendiges Pflichtgefühl, warmes Herz waren mit tüchtigen Kenntnissen ohne eine Spur von Pedanterie oder Ueberhebung verbunden. Es hat keine bessere Gattin und Mutter gegeben. Sie hat ihrem Manne unendlich genützt. Sie hing an ihm mit größter Zärtlichkeit und blickte auf zu ihm, aber sie hatte Eigenschaften, die ihm fehlten, und mit ihrer Festigkeit und Wahrheit hat sie ihn oft unterstützt ohne daß zwischen Beiden das Geben und Empfangen zur Sprache gekommen, ein Einfluß von ihrer Seite sichtbar geworden wäre. Wenn religiöse Unterschiede auf ihre persönlichen Beziehungen Einfluß übten, so ist dies im Umgange nicht eigentlich störend aufgefallen. Es fehlte ihr völlig an Grazie und an Leichtigkeit der Bewegung in der eleganten Gesellschaft wie an Anmuth der Erscheinung, wovon sie ein mehr oder minder klares Bewußtsein hatte, wie sie denn die große Welt nie geliebt, die von derselben ihr auferlegten geselligen Pflichten als eine Bürde betrachtet hat für deren Abnahme sie Gott dankte. Aber sie erfüllte diese Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit und ihre Unterhaltung war angenehm, obgleich wie sie selber völlig prunklos, ja des Flusses ermangelnd wie denn ihre Briefe, sowol in der Schilderung und Erzählung wie in dem Gefühlsausdruck, ihre Conversation weit überragen. Daß sie mit ihren trefflichen Eigenschaften viele Freunde erwarb, namentlich unter ihren Landsleuten, und dieselben treu bewahrte, braucht nach allem diesem nicht erst gesagt zu werden.

Wie in der Ehe, die ihn mit einer in vielfachen Beziehungen ausgezeichneten Frau verband, ihn in eine angesehene Familie einführte und in nicht glänzende aber bequeme

Vermögensverhältnisse brachte, hat Bunsen auch in dem Geschick, das ihn einem seltenen Manne zuführte, ungewohntes Glück gehabt. Barthold Georg Niebuhr hat dem jungen, der Welt völlig unbekannten Landsmann augenscheinlich große Theilnahme bewiesen. Seinem Vertrauen und seiner Empfehlung hat dieser den Eintritt in die Laufbahn zu verdanken gehabt, für welche er nicht vorbereitet war. Die preußische Gesandtschaft am päpstlichen Hofe, welcher in bescheidenen Zeiten und beschränkteren Verhältnissen Uhden der tüchtige Dantekenner und Wilhelm von Humboldt vorgestanden, hatte damals einen gelehrten Anstrich, der ihr noch lange geblieben ist und ihr eine besondere Signatur verlieh. Aber Niebuhr war neben dem Gelehrten der praktische Staatsmann, und wenn man ihm in dieser Beziehung Einseitigkeit vorgeworfen hat, so hatte er doch den weiten Blick, die in ernster Zeit gewonnene Erfahrung, die aus der sicheren Erkenntniß des Wahren und Rechten hervorgehende überzeugungstreue Consequenz, die ihn vor Irrtümern schützten in welche sein Nachfolger verfallen ist. Niebuhr war ein vortrefflicher Geschäftsmann. Das Zustandekommen der billigen und verständigen Vereinbarung mit Rom, welche mittels der Bulle De salute animarum von 1821 die äußere Stellung und innere Verfassung der katholischen Kirche auf eine die Traditionen und Bedürfnisse der Millionen katholischer Unterthanen im ganzen und großen schonende und möglichst anerkennende Weise regelte, ist auch für die preußische Gesandtschaft und ihre Geschäfte maßgebend gewesen. Bis dahin war diese durch eine Menge kleinlichsten Details belästigt, von welchem auch nachmals bis zu Friedrich Wilhelms IV. Regierung noch manches geblieben ist, aber nichts im Ver=

gleich mit demjenigen, welches durch das kirchliche Chaos des aus den wiener Abmachungen hervorgegangenen Staates in den ersten Jahren veranlaßt wurde. Selbst die Bagatellsachen wurden von Niebuhr mit größter, ja peinlicher Gewissenhaftigkeit behandelt und er kann auch hierin als ein Muster bezeichnet werden. Man weiß daß er in Rom nie warm geworden ist. Manches in seiner Stellung war ihm unbequem, seine häuslichen Verhältnisse, namentlich Erziehung und Lebensgewohnheiten seiner kränklichen Frau waren nicht für eine diplomatische Stellung berechnet. Die öffentlichen Zustände wie sie nach der ersten Freude über die Restauration Pius' VII. sich gestalteten, die Unsicherheit bis zu den Thoren Roms welche eine Fahrt nach Albano wie ein Wagniß erscheinen ließ, das greuliche Sectenwesen welches die ganze Romagna füllte, die Aufregung welche nach den Umwälzungen in Neapel und Piemont zurückblieb, alles dies verstimmte.

Mit der ihm eigenen unleugbaren Gewandtheit und großen Thätigkeit wußte Bunsen sich Niebuhr nützlich zu machen und rechtfertigte, nach Brandis' des nachmaligen bonner Professors Abgang an dessen Stelle zum Legationssecretär ernannt, das Vertrauen von Chef und Regierung. Die Anwesenheit König Friedrich Wilhelms III. und der Prinzen Wilhelm und Carl in Rom nach dem Congreß von Verona im Jahre 1822 bot ihm Gelegenheit, sich dem Monarchen, der nicht sein angestammter Landesherr war, und seiner Umgebung vortheilhaft bekannt zu machen. Damals schon wurde zu einer übertriebenen Meinung von seinem Wissen und seinen geistigen Gaben, man sollte es kaum glauben, selbst auf Kosten seines Chefs der Grund gelegt.

Eigentümliche Umstände, ich will nicht gerade sagen geschickte Ausnützung derselben, kamen ihm zu Hilfe. Vonvornherein ging seine Absicht inderthat nicht auf dauernden Aufenthalt in Italien noch auf regelmäßiges Verfolgen der Laufbahn, die der Zufall ihm eröffnet hatte. Auch als die Pläne einer gelehrten, Theologie mit Philologie und Philosophie verbindenden akademischen Stellung, mit denen er sich lange, ich weiß nicht ob in völliger Klarheit trug, ziemlich in den Hintergrund getreten waren, hielt er äußerlich noch an denselben fest. Ob eine gewisse Illusion, ob Berechnung vorwaltete, mag dahin gestellt sein; vielleicht war beides im Spiel. Ein Zweck wurde jedenfalls erreicht: selbst im berliner auswärtigen Ministerium, wo sonst in der Regel eine kühle Anschauung von den Leistungen seiner auswärtigen Beamten herrscht, kam die Ansicht auf, Bunsens Acquisition sei ein Glücksfall für Preußen, sein Abgang werde ein empfindlicher Verlust sein. Nach und nach steigerte sich dies dann zum Begriff der Unersetzlichkeit, wobei es auch geblieben ist, bis das Fahrzeug kenterte. Ich erinnere mich kaum einen Mann gekannt zu haben bei dem die hohe Meinung von sich selber, von seinen Fähigkeiten und Verdiensten und von der ihm gebührenden Stellung sich so entschieden und selbstbewußt ausgesprochen hätte. Daß es mit großer Naivetät geschah, milderte einigermaßen den sonst nicht angenehmen Eindruck. Den nächsten Kreisen kam dies zugute, indem sie an dem Preise der Vortrefflichkeit theilnahmen.

Ob Niebuhrs vortheilhafte Ansicht von seinem jungen Mitarbeiter sich unverändert erhalten hat, vermag ich nicht zu sagen. Sie waren im Grunde zwei sehr verschiedene Naturen. Es giebt von dem Einen positive Urteile über die

Betheiligung des Diplomaten an denjenigen Materien, womit der Andere sich immer zu schaffen gemacht, wozu er sich so recht eigentlich berufen glaubte, wodurch er zu dem schweren Falle gekommen ist, der sein inneres Gleichgewicht auf immer gestört hat. Im Jahre 1817 bei Gelegenheit des Reformationsfestes, das wie man weiß in katholischen Regionen vielfach böses Blut machte, schrieb Niebuhr, ablehnend, auf gewisse Zumuthungen einzugehen: er sei kein Stück von einem Geistlichen und er würde als Minister dadurch das Vertrauen der katholischen Unterthanen verlieren. Dies ist Bunsen, der sich für den geborenen Minister der geistlichen Angelegenheiten hielt, den katholischen Unterthanen Sr. Majestät gegenüber nicht eingefallen. Man weiß welche Weiterungen Letzterer mit seinen liturgischen Plänen und Arbeiten, Theorie wie Praxis umfassend, veranlaßt hat. Mit diesen Dingen war Niebuhr, der Rom schon verlassen hatte, keineswegs einverstanden. „Sie sind nicht berufen eine Separatistengemeinde zu stiften“, schrieb er im Jahre 1823 an ihn, den damaligen preußischen Geschäftsträger. Er machte ihm aber zugleich deutlich, wie wenig die Form entscheide. „Wenn es eine geoffenbarte Liturgie gäbe, so würde sie, eingeführt, todt bleiben, wenn ihr nicht lebendige Individualitäten entgegenkämen.“

Bunsen war nicht zu beruhigen. Das Liturgiewerk mußte durchgeführt werden und die Durchführung desselben bildet eines der inhaltreichen Capitel in seinem Leben. Zu der Liturgie bedurfte er aber auch einer Gemeinde und diese setzte er ohne weiteres voraus und sprach und schrieb immer von einer „Evangelischen Gemeinde“. Es gab aber in Rom keine evangelische Gemeinde: es gab eine preußische Gesandt-

schaftscapelle in einem der Räume der exterritorialen preußischen Gesandtschaftswohnung mit einem Prediger, welcher der päpstlichen Regierung gegenüber ein Attaché der Gesandtschaft war, und an dem Gottesdienst in dieser Capelle nahmen die in Rom lebenden oder zeitlich verweilenden Protestanten Theil — weiter nichts. Es war aber nicht blos das persönliche Interesse an den Dingen, welches ihn zu eingehender Beschäftigung mit denselben veranlaßte. Er wußte daß der König dies Interesse an den liturgischen Fragen theilte, mochten auch ihre Anschauungen oft auseinandergehen. Dies gemeinsame Interesse hatte von vornherein nicht wenig zu der Gunst beigetragen, in die er sich gesetzt hatte und welche durch seine erste Anwesenheit in Berlin im Jahre 1827 bedeutend gesteigert wurde. Eine Anwesenheit, während welcher sich die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und Bunsen anknüpften, welche durch den Besuch des Königssohnes in Rom im folgenden Jahre intim wurden und bis zu dessen Ende gewährt haben. Bunsen war kein Höfling, aber er wußte solche Vortheile der Umstände geschickt zu benutzen, woraus ihm gewiß kein Vorwurf zu machen ist. Die ganze Sachlage hat jedoch auf eine andere Angelegenheit unverkennbaren Einfluß geübt, eine Frage des geistlichen Gebietes, die für ihn verhängnißvoll geworden ist und seinem Namen in der modernen Kirchengeschichte wie in der zunächst davon betroffenen Provinz einen geradezu unheimlichen Klang gegeben hat. Es war die Angelegenheit der Gemischten Ehen. Selbstverständlich kann die Geschichte derselben hier nicht erzählt werden. Sie ist auch zu bekannt als daß dies nöthig wäre. Nur auf die verschiedenen Momente, welche den Gang derselben bestimmt haben, und auf Bunsens persönlichen

Antheil soll hier hingewiesen werden. Dieser Antheil und die in der höchsten Region obwaltende Stimmung sind merkwürdig verschlungen. Das preußische Staatsprincip ist seiner Natur nach antikatholisch, aber diese Tendenz ist durch den ihm inwohnenden Gerechtigkeitssinn und durch das lebendige Bewußtsein der moralischen nicht minder als der politischen Verpflichtung der Schonung der Rechte der katholischen Kirche als der Kirche so vieler Millionen theilweise neuer Unterthanen gemäßigt, stellenweise neutralisirt. Das gedachtem Princip inhärirende Streben nach Reglementirung trat dazu, gewissen Divergenzen zwischen der Praxis alter und neuer Provinzen einen Schein von Bedeutung beizulegen, welche sie im Grunde nicht hatten, und durch Eingreifen in dieselben Uebelstände hervorzurufen, die unendlich schwerer wogen als untergeordnete sich ergebende Unbequemlichkeiten. Die im allgemeinen in Berlin herrschende Unbekanntschaft mit dem Wesen, den Traditionen und den Nothwendigkeiten der katholischen Kirche, die sich manche Jahre später in einem ungleich wichtigeren Falle leider wiederum documentirt hat, that das Ihrige dazu, eine nach und nach unmöglich werdende Lage zu schaffen.

Wie gewöhnlich wurde auch hier die Hauptschuld an dem Ursprung des Conflicts den Jesuiten in die Schuhe geschoben. Wo in unsern Tagen das katholische Bewußtsein sich ermannt, sein Recht fordert oder dem Unrecht widersteht, auch wo es sich keineswegs um confessionelle Differenzen handelt, gleich sind es die Jesuiten, von denen es ausgeht. In der Rheinprovinz gab es keine Jesuiten noch andere Orden; sie waren aber auch nicht nöthig, um manche Maßregeln widerwärtig erscheinen zu lassen. Das seiner über-

großen Mehrheit nach katholische Volk hatte gerade keinen Grund gehabt, sich über die kirchlichen Verhältnisse in den letzten Napoleonischen Jahren zu freuen. Aber die Napoleonische Regierung, wenn sie nach einer Seite hin mit despotischer Willkür verfuhr und unhaltbare Zustände schuf, hatte sich, während sie das Oberhaupt der Kirche schwer traf, andererseits wol gehütet in die religiösen Zustände irgendwie einzugreifen. Die katholischen Rheinländer brachten dem Preußentum, so wie es von altersher durch die Verwaltung der vormals jülich'schen Landestheile und durch Vorkommnisse in den Zeiten der Religionswirren bekannt war, gerade keine Vorliebe entgegen. Einzelne Ungeschicklichkeiten der jüngsten Zeiten steigerten die geringe Vorliebe nicht. Aber das allgemeine Vertrauen zu dem gerechten Sinn des Königs und die Erkenntniß der von seiner Regierung bei der Neugestaltung des katholischen Kirchenwesens an den Tag gelegten Sorgfalt, den Bedürfnissen, wenn nicht immer den Wünschen gerecht zu werden und der Kirche etwas mehr Selbständigkeit zu geben, wirkte wohlthätig und beruhigend. Wenn das religiöse Bewußtsein sich kräftigte, wenn mit der gemehrten Kenntniß, wofür die Regierung selber durch umfassende Vervollkommnung der geistlichen Lehranstalten thätig war, die Lauheit schwand, welche aus den Tagen der Aufklärung auf die der Fremdherrschaft übergegangen, im Verlaufe der Zeit zum Indifferentismus hätte führen müssen, so konnte dies der Regierung, der das Festhalten an einem positiven Christentum in der protestantischen Kirche am Herzen lag, nur erwünscht sein, da kein confessioneller Hader obwaltete.

Die Frage der Gemischten Ehen hatte ihre Schwierigkeiten — sie wird sie immer behalten, mögen weltliche

Regierungen sich einmischen oder nicht, mag diese oder jene Gesetzgebung oder Sitte obwalten. Theilung der Kinder nach dem Bekenntniß der Eltern, Vorschrift der Religion des Vaters für beiderlei Geschlechter, Versprechen der katholischen Erziehung, passive Assistenz oder blos protestantische Trauung — die Schwierigkeiten bleiben immer, denn die Gewissensfrage entzieht sich der weltlichen Gesetzgebung und die Einheit der Familie ist in allen Fällen gefährdet. Für die Rheinprovinz hatte die Frage noch eine besondere Bedeutung. Gemischte Ehen waren bis zur preußischen Zeit selten, die plötzliche Ueberschwemmung mit protestantischen Beamten mehrte deren Zahl in immer steigendem Maße. Man sah in der im Jahre 1825 erlassenen Vorschrift der Religion des Vaters für alle Kinder nicht blos einen Eingriff in die bestehende Ordnung der Dinge, sondern auch die Absicht fortschreitender Protestantisirung.

Man hat dem Könige eine solche Absicht gewiß mit Unrecht zugeschrieben. Sein und seiner Regierung Eifer für Förderung protestantischer Interessen in katholischen Provinzen ließ daran glauben. Der Wunsch einheitlicher Behandlung der Sache war aber bei ihm ohne Zweifel das Hauptmotiv zum Erlaß jener Vorschrift, welche einen in den östlichen Landestheilen bestehenden, obgleich kirchlich nie wirklich anerkannten Zustand auf die westlichen Provinzen ausdehnte und beim Clerus auf so viele Weiterungen, wenn nicht auf positiven Widerstand stieß. Er glaubte eine solche Frage gewissermaßen vom militärischen Standpunkt aus behandeln zu können. Leider behandelte er sie nicht wie die fast unglaubliche Vorschrift des Beiwohnens des protestantischen Gottesdienstes durch die nun ein Drittel des Heeres

bildenden katholischen Soldaten, eine Vorschrift, deren Rücknahme seitens des verständigen und billigen, aber in der Strenge militärischer Traditionen aufgewachsenen und fortlebenden alternden Monarchen erlangt zu haben, Bunsens großes Verdienst ist. Wollte Gott, dieser hätte in der Eheangelegenheit die Umstände gleich richtig beurteilt, gleich guten Rath gegeben. Aber sei es daß der Wunsch, der Absicht des Königs zu entsprechen, bei ihm im Grunde das bestimmende Motiv war, und daß er von einer Behandlung der Sache im eigentlichen Geschäftsgang ein befriedigendes Ergebniß erwartete, sei es, daß er vonvornherein auf das Einschlagen eines Nebenweges gefaßt war: er hat zu den unheilvollen Thatsachen das Hauptsächlichste beigetragen.

Man kannte in Berlin, wie gesagt, ungeachtet der nunmehr doch schon langen Praxis außerhalb eines engen Beamtenkreises katholische Kirche und kirchliche Angelegenheiten grundwenig — Bunsen galt dafür sie zu kennen, mußte sie kennen. Hätte er positiv abgerathen, man würde nicht vorwärts gegangen sein. Ein unbegreiflicher Irrtum war es, daß er eine Sache zu erlangen suchte von welcher er, der überdies kanonistische Routine hatte sich selber sagen mußte oder sein kanonistischer Beirath ihm sagen konnte, daß sie den katholischen Principien geradeswegs zuwiderlief, und bei welcher man sich stillschweigend mit der allmählichen Bildung einer möglichst auskömmlichen Praxis hätte begnügen sollen. Ein wahrhaft sträflicher Irrtum aber war es, daß er, als die von der Curie mittels eines Breve's Papst Pius' VIII. im Jahre 1831 erlangte Resolution in dieser Sache den diesseitigen Wünschen nicht entsprach, nach mehrjährigem Ruhenlassen der Angelegenheit durch eine Uebereinkunft mit dem

Metropoliten der Rheinprovinz vor allen Andern dazu beitrug, dieser päpstlichen Resolution einen Sinn beizulegen den sie offenbar nicht hatte. Denn während das päpstliche Breve an die Bischöfe der Rheinprovinz keine principielle Entscheidung gab und auf die Unverträglichkeit der kirchlichen Lehre mit den gesetzlichen Bestimmungen hinwies, dem Urteil der Prälaten aber die Behandlung der einzelnen Fälle wesentlich anheimgab, erklärte eine im Jahre 1834 von Bunsen mit dem cölner Erzbischofe Grafen Spiegel verabredete Convention und entsprechende Instruction an den Pfarrclerus die Zulassung der von dem königlichen Gesetze vorgeschriebenen Praxis für conform mit den durch das Breve ausgesprochenen päpstlichen Intentionen. Der Widerspruch zwischen dem Breve und der erzbischöflichen Instruction für die Generalvicariate der westlichen Kirchenprovinz war so offenbar, daß als die Verwicklung ihren Höhepunkt erreichte, der heilige Stuhl sieben der Vorschriften für willkürlich und ungerechtfertigt erklärte. Der Gesandte hatte die Convention vorbehaltlich der Gutheißung des Königs unterzeichnet, der Erzbischof ohne eine solche Clausel in Bezug auf den Papst, dem das Vorgehen geheimgehalten werden sollte. Graf Spiegel, ein Mann der sich um die Neugestaltung der kirchlichen Dinge in der Rheinprovinz unleugbare Verdienste erworben und dessen Charakter und Gesinnung durch Publicationen allerjüngster Zeiten in weit vortheilhafteres Licht gestellt worden sind als dasjenige ist, welches diese unglückliche Transaction auf ihn geworfen hat, mochte hoffen, allerdings ein kühnes Hoffen, seine Autorität und die Schwierigkeit der Umstände würden es ihm möglich machen, für das Verfahren zu geeigneter Zeit die Billigung der Curie unter irgendeiner Form zu erlangen.

Aber nach einem Jahre lag er auf der Bahre, und sein Nachfolger Clemens August Droste zu Vischering war nicht der Mann, auf seiner Bahn weiter zu gehen, während überhaupt die ganze Sachlage sich änderte. Dies Bekanntwerden der Convention in nur der Form nach incorrecter Weise führte zur Ableugnung seitens des Gesandten vor dem um die Wahrheit wissenden Cardinal-Staatssecretär und zu dem Zerwürfniß mit dem neuen Erzbischofe. Man weiß daß nach Bunsens Rath dies Zerwürfniß mit der Verhaftung und Entfernung des Prälaten von seinem Bischofsitze endete.

An Bunsen hat die Hauptschuld gelegen, wenn der preußische Staat in die unhaltbarste Position gerieth, die durch manche Nebenumstände noch verschlimmert wurde und auf das Lebensende eines gerade wegen seiner Mäßigung und Besonnenheit und seines strengen Rechtssinnes allgemein verehrten Königs einen düsteren Schatten warf. Der Mann welcher Rom am besten zu kennen erachtet wurde und auf diese Kenntniß pochte, auch dann noch als die Sache schon offenbar verloren, sein persönlicher Ruf vor der Curie beeinträchtigt war, hatte seine falsche Beurteilung in einem Falle von allergrößter Wichtigkeit vor aller Welt documentirt. In seinem geradezu sträflichen Irrtum verharrte er bis zu dem Moment, wo er im Glauben, in dem gefangenen Erzbischof ein Pfand zum Unterhandeln in der Hand zu halten, Rom durch einen Act der Kraft imponirt zu haben, kurz vor Weihnachten 1837 aus Deutschland zurückkehrend auf dem Capitol anlangte und dort die Kunde vorfand, daß Papst und Cardinal ihn nicht empfangen würden.

Es war ein schwerer Schlag für den Mann — es war zugleich, und das war ernster, eine ungünstige Lage für den

Staat. Das so manche Jahre lang gute Einvernehmen zwischen Preußen und Rom, das ungeachtet einzelner Reibungen friedliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche waren gestört. Es konnte nicht fehlen, daß man auf beiden Seiten in den Recriminationen zu weit ging. Aber der Staat war im Nachtheil, sowol weil er in einer Frage dieser Art, wo die zartesten Rücksichten zu nehmen waren, mit einer sonst in Preußen sozusagen unbekannten Anwendung von Gewalt gehandelt, wie weil er Beschuldigungen politischer Natur Raum vergönnt hatte, die sich als grundlos erwiesen. Die Hauptschuld war bei dem, der durch irrige Auffassung der Sachlage, die er kennen mußte, die Dinge so weit gebracht und durch Mangel an Aufrichtigkeit, wo größte Klarheit geboten war, in erster Reihe sich selber, mittelbar den Prälaten, den er überredet, und den Staat, den er irregeführt, in bösen Leumund gebracht hatte. Wo war die Quelle des Uebels? In der Ueberhebung, die sich mehr und mehr bei ihm gebildet hatte, in der falschen Schätzung seiner Gaben wie seines Vermögens. Man hatte inderthat alles gethan, diesen bei ihm natürlichen Hang zu steigern. Längere Zeit hatte es geschienen, als wäre der Vertreter Preußens eine Macht in Rom. Seine tief eingreifende Betheiligung an den diplomatischen Reformprojecten für die Verwaltung des Kirchenstaats, welche den Unruhen von 1831—32 folgten und wobei er seinen Collegen meist durch genaue Kenntniß der localen Zustände überlegen war, ließ ihn als großen Staatsmann erscheinen. Seine philologisch-antiquarischen Kenntnisse und seine allgemeine gelehrte Bildung, durch reges Interesse gehoben, verschafften ihm, auf welchen etwas von dem nicht bestrittenen gelehrten Ruhm seines Vorgängers

zurückstralte, eine gewissermaßen exceptionelle Stellung. Seine gesellschaftlichen Verhältnisse, deren noch gedacht werden wird, und der Name, welchen die zahlreichen Landsleute seiner Frau ihm in ihrer Heimat machten, trug auch dazu bei. Die päpstliche Regierung, welcher daran lag mit dem mächtigsten protestantischen Staate, zu dem sie in regelmäßigen Beziehungen stand, einem Staate, der sich ihr bei der Restauration günstig erwiesen und Millionen katholischer Unterthanen hatte, in guten Verhältnissen zu bleiben, hatte sich immer rücksichtsvoll gegen ihn gezeigt; Papst Gregor XVI. begegnete ihm persönlich noch aufs freundlichste, als die unselige Ehefrage und des Gesandten Verhalten bei derselben schon mit einem kommenden Zerwürfniß drohten. Die Meinung, die man in Berlin noch von seinem Talent, seiner Besonnenheit, seiner Stellung hatte, als er sich allen Ernstes als künftigen Cultusminister sah, hat dann wesentlich beigetragen, seine hohe Meinung von sich selber noch zu steigern. Bis zu einer gewissen Zeit ist er von Berlin stets unklarer über sich zurückgekehrt, als er hingegangen ist.

Nun war die Krisis da: der Boden wich ihm unter den Füßen. Ich erinnere mich nicht, einen bedeutenden Mann so niedergeschmettert gesehen zu haben wie Bunsen war als er alle seine Berechnungen vernichtet sah. Doch es währte nicht lange. Die Elasticität seiner Natur gewann auch in diesem ernsten Moment das Uebergewicht. Als er das Capitol verloren sah, bat er es räumen zu dürfen. Als der Entschluß gefaßt war und während er auf die — nicht zweifelhafte — Entscheidung von Berlin zu warten hatte, war er ruhig und gefaßt. Er nahm sogleich die ägyptischen Forschungen wieder in die Hand, die er im vorausgegangenen

Sommer, als man ihn nach Berlin berief, unterbrechen mußte. Manetho und die Dynastien schienen ihn ebenso lebendig zu interessiren wie die cölner Frage. Die gewöhnlichen geschäftlichen Beziehungen zur päpstlichen Regierung ließ er in der Hand des Legationsraths von Buch, der sie seit dem letzten Sommer führte, beschäftigte sich eifrig und wenigstens dem Anscheine nach heiter mit den häuslichen und gelehrten Dingen und verließ am Morgen des 28. April 1838 mit den Seinigen Rom.

Es ist bekannt, was er zu seiner Frau von dem Suchen eines neuen Capitols sagte — es ist auch bekannt, was er von dem in das alte Capitol von seiner Hand eingetriebenen Nagel schrieb. Das neue Capitol hat er nicht gefunden — man saugt sich nicht zwanzig Jahre lang an einen Boden, namentlich einen welthistorischen fest, um über die Mitte des Lebens hinausgelangt nach gewaltsamer Trennung das Werk wieder zu beginnen. Der Haß aber gegen das katholische Rom, welchen sein geharnischtes Abschiedssonett verkündigt, hat bis zu seinem letzten Athemzuge gelodert. Dieser Haß entsprang aus persönlichen und aus allgemeinen Motiven. Er konnte seine Niederlage um so weniger verschmerzen, weil sie nach zwei Seiten hin zahlreichen Gegnern auf eclatante Weise Recht gab und seinen Nimbus gänzlich schwinden ließ. Er gab Rom schuld, was doch in der That *seine* Schuld war, einen Bruch mit Preußen herbeigeführt und aus Herrschsucht in einer principiell nicht zu lösenden Frage die Beziehungen der Regierung zu den Confessionen und der Confessionen zu einander gestört zu haben. Und doch war er im Vertrauen auf sogenannte nicht besonders würdige Geschicklichkeit der handelnde oder angreifende Theil, der eben erst einen Rückzug

anzutreten versucht hatte welcher die Sache nur verschlimmerte und die Stellung der Regierung noch mehr blosstellte, wenn man sich in Rom überhaupt auf Unterhandeln einließ. Dies erkannte auch der Kronprinz, welchen die ganze Angelegenheit um so peinlicher berührte, weil er den Frieden der Confessionen ebenso wie die größere Unabhängigkeit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete wünschte und beides gefährdet sah, während doch seine vertrauende Freundschaft für Bunsen ihm manches in einem Lichte erscheinen ließ, von dem man nicht gerade sagen konnte, daß es das richtige war. Es hat lange gewährt, bevor Friedrich Wilhelm IV. an manchen Erscheinungen im Denken, Reden und Thun Bunsens irre wurde. Auch dann hat jedoch die Treue seiner persönlichen Anhänglichkeit an den Mann sich nicht verleugnet.

Bunsens Handeln in dieser verhängnißvollen Angelegenheit ist ausführlicher betrachtet worden, als gegenwärtige Skizze, die selbstverständlich eine bloße Charakteristik sein soll, eigentlich zuläßt, weil es das Wesen des Mannes am besten erkennen läßt und weil es in die Geschicke des preußischen Staates am tiefsten eingegriffen hat. Doch auch aus einem anderen Grunde noch. Die Angelegenheit ist der Wendepunkt in Bunsens Leben gewesen. Der Mann nach 1838 war in mancher Beziehung ein anderer als der vor diesem Jahre, das mit seinem fünfundvierzigsten zusammenfiel. In einem Punkte jedoch blieb er auch in den noch folgenden zweiundzwanzig Jahren seines Lebens derselbe. Der tiefe Sturz schmälerte sein Selbstvertrauen ebensowenig wie seine ungewöhnliche Energie. Dies übermäßige Selbstvertrauen hat endlich die Katastrophe herbeigeführt, die seiner staatsmännischen Thätigkeit auf immer ein Ziel setzte. Bunsen,

ich wage es unverholen zu sagen, ist mir immer zum praktischen Staatsmanne ungeeignet erschienen. Nicht als hätte es ihm an Ideen, nicht selten an großen und schönen, an edlen Inspirationen und weitreichenden Anschauungen gefehlt: er hatte deren bisweilen nur zu viele. Er hatte Herz und freudigen Muth zur Ausführung und war bereit seine Person einzusetzen, während er mit voller Seele bei der Sache war. Aber er wußte nicht mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen, er unterschied die Grenzen zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht gehörig, was alles mit den Illusionen zusammenhing, die er sich über das eigene Vermögen machte. Es mit wenig Worten auszudrücken, würde ich sagen, daß er bei abendlichem Nachsinnen sich eine Vorstellung machte, über Nacht die Vorstellung zur Thatsache wurde und er am nächsten Morgen auf Grund dieser imaginären Thatsache handelte. Die Leichtigkeit seiner Combinationen hat manchen seiner Schriften sehr geschadet: in der geschäftlichen Praxis lag in derselben eine Gefahr, um so mehr, als die Grenze zwischen Wahrem und Falschem keineswegs klar genug hervortrat. Wer aber seine Briefe und Lucubrationen ansieht, wird sich der Betrachtung nicht verschließen können, wie er von einer Selbsttäuschung zur andern voranschritt, wie oft er eine große That vollbracht, einen entscheidenden Moment herbeigeführt, einen glorreichen Sieg erkämpft zu haben glaubte und Gott dankte, daß er dessen gewürdigt worden, und wie dann das Ganze gleich einer Seifenblase zerplatzte und die Welt ruhig weiter ging, bis irgend ein neues Project auftauchte, um auf gleiche Weise zu enden.

Nach einem Besuch in England zum Gesandten in der Schweiz ernannt durch denselben König, welchen er, der

Kronprinz hat es richtig bezeichnet, compromittirt hatte, und der ihn, während er ihn von Berlin fernhielt, doch nicht fallen lassen wollte, wurde er nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mit einer besonderen Mission nach London betraut. Zweck war die Gründung des Bistums Jerusalem. Die Idee des Königs war eine schöne und großartige, die factischen Voraussetzungen, unter denen sich auch andere Confessionen mit derselben hätten einverstanden erklären können, erwiesen sich als illusorisch. Das praktische Resultat, obwol es als ein nicht geringer Erfolg Bunsens erschien und in gewisser Beziehung auch war, ist im Verlauf der Zeit immer mehr hinter dem glänzenden Bilde zurückgetreten, das einst dem Könige vorgeschwebt hatte. Und wenn einerseits die politische Grundlage, auf welcher dieser den Bau aufzuführen dachte, nicht vorhanden war, so weckte andererseits die aus den Einleitungen hervorleuchtende Tendenz in der preußischen Landeskirche Zweifel, Bedenken, Antipathien, die sich durch Friedrich Wilhelms IV. ganze Regierungszeit hindurchgezogen haben. Die thatsächliche Entwicklung, die sich zu dessen Idee ungefähr ebenso verhält, wie Papst Julius' II. Grabmal in San Pietro in vincoli zu Michelangelo's erstem Entwurf, gehört natürlich nicht hierher. Die Verhandlungen trugen dazu bei, Bunsen dem Könige noch näher zu bringen, und ihn in dessen religiöse und politische Ideen, Pläne, Vorkehrungen hineinziehen zu lassen, da es sich nun um concrete Fälle, Fälle von größter Bedeutung handelte.

Die Zeit der schweizerischen Mission, der Landaufenthalt in der Nähe Berns mit seiner beruhigenden Einwirkung nach den Stürmen der vorausgegangenen Tage war namentlich der Vollendung literarischer Arbeiten gewidmet gewesen, die ab-

gesehen von den ägyptischen Forschungen, Kirchliches in Bezug auf Architektur wie auf Musik betrafen. Allerdings war es nach dem vielseitigen Reichtum des römischen Lebens ein gewaltiger Abstich. Sein Haus auf dem Capitol, dieser Palazzo Caffarelli, dessen Erwerbung für Preußen man ihm verdankt und auf immer danken sollte, bot einen Mittelpunkt dar, wie eine Gesandtschaftswohnung einen ähnlichen vielleicht nie gehabt hat. Nicht für die elegante Welt — diese fand hier nicht Raum noch Stoff, aber für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Nicht Landsleute nur, Fremde aller Nationen erfreuten sich der Aufnahme, der Unterstützung in ihren Anliegen, des Rathes. Von der Gelehrtenwelt und der für deren Interessen und Zwecke von hier ausgegangenen Stiftung ist bereits die Rede gewesen und wird ferner noch gelegentlich gehandelt werden. Den bildenden Künsten und der Musik wurden ähnliche Pflege und Ermunterung zu Theil, und des Hausherrn geläuterter Geschmack bürgte dafür, daß das Verdienst zur Geltung kam. Mancher hat Bunsen sein Glück zu verdanken, und nächst Alexander von Humboldt wüßte ich keinen, der in ähnlichem Maße, vielleicht in noch weiterem Umfange als dieser, Vorwärtsstrebende ermuntert und mit Rath und That gefördert, durch sein Verhalten zu ihnen verpflichtet hätte.

Der Aufenthalt in England, als er dort an Stelle des an die Spitze des auswärtigen Amts berufenen Freiherrn von Bülow die Gesandtschaft übernahm, knüpfte an ältere Beziehungen aus verschiedenen Zeiten an. An die zahlreichen aus Rom stammenden Bekanntschaften schlossen sich die neuerdings im Lande selber gemachten. Es ist nicht zum Verwundern, wenn er gut aufgenommen wurde. Rom

war eine Weltbühne, seine dortige Stellung war eine sehr glückliche gewesen, er hatte England kennen gelernt, ohne dort gewesen zu sein, mit der Aristokratie und mit der politischen wie mit der Gelehrtenwelt war er in fortwährender Berührung gestanden. Der Umstand, daß England in Rom keinen officiellen Vertreter hatte, da der hannoversche Ministerresident ungeachtet seiner guten persönlichen Verhältnisse und seiner vielfachen literarischen wie künstlerischen Interessen doch nur in beschränktem Maße eine solche Stellung auszufüllen vermochte, war für den preußischen Gesandten ein Grund mehr gewesen, sich den Landsleuten seiner Frau nützlich und angenehm zu machen. Er hatte manches, was ihn gerade den Engländern empfehlen mußte. Eine glückliche Mischung von Ernst und Heiterkeit, Fülle mannigfaltigster Kenntnisse bei leichter Anwendung derselben, eine gewisse Autorität, die nicht frei von schulmeisterlicher Haltung, doch nicht in eigentliche Pedanterie verfiel, sodaß er nicht wenige begabte Frauen angezogen hat, unermüdliche Thätigkeit, Beherrschung der Sprache. Seine beste Zeit war nach dem Abgang von Rom dennoch vorüber. Ich weiß nicht, ob er dies selber empfunden hat, denn die große geistige und geschäftliche Thätigkeit, in welche er gerieth, mochte etwas Betäubendes haben. Die Frische der Empfindungen und Anschauungen war geschwunden, ohne durch größere innere Sammlung in gleichem Maße ersetzt zu werden. Abspannung und Erhitzung, schon in der letzten römischen Zeit sichtbar, mehrten sich. So trat auch der Wechsel in seinem Aeußern mehr hervor. Bunsen hatte edle schöne Züge mit geistvoll lebendigem Auge und einnehmendem Ausdruck. Seine treffliche Marmorbüste, von Emil Wolff in Rom gearbeitet,

zeigt ihn in voller Männlichkeit. Körper und Haltung entsprachen dem Kopfe nicht, namentlich als er stärker wurde und das Mißverhältniß des kurzen Halses mehr hervortrat, während zugleich die Gesichtsfarbe, in ein Violettroth übergehend, auf beginnenden Mangel im Blutumlauf schließen ließ. Die aufregende Lebensweise, die späten Stunden, die häufigen großen Gastmale Londons waren für ihn Uebelstände, denen wiederholter Landaufenthalt nicht entsprechend steuern konnte.

Als er zum ersten Male im Jahre 1838 nach England kam, walteten dort auf kirchlichem Gebiete Zustände und Regungen ob, welche seinem Erscheinen in gewissen Kreisen Bedeutung verliehen. So die katholisirenden Tendenzen bei einem geistig hochstehenden Theile des anglicanischen Clerus, wie die wachsende Wichtigkeit der Frage von den Beziehungen zwischen Kirche und Staat boten Bunsen eine Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen, die er nicht verschmähte. Wenn die Opposition gegen Rom und die katholische Kirche und der Argwohn wegen römischer Uebergriffe, die in England stets sicher sind Anklang zu finden und Boden zu gewinnen, sich in gewissen Kreisen wieder steigerten, nachdem wenige Jahre zuvor verschiedene Tendenzen die Oberhand zu gewinnen geschienen hatten, so ist Bunsens Einfluß darauf nicht gering anzuschlagen. Seine heftige Abneigung gegen katholische Kirche und Papsttum ist damals immer unverholener an den Tag getreten und zeigt sich namentlich in seinen Briefen zu einem grimmigen Hasse gesteigert, der selbst den Gebrauch von Ausdrücken und die Kundgebung von Stimmungen und Urteilen nicht verschmäht, wie sie in den Tagen der heftigsten Kämpfe der Reformationszeit gäng und gäbe waren, ein Haß,

der sich nicht scheut, gewissermaßen zum Angriff auf katholische Institute zu ermuntern. Und es ist sehr charakteristisch, wie er sogar die Verwirklichung der großen und edlen Idee des Königs, welche der Wiederbelebung des Schwanenordens im Sinne einer über den Bekenntnissen stehenden Institution christlicher Wohlthätigkeit zu Grunde lag, alsbald als eine geistige Macht gegen Rom auffaßte und begrüßte, als eine Idee, welche Rom vernichten müsse, wenn sie in das Leben der Gegenwart eintrete!

Seine Stellung in England war eine gute. Er hatte den geistlichen und ernsten literarischen Theil der Nation für sich, während er, ungeachtet gewisser Unverträglichkeiten, zu der Aristokratie in Beziehungen stand, wie sie für den Vertreter eines großen Staates paßten. Sein intimes Verhältniß zum Oberhaupt dieses Staates und dasjenige zum preußischen Königshause, welches sich in den zum Theil nicht bedeutungslosen Besuchen von Mitgliedern dieses Hauses aussprach, fand ein Corollar in seinen Beziehungen zum Prinzen Albert und dadurch zur Königin. Seine Wohnung am Eingange des Westminster Park, auf Carlton Terrace, anfangs das Haus Lord Stuarts de Rothsay, dann ein benachbartes größeres welches für Preußen erworben wurde, entwickelte nicht den Glanz mancher Ambassaden — dazu paßten weder die Verhältnisse noch seine persönlichen Traditionen — aber es entsprach der Stellung. In kleinen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er nichts Kleinliches in Geldsachen. Er war generös für öffentliche, wohlthätige, literarische Zwecke. Man lebte einfach aber gut; schon in Rom, wo Localität und Haushalt und pecuniäre Dinge beschränkt waren, herrschte vollkommene Gastfreiheit; wer eintrat setzte sich mit zu Tische

so lange Raum da war, und nahm fürlieb mit dem, was das sehr einfache Menu bot. In London waren immer Gäste da, auch auf längere Zeit. Es war ein äußerst geselliges Haus, in welchem alles sich behaglich fühlte. Der gewöhnliche Kreis war ein nicht kleiner und stets wechselnder, je nachdem von Kindern, Schwiegertöchtern, dann Enkeln und anderen Angehörigen und von Besuchern die Einen oder die Andern anwesend waren. Bunsen war im geselligen Verkehr liebenswürdig. Er hielt an seinen Meinungen fest, aber er war nicht streitsüchtig, factische Belehrung nahm er gerne an. Alle, die in gelehrten Dingen mit ihm gearbeitet, können ihm dies Zeugniß geben. Der ungewöhnliche Umfang seines Wissens und seine vielseitige Erfahrung machten die Conversation mit ihm angenehm. Sein Urteil mochte gelegentlich scharf sein, böswillig war es nicht. Seine akatholische Gesinnung ist im persönlichen Umgange soviel ich beurteilen kann (nach dem Jahre 1846 bin ich freilich nur gelegentlich mit ihm zusammengetroffen) nicht hervorgetreten. Abgesehen von dem religiösen Standpunkte bin ich vielfach ganz verschiedener Meinung gewesen, was ihm vollkommen bekannt war. Aber er ist im Umgang immer freundlich und theilnehmend geblieben, hat mich nie zu beeinflussen gesucht, sodaß es mir namentlich in London in seinem Hause behaglich gewesen ist, mochte ich auch fühlen daß eine Scheidewand da war.

Die verschiedenen großen Interessen, Fragen, Vorgänge, welche einander während der späteren Hälfte von Bunsens Mission in England drängten, ohne daß er, obgleich vielfach in dieselben hineingezogen, eigentlich durchschlagenden

Einfluß geübt hätte, können hier nur kurz berührt werden. Sie sind der erste Anlauf zum Constitutionalismus in Preußen, die Februarrevolution mit ihren Folgen für Deutschland, die Bestrebungen zur Bildung einer deutschen Reichsverfassung mit dem Antrag der Kaiserkrone an den König, die preußische Verfassung, das Napoleonische Kaiserreich, der Krimkrieg. Die Gegensätze zwischen dem Könige und seinem Gesandten sind in allen diesen Fragen mehr und mehr hervorgetreten. Wirklich einverstanden sind sie nie wieder gewesen – die Ablehnung der Kaiserkrone hat Bunsen dem Könige nie vergeben. Man verstehe mich nicht unrecht, er hat sie für einen großen politischen Fehler gehalten, während Friedrich Wilhelm IV. unzweifelhaft in der Wahrheit und im Rechte war. Auch die nach beiden Seiten hin streng neutrale Stellung Preußens im Krimkriege hielt er für einen politischen Fehler. Man weiß, wie seine stark nach Eigenmächtigkeit schmeckenden Versuche, diese Stellung zu Gunsten des Anschlusses an England zu ändern, das Ende seiner diplomatischen Thätigkeit herbeiführten. Zum zweitenmale mußte er, im Verlaufe von sechzehn Jahren, um seine Abberufung einkommen. Er verließ England im Juni 1854. Es liegt etwas unendlich Tragisches in der Wahrnehmung, wie der König immer noch fortfuhr, sein Herz mit seinen Wünschen und Anliegen vor dem Diplomaten zu öffnen, während dieser, der in dem von seinem Souverän verabscheuten Sonderbundkriege von 1847 den Sturmbock gegen die katholische Kirche angejubelt und in der berliner Märzrevolution ein „wahres Himmelskind“ begrüßt hatte, wohlgemuth mit vollen Segeln mit dem englischen Premier auf

den Wassern jenes Liberalismus fuhr, von welchem Friedrich Wilhelm IV. vonvornherein geurteilt hatte, daß er dem Greuelkinde der Revolution, dem Radicalismus als Verleugnung von Gott und Christus den Weg bahne. Noch trauriger jedoch und geradezu unerklärlich ist es, wenn wir den König, der treu festhielt an seinem protestantischen Bekenntniß, in seinen Entwürfen für Umgestaltung des Kirchenwesens noch in seinen letzten Zeiten Hilfe suchen sehen bei dem Manne, dessen Christentum sich vollständig verflüchtigt hatte, der in der Dogmengeschichte keine organische Entwicklung, sondern die Krankheitsgeschichte einer theologischen Narrenzeit sah und nebenbei aus lauter Friedensliebe die Gegner seines neuen Evangeliums und altgläubigen Lutheraner nicht besser behandelt wissen will als Ultramontane und Jesuiten.

Ich werde seiner in Bezug auf den König noch einmal im weitern Verlauf dieser Darstellung erwähnen. Hier aber ist noch seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu gedenken, welche zwei Hauptfelder gehabt hat, das theologische und das antiquarische, beide in engen Beziehungen zur Geschichte. Bunsens Vorzüge und Fehler im amtlichen Leben wiederholen sich auf literarischem Felde. Er besaß gleich großen Reichtum an Wissen wie an Ideen, Leichtigkeit der Conception und der Gestaltung wie der Arbeit überhaupt, Lebendigkeit und Gewandtheit der Form, wenngleich ohne Präcision wie ohne eigentliche Beredsamkeit. In vielen Fächern war er zu Hause; was ihm hie und da an Gründlichkeit abging, ersetzte er scheinbar durch glückliche oder wenigstens plausible Combination, worin aber auch wieder eine Gefahr für ihn

lag. Sein ursprüngliches Fach war, wie schon angedeutet, das philologische mit besonderer Beziehung auf orientalische Linguistik und Wissenschaften, in Verbindung mit theologischen Studien. Erst in Rom wandte er sich, theils durch den Boden angezogen, theils durch Niebuhr angeregt, römischer Geschichte nebst Antiquitäten zu. Jahrelang schienen sie seine literarische Hauptbeschäftigung zu bilden, und dennoch dürfte, seinen eignen Worten wie seiner Richtung in spätern Zeiten zufolge, sein Interesse an denselben nur ein secundäres gewesen sein. In der That hat er in der römischen Geschichte selbstthätig nichts geleistet, in den Antiquitäten nichts von bleibender Bedeutung. Seine Arbeiten bezogen sich vorzugsweise auf die Topographie des alten Rom, ein Boden, von welchem man weiß, wie er in dem letzten halben Jahrhundert und drüber umgewühlt und wieder umgewühlt worden ist, und wie geringe Stabilität sich herausgestellt hat. Das Werk, von welchem ein Haupttheil Bunsen zufällt, die „Beschreibung der Stadt Rom", auf mangelhafter Grundlage ohne festen Plan noch Berechnung von Umfang und Mitteln unternommen und ohne Einheit in der Ausführung, entspricht heute, etwa mit Ausnahme der archäologischen Beschreibung der vaticanischen Sammlungen und einiger Theile der Regionarbeschreibung, wissenschaftlichen Anforderungen nicht mehr, was keinen wundern wird, der da weiß, wie seitdem auf allen hier in Betracht kommenden Gebietstheilen gearbeitet, geschafft, gegraben, ein Urkundenfeld gleichsam entdeckt worden ist. Bunsens bedeutendste topographische Arbeit, die über die Foren, von Anfang an (1837) theilweise problematisch, hat begreiflicherweise im Verlauf der Zeit große

Veränderungen erlitten, aber sie hat doch Sätze festgestellt, die noch kurz zuvor mit nicht geringem Aufwande literarischer Gelehrsamkeit und fleißiger Autopsie verneint worden waren.

Mehr aber, unendlich mehr als durch seine Schriften, obgleich sie für ihre Zeit nicht ohne Bedeutung waren, hat Bunsen durch die That für die Altertumskunde erreicht. Die Gründung des Instituts für archäologische Correspondenz wird seinen Namen bei allen denen in Ehren halten lassen, denen der Fortschritt der Wissenschaft, die Verallgemeinerung und damit die Fruchtbarwerdung der Beziehungen und ihrer Resultate, und in Verbindung damit der Ruhm des preußischen Staates auf dem großen Culturboden etwas gelten. Es kommt hier nicht darauf an, wie viel nicht blos von dem Gedanken sondern auch von der Grundlegung Andern angehört. Ohne Bunsen würde Eduard Gerhard unvermögend gewesen sein, irgend etwas zu schaffen, was über den Kreis eines beschränkten, von den mit den römischen Verhältnissen zusammenhängenden Zufälligkeiten abhängigen literarischen Privatvereins hinausgegangen wäre. Auch Bunsens kühne Phantasie konnte den Umfang und die Bedeutung nicht ahnen, welche das im Jahre 1829 gegründete Institut im Laufe der Zeiten, zum Theil erst nach seinem Tode erlangt hat. Aber sein richtiger Blick hat sogleich die rechte Form erkannt, welche im wesentlichen, nach einer übelberechneten und nicht durch ihn veranlaßten, zum Glück kurzlebigen Aenderung für die Publicationen bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist. Wer aber die ersten Verzeichnisse der Theilnehmer des Instituts ansieht, wird gewahren, wie

er seine glückliche äußere Stellung benutzte, der neuen Stiftung vom ersten Moment an den Charakter der Universalität aufzudrücken, welcher ihr geblieben ist und, mochte anfangs etwas Klingklang mit unterlaufen, ihr so große Bedeutung gesichert hat.

Zu Bunsens Gaben und Verdiensten hat es gehört, daß er so manche, namentlich jüngere Gelehrte an sich zu ziehen wußte, die in lebendiger Wechselbeziehung seine wissenschaftlichen Pläne förderten und von ihm gefördert wurden. Seine öffentliche Stellung kam ihm dabei selbstverständlich sehr zu statten, sein lebendiger Antheil an der Wissenschaft und seine nicht minder lebendige Theilnahme an den Personen ließen ihn diese Stellung ausgiebig benutzen. In den späteren römischen Jahren, Jahre vielfacher Thätigkeit, welche ohne den fressenden Krebs der Mischehenfrage zu den glücklichsten gehört hätten, zog sich um ihn ein stets sich erneuernder und modificirender Kreis, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, aber durch seine Einwirkung mit einer gewissen Convergenz der Bestrebungen. Eduard Gerhard, sein vornehmster Mitarbeiter bei der Gründung des Instituts wie an dem antiquarisch-kunsthistorischen Theile der Beschreibung Roms, Wilhelm Röstell, für die canonistischen Arbeiten und Geschäfte der Gesandtschaft beigegeben, zugleich mit einer Untersuchung über die unterirdische Todtenstadt beschäftigt, welche eine treffliche Anschauung des vor den großen neueren Entdeckungen bestehenden Zustandes giebt, Julius Ambrosch und L. Urlichs, Beide vorzugsweise topographischen Forschungen gewidmet, O. Kellermann, welcher die Inschriftensammlung begann, die längere Zeit nach seinem frühen Tode

von der berliner Akademie mit großen Mitteln wieder aufgenommen wurde, Wilhelm Abeken, der sich die Erforschung der Culturzustände in Mittelitalien bis zu der Ausbreitung der Römerherrschaft zur Aufgabe wählte. Im Jahre 1836 trat Richard Lepsius in diesen Kreis als einer der Secretäre des archäologischen Instituts, in dessen Bereich neben dem griechisch-römischen Altertum nun auch das ägyptische hineingezogen wurde, wovon man später wieder abgekommen ist. Andere Richtungen verfolgten Heinrich Abeken, mehr durch intime Beziehungen zur Bunsenschen Familie als durch eigentlichen Beruf zum Gesandtschaftsprediger geworden, in kirchlicher Archäologie erfahren, Lepsius' Reisebegleiter in Aegypten, von vielseitiger Bildung und geschäftlicher Gewandtheit, die ihm später in ganz verschiedenem Berufe und unter stark wechselnden Conjuncturen zu nicht unbedeutender Stellung verholfen haben. Carl Meier von Rinteln, mit archäologischen und etymologischen Forschungen beschäftigt, Albert Dressel u. A. Felix Papencordt gelangte durch Bunsen zum Genuß einer durch ihn wieder belebten ermländischen Stiftung, welche ihm mehrjährigen Aufenthalt in Italien ermöglicht hat. Wenn zu der langen Liste dieser meist schon früher erwähnten römischen Beziehungen von den englischen noch Max Müller gefügt wird, so zeigt es, wie vielfach und mannigfach Bunsen auf die jüngere Welt eingewirkt hat.

Der Umgang mit Lepsius hat wesentlich auf das Werk „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" Einfluß gehabt, das in der letzten römischen Zeit begonnen, erst in London 1852 vollendet worden ist. Man hat an demselben sowol mangelhafte Grundlage wie namentlich in dem historischen

Theile Willkür der Combinationen getadelt, und wenn es kaum ein Vorwurf ist, daß heute, nach so vielen neuen Resultaten auf diesem Felde, kaum irgend eine Partie des Buches noch wirkliche Brauchbarkeit bewahrt, so war der Mangel an Gründlichkeit vonvornherein offenbar. Aber es wäre ein Unrecht, die Fülle des Thatsächlichen und den Reichtum an Anschauungen in diesem Buche zu verneinen, welches mehr Wirkung hervorgebracht haben würde, wäre es nicht inmitten der stufenweisen Bereicherung der Aegyptologie durch bedeutende Entdeckungen und sprachliche Forschungen ans Licht getreten, die manche seiner Resultate sogleich in Frage stellten, wenn sie dieselben nicht umstießen. Eine Frucht des londoner Aufenthaltes ist der Hippolytus, dessen Haupttheil im Jahre 1852 erschien. Hier befand sich Bunsen auf dem ihm homogensten Terrain, Kirchengeschichte im Zusammenhang der Doctrin mit der Verfassung und den Formen des Cultus. So viele Kritiken das Werk hervorgerufen hat, die zum Theil dessen ganzes Fundament verneinten und somit zu anderen Ergebnissen kamen, die auch die Frage der Papstgewalt berührten, so hat doch keine derselben Gelehrsamkeit und Scharfsinn des Verfassers in Abrede gestellt. Die an Formlosigkeit streifende Weitschweifigkeit theilt dies Werk mit anderen seiner Schriften. Er war ein rascher und unermüdlicher Arbeiter, und die Gedanken flossen ihm mit größter Leichtigkeit und Continuität in die Feder. Aber er ließ sich durch diese Leichtigkeit von gründlicher Prüfung derselben abhalten, während er sich nicht die Zeit gönnte, die Form zu glätten und namentlich zu condensiren. Gleich seinen amtlichen Schriftstücken, die nicht selten von ermüden=

der und verwirrender Breite und Ueberhäufung mit unwesentlichem Detail sind, leiden seine literarischen Arbeiten an und unter diesem Mangel, und auch dieser Umstand hat neben andern dazu beigetragen, Bedeutung und Wirkung ernsterer Werke zu schmälern, ja zum Theil zu vernichten. Vielleicht würde größere Präcisirung der Form ihn selbst auf bedenkliche Mängel in der Entwicklung der Gedanken und der aus denselben gezogenen Folgerungen, die mit der Willkür der Prämissen Hand in Hand gehen, aufmerksam gemacht haben. So ist es gekommen, daß von seinen zahlreichen Schriften, mag immerhin das Verdienst des Einzelnen Anerkennung finden, mögen sie noch so fruchtbare Gedanken enthalten, nicht eine als Ganzes bleibende Bedeutung bewahrt. Seine ganze politisch-kirchliche literarische Thätigkeit seit 1848 zeigt nicht sowol die Entwicklung als die unablässige Wandlung seiner Ideen und erklärt die immer zunehmende Divergenz zwischen denselben und denen des Königs, auf welche noch hingewiesen werden wird. Friedrich Wilhelm IV. hat dasjenige Werk, welches Bunsen als Schlußstein seines literarischen Wirkens, ja seiner ganzen Laufbahn ansah, das „Bibelwerk für die Gemeinde" nicht erlebt; der Autor selbst hat Vollendung und Mißerfolg dieses Werkes nicht erlebt, an welches er nach dem Aufhören seiner diplomatischen Thätigkeit all seine Kraft setzte. Wer weiß ob er, dem Ende seiner Tage nahe, Sammlung genug gewonnen hat, um den Unterschied zwischen seinen Anschauungen, ich möchte sagen zwischen seinem Ich vergangener Tage und dem Standpunkt zu erkennen, auf welchem er, in trauriger aber unabweisbarer Consequenz angelangt war. Derjenige Theil dieser umfassenden Arbeit, welcher deren Abschluß bilden sollte,

das Leben Jesu, war entworfen aber nicht überarbeitet, als er abberufen wurde. Selten hat die Lectüre eines Buches mich so traurig gestimmt, wie die der letzten Gabe eines Mannes, dessen Geist und Herz mir, ungeachtet aller Gründe zur Disharmonie, Anerkennung auflegten und Zuneigung einflößten. An den Schluß gelangt, habe ich ihm schmerzlich fragend nachgeblickt, auf dem Nebelpfade, auf dem er seinen gekreuzigten und nicht gestorbenen, somit nicht auferstandenen Weltheiland verschwinden läßt.

IV.

Römische Mission des Grafen von Brühl.

Vom ersten Moment seiner Regierung an ist König Friedrich Wilhelm IV. entschlossen gewesen, alles was an ihm lag, zu thun, um dem Hader zwischen dem Staate und der katholischen Kirche ein Ende zu machen. Seiner ganzen Natur nach mußte dieser Hader ihm höchst peinlich sein, und er hat dessen schlimme Einflüsse während der beiden letzten Jahre seines Vaters zu ermessen volle Gelegenheit gehabt. Er hat ebenso ermessen, wie die Anfänge des Streites auf größtentheils irrigen Voraussetzungen beruhten. Er hatte in kirchlichen Dingen eine großartige Anschauung. In seinem ganzen Leben hat er dieselbe documentirt, und wenn in seinen Ideen Unausführbares war, so beruhte dasselbe doch auf liebevollem und tiefem Eingehen wie auf der klaren Erkenntniß der Mängel in Wesen und Constitution seiner Kirche, Mängel, denen er bis an das Ende seiner noch freien Thätigkeit abzuhelfen bemüht gewesen ist. Während er fest in seinem protestantischen Bewußtsein stand, welches er zu Zeiten, neueren Vorkommnissen in der katholischen Kirche gegenüber, mit großer Schärfe ausgesprochen hat, hatte er doch ein Herz für diese Kirche. Eben die Erkenntniß der Gebrechen der

unsichern und unfreien Stellung des Protestantismus würde ihn die feste Grundlage derselben auch dann haben schätzen lassen, wenn er nicht ein so gründlicher Kenner der Geschichte des Christentums von seinen Anfängen an gewesen wäre und zwischen wahren wie vorgeblichen Schäden späterer Zeit so gut unterschieden hätte; wenn ihm nicht die durch den im 16. Jahrhundert vollendeten Bruch mit der Tradition erzeugte Schwäche lebendig vor der Seele gestanden wäre, mochte er auch im einzelnen eine Auffassung an den Tag legen, welche den ihm von manchen Seiten her gemachten Vorwurf des Kryptokatholicismus geradezu lächerlich erscheinen läßt. Und dann, er wollte mit seinem Volke in Frieden leben: nicht mit den Anhängern der einen Confession, mochten sie auch die numerisch stärksten sein, nein, mit dem ganzen Volke. Er durchbrach den beengenden Kreis eines unter dem Einfluß der sowol der alten Kirche wie dem alten Reich feindseligen Reformation, namentlich vom 17. Jahrhundert an entwickelten Princips, soferne es sich um Unabhängigkeit der katholischen Kirche in ihren innern Angelegenheiten handelte. Der Jubel, mit dem ihm bei seiner Thronbesteigung auch von den Millionen Katholiken gehuldigt wurde, mußte ihn in seinen Anschauungen bestärken. Die von dem katholischen Rheinland während der beiden letzten durch die Wirren getrübten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. bewiesene Treue und gesetzliche Haltung hatten ihren Eindruck nicht verfehlen können und, schon ehe er König wurde, jene Eindrücke verwischt, unter denen er zeitweilig zu Ende 1837 gestanden sein mag. Er verhehlte sich nicht, daß man einen schweren Irrtum begangen hatte, und war entschlossen, die Versöhnung anzustreben.

Der König hatte erkannt, daß die politischen Besorgnisse, denen man, Gott weiß durch welche Täuschung verleitet, bei der gewaltsamen Behandlung der Frage der Gemischten Ehen seitens der Regierung so weiten Spielraum gestattet hatte, und der Argwohn eines Zusammenhanges mit auswärtigen revolutionären Plänen aus der Luft gegriffen waren. Er hatte mit der Wahrheit und Aufrichtigkeit, die einen Grundton seines Wesens bildeten, ebenso erkannt, daß man von gouvernementaler Seite bei der Behandlung der Frage einen falschen Weg eingeschlagen, den Boden der römischen Abmachungen, auf dem man zu stehen vorgab, verlassen, Rom zur Klage Grund geboten hatte. Seine Anschauung vom Wesen der Kirche sagte ihm, daß es sich um eine Angelegenheit handelte, in welcher das kirchliche Gesetz maßgebend sein mußte, welches den nicht verpflichtete, der ihm Anerkennung versagte, aber seinerseits weltlichem Gesetze nicht unterliegen konnte, während nur offenbare Verkennung der Sachlage zu der Behauptung führte, daß es den confessionellen Frieden störte.

Dennoch war die Stellung des Königs nicht leicht. Er durfte die Autorität des Staates nicht gefährden. Er hatte mit einer großen protestantischen Partei zu rechnen, welche aus sehr verschiedenen Motiven den katholischen Standpunkt nicht gelten lassen wollte. Er wich von dem ab, was unter seinem Vater gewissermaßen zum System geworden war, indem man in einer die beiden Confessionen betreffenden Angelegenheit mit derselben Consequenz verfahren zu können oder verfahren zu müssen glaubte, mit welcher man z. B. die Union durchzuführen suchte. Dies war in solchem Maße der Fall gewesen, daß derjenige, welcher die Geschichte der un=

seligen Frage aufmerksam verfolgt, unschwer erkennt, wo Anfang und Ende der freiwilligen Schuld des Diplomaten liegen, der in derselben die Hauptrolle gespielt hat, wo andrerseits eine von ihm unabhängige Action ihr Feld gehabt und ihren mächtigen Einfluß, nicht am wenigsten auf ihn selbst geübt hat. Wer die Umstände und Zustände erwägt, wird es Friedrich Wilhelm IV. um so höher anrechnen, daß er so entschlossen und so rasch die Dinge in die Hand nahm. Es waren nicht anderthalb Monate seit seiner Thronbesteigung verflossen, als er den Mann zu sich beschied, den er mit einem vertraulichen Auftrag nach Rom zu senden beschlossen hatte.

Friedrich Wilhelm Graf von Brühl war am 16. Juni 1791 zu Berlin geboren. Sein Vater Carl Adolf war der zweite der vier Söhne des sächsischen und polnischen Premierministers Heinrich Grafen Brühl, an dessen Namen und Wirksamkeit man sich auch heutigen Tages noch zuerst erinnert, wenn man der Kämpfe Friedrichs des Großen mit seinem nächsten südwestlichen Nachbar gedenkt. Der Sohn des Mannes, welcher den Antagonismus zweier deutschen Staaten in Person repräsentirte, und in dessen Park zu Pförten in der Niederlausitz ich noch vor fünfundzwanzig Jahren das ausgebrannte Schloß als trauriges Wahrzeichen dieses Antagonismus gesehen habe, wurde General der Cavallerie in preußischem Dienste und stand in vertrauten Beziehungen zum Hofe des jungen Königs Friedrich Wilhelm III., der ihn zum militärischen Gouverneur des Kronprinzen wählte. Dieser hatte an dem um vier Jahre ältern Fritz Brühl einen Genossen seiner Kinderspiele. Graf Carl Adolf starb als der Sohn erst elf Jahre zählte, und hinter=

ließ außer ihm eine Tochter, welche Gemalin des genialen Carl von Clausewitz wurde. Der junge Brühl begann seine militärische Carriere im preußischen Heere, trat in schwerer Zeit in den österreichischen Dienst, war jahrelang Adjutant des Erzherzogs Carl, kehrte nachmals in die heimatlichen Verhältnisse zurück und nahm, mit einer Tochter des Feldmarschalls Grafen Gneisenau verheiratet, als Oberstlieutenant den Abschied, um auf einem in der Lausitz erworbenen Gut seine späteren Jahre dem Landleben zu widmen. Diesem Vorsatze machte, ihm völlig unerwartet, das Jahr 1840 ein Ende.

Graf Brühl ließ sich den Auftrag, den der König ihm gab, nicht träumen. Er gestand seinem hohen Herrn seine äußerste Ueberraschung wie seine gänzliche Unbekanntschaft nicht blos mit diplomatischen Dingen sondern speciell mit der hier in Betracht kommenden schwierigen Angelegenheit. Der König erwiderte, er habe ihn zu dem Auftrage ausersehen, eben weil er der bisherigen Behandlung der unglücklichen Frage ferne stehe und in keine Beamten-Kategorie gehöre, sodann weil er als Katholik in Rom auf größeres und entgegenkommendes Vertrauen rechnen dürfe, während dies Vertrauen ihm von seiner, des Königs Seite, vollkommen gesichert sei. Es handele sich überdies vorerst auch nur darum, Terrain und Dispositionen kennen zu lernen und eine Basis für künftige Unterhandlungen vorzubereiten. Der König traf eine glückliche Wahl. Graf Brühl war ein Mann von klarem Verstand, obgleich nicht von glänzendem Geiste, und von dem wärmsten, trefflichsten Herzen, edel und feinfühlend, offen und gerade; ein Mann von Welt, der stets in den ersten Kreisen gelebt, ruhig, heiter und gemüthlich, mit einem

Anfluge von Weichheit, die später dem Druck öffentlichen Unheils in aufgeregter Zeit nicht standgehalten hat. Er hat sich immer als wahrer Sohn der katholischen Kirche gezeigt, aber seine Anschauungen waren durch die herrschenden Meinungen des vorigen Jahrhunderts beeinflußt, und der, welcher von dem Grafen Brühl gesagt hat, er sei seiner Parteistellung nach den Kreisen des Erzbischofs von Droste nahegestanden, befindet sich im völligen Dunkel über seinen Charakter. Auch seine Familientraditionen weisen auf das Gegentheil solcher Parteistellung hin, da er, der Sohn einer Protestantin, mit einer Protestantin vermält, in dem eigenen Geschlechte beide Confessionen vertreten sah. Seine Freundschaft mit dem Grafen Leopold Sedlnitzky, dem nur zu bekannt gewordenen Fürstbischof von Breslau, mag auch auf seine religiösen Anschauungen eingewirkt haben, wenn dieser überhaupt der Mann war, irgend welchen Einfluß in solcher Beziehung zu üben. Ich habe den Grafen Sedlnitzky im Brühlschen Hause kennen gelernt und gestehe, daß ich ähnliche Unbekanntschaft mit kirchlichen Dingen bei einem Manne von seiner Stellung, gegen dessen Charakter ich übrigens nicht das Geringste sagen will, nicht für möglich gehalten hätte.

Im Spätsommer 1840 kam Graf Brühl in Rom an, völlig unerwartet auch dem königlichen Geschäftsträger, welcher wie ich bereits erzählt habe nach Bunsens Abgang zu Anfang 1838 die laufenden Geschäfte, zu denen damals alle geistlichen Ausfertigungen gehörten, in der Hand behalten hatte. Während jedoch diese laufenden Geschäfte in gewohnter Weise erledigt wurden und Herr von Buch, ein ruhiger, verständiger, in allen diplomatischen Dingen wohlbewanderter

Mann, persönlich eine gute Stellung hatte, war die Streitfrage auf demselben Standpunkte geblieben. Die Aufnahme, welche Graf Brühl von vorneherein beim Cardinal-Staats-secretär Lambruschini fand, konnte zu Verhandlungen zum Behuf des Ausgleichs der Differenzen nur ermuthigen. Die Instruction vom 22. Juli hatte nur im allgemeinen die Gesichtspunkte angedeutet, unter welchen eine Basis für solchen Ausgleich gefunden werden sollte. Nach kurzem Aufenthalt kehrte Graf Brühl nach Berlin zurück, wo nun die eigentlichen Besprechungen begannen, welche die den Verhandlungen mit Rom zu Grunde zu legenden freiwilligen Concessionen des Königs an die katholische Kirche seiner Staaten und hinwiderum die an die Curie zu stellenden Forderungen zu präcisiren hatten. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten, der vielverdiente Eichhorn, hat den nicht selten schwierigen und mehrseitigen Fragen gegenüber ein Verständniß und eine Billigkeit an den Tag gelegt, welche den Intentionen des Königs entsprachen und zur Beseitigung der unvermeidlichen Bedenken und vielfachen Hindernisse wesentlich beitrugen. Es sind darüber mehre Wochen vergangen. Als man bei der Arbeit war und diese vorrückte, wurde Herrn von Buch ein Urlaub ertheilt, indem es nöthig erschien den Grafen Brühl die Unterhandlung völlig selbständig führen zu lassen, Herrn von Buchs Position aber nicht zu beeinträchtigen. Am 19. December kam Ersterer wieder in Rom an, wo er bis zum 1. Mai 1841 verweilte. Bis dahin waren die betreffenden Fragen vielmehr ventilirt als erledigt worden und alles war noch in der Schwebe, ungeachtet ein günstiger Ausgang sich vorhersehen ließ. Diese Fragen waren vielmehr persönliche als principielle, indem der

König von dem richtigen Gesichtspunkte ausging, das was er gewähren konnte als freie Emanation seines Willens erscheinen zu lassen. In Bezug auf die persönlichen Fragen ist man jedoch ebenso in Rom wie in Berlin lange schwankend geblieben.

Am 14. Juli traf Graf Brühl zum drittenmal in Rom ein. Am 23. bis 24. September wurde durch zwei ihrem Inhalt nach identische Noten des Cardinals und des preußischen Unterhändlers die Uebereinkunft abgeschlossen, welche nicht nur die durch den cölner Streit veranlaßte persönliche Frage erledigte, sondern die Punkte feststellte, deren streitige Auffassung zu dem unseligen Hader Anlaß gegeben hatte. Dieselben bestimmten, daß 1. dem zur Zeit in seiner Vaterstadt Münster verweilenden Erzbischof von Cöln in der Person des Bischofs von Speier ein Coadjutor mit dem Recht künftiger Nachfolge, als freier Administrator der Erzdiöcese ohne Präjudiz für künftige Bischofswahlen vom Papste an die Seite gestellt, 2. dem Erzbischofe sein Einkommen unter Abzug einer dem Coadjutor zu zahlenden Rente von 3000 Thalern verbleiben, 3. die Ernennung und Installation des Coadjutor-Administrators durch päpstliches Breve stattfinden sollte. Nach erfolgter Installation würde 4. eine königliche Erklärung die im November 1837 gegen den Erzbischof erhobene Beschuldigung der Betheiligung an revolutionären Umtrieben widerrufen und demselben in Betreff seines künftigen Wohnorts volle Freiheit gewährt werden. Durch Artikel 5 wurde der vom Könige den Bischöfen bereits bewilligte freie Verkehr in kirchlichen Sachen mit dem heiligen Stuhl einfach constatirt, durch Artikel 6 die Bestimmungen der Bulle De salute animarum inbetreff des Modus der

Bischofswahlen bestätigt, durch Artikel 7 die Behandlung der Gemischten Ehen der geistlichen Obrigkeit anheimgegeben, endlich durch Artikel 8 die Behandlung der Frage der von dem heiligen Stuhl reprobirten Hermes'schen Lehre, welche schon seit dem Jahre 1835 so viele Schwierigkeiten veranlaßt hatte, gemäß dem damals publicirten päpstlichen Breve den Bischöfen überlassen. Am 24. September zeigte der Cardinal dem königlichen Unterhändler den Empfang seiner substantiell seiner eigenen entsprechenden Note an und wünschte ihm herzlich zu seiner bevorstehenden Rückkehr in die Heimat Glück. Am Abende des 26. September reiste dieser von Rom ab.

Dem Grafen Brühl, wie ich schon bemerkt habe, während seiner Mission beigegeben, kann ich nur Zeugniß der Befriedigung ablegen, welche derselbe im Verlaufe dieser Verhandlungen gefunden hat. Vom ersten Moment an ist man ihm mit vollem Vertrauen entgegengekommen. Von dem Charakter des Cardinals Luigi Lambruschini sind so viele Carricaturen in die Welt gesandt worden, daß mir namentlich daran liegt zu constatiren, daß Graf Brühl eine Meinung von ihm mitgenommen hat, welche derartige Vorstellungen Lügen strafte. Der Staatssecretär Gregors XVI. war ein wahrhafter und einfacher Mann. Es war nicht möglich sich über seine Meinung zu täuschen — wo man sich getäuscht hat, ist es nicht seine Schuld gewesen. Man mag ihm vorwerfen er sei ein schlechter Diplomat gewesen, weil er heftig war und zornig werden konnte; aber er kannte die Geschäfte, wie er, einst Nuntius in Paris, die Welt kennen gelernt hatte, und die auswärtigen Geschäfte, d. h. die Verhandlungen mit fremden Mächten sind unter seiner Leitung wahrlich nicht ungeschickt geführt worden. Nur diese kommen

im gegenwärtigen Falle in Betracht. Graf Brühl ist durch ihn nicht in Ungewißheit gehalten worden, auch nicht durch den Papst, der die Angelegenheiten sehr wohl kannte und für den in diesem Falle die in ihrer Vorgeschichte so künstlich und dabei so ungeschickt verwickelte Sachlage im Grunde eine einfache war. In der Angelegenheit der Gemischten Ehen handelte es sich für Gregor XVI. lediglich um Ausführung des Breves seines Vorgängers, welches man in Berlin angeblich zur Grundlage der Behandlung dieser Frage gemacht hatte — die Frage der Hermes'schen Lehre war für den heiligen Stuhl längst entschieden. Die persönliche Angelegenheit aber hat in dem Falle des Erzbischofs von Cöln Schwierigkeiten dargeboten, welche nur durch gegenseitigen guten Willen gelöst werden konnten. Diesen guten Willen hat man römischerseits in vollem Maße an den Tag gelegt. Momentane Schwierigkeiten sind vielmehr als von Rom von Berlin ausgegangen, wo man verschiedene Combinationen ventilirte, bevor man zu derjenigen kam, welche glücklicherweise angenommen wurde. Daß in Rom allerlei Einflüsse sich geltend machten, vielleicht Intriguen gesponnen worden sind, um dem beiderseitigen Verständniß Hindernisse zu bereiten, darf nicht Wunder nehmen. Aber sie sind völlig untergeordneter Natur gewesen. Ich habe es sehr bedauert, daß mehr als vier Decennien nach dem Abschluß dieser Unterhandlungen Aeußerungen des Grafen Brühl veröffentlicht worden sind, welche solchen untergeordneten Velleitäten ein gewisses Gewicht beizulegen scheinen und seinen constanten Aeußerungen über seine Befriedigung gewissermaßen Abbruch thun. Mit römischen Verhältnissen und Dingen völlig unbekannt, hat er sich dazu verleiten lassen ordinärem Klatsch

Gehör zu schenken und sich vorübergehend Eindrücken hinzugeben, welche zu sehr an alte banale Anklagen erinnern.

Es ist begreiflich daß man in Rom gerne gesehen hätte, wenn Graf Brühl als preußischer Gesandter zurückgekehrt wäre. Davon ist jedoch niemals die Rede gewesen. Wenn auch, was nicht der Fall war, die diplomatische Carriere seinen Neigungen entsprochen hätte, so wären seine schon berührten Familienverhältnisse für eine solche Stellung ein Hinderniß gewesen. Jede öffentliche Anerkennung seitens des heiligen Stuhls lehnte er ab, zufrieden mit derjenigen Anerkennung, welche der Papst und sein Minister ihm zollten. Auf den Wunsch seines Königs trat er aber wieder in den Militärdienst als Oberst und Flügeladjutant, in welcher vertrauten Stellung, dann in der eines Generals à la suite, er verblieb, bis er als Generallieutenant den Abschied nahm. Von Niemandem habe ich namentlich in den ersten Zeiten nach meiner Uebersiedelung nach Berlin so viele thätige Förderung erfahren wie von ihm, und er hat mir seine Freundschaft bis ans Ende bewahrt. Seine letzten Zeiten waren die traurigsten. Die trüben Ereignisse des Jahres 1848 machten auf ihn den tiefsten Eindruck. Er erholte sich wieder zu gleichmäßigerer Stimmung und lebte zu Potsdam im glücklichen Familien- und Freundeskreise, bis ihn nach Jahren ein schweres Gemüthsleiden ergriff, dem er nach langem Siechtum am 17. Juni 1859 während der langen Krankheit seines Königs achtundsechzigjährig erlag.

Des weitern Verfolgs der Kirchenangelegenheit kann hier nur in der Kürze gedacht werden. Auch nach der Erledigung des zunächst liegenden Theils der persönlichen Frage hat Graf Brühl an der Schlichtung der noch übrig gebliebenen

Schwierigkeiten thätigen Antheil genommen. Am 4. November 1841 überbrachte er dem zum Coadjutor des Freiherrn von Droste ernannten Bischof von Speier, Johannes von Geissel, das betreffende päpstliche Breve nebst einem Schreiben des Königs. Wie viele Bedenken und Sorgen auch dann noch für den zu einer so schwierigen Stellung Berufenen obwalteten und wie wenig den Schwierigkeiten durch den Erzbischof selber abgeholfen wurde, ergiebt sich aus der umfangreichen Correspondenz, aus welcher gleichfalls hervorgeht, wie thätig und hilfreich der, welcher die Unterhandlung geführt hatte, sich nachmals bei der Ausführung zeigte. Des Königs edle und hochherzige Gesinnung war ganz von der Art die Wege zu ebnen, indem sie dem Erzbischofe die Ehrenerklärung gab, welche den ihm einst gemachten Vorwurf zurücknahm. Indem er am 15. October demselben das im Jahre zuvor von ihm gegebene Wort, die ihm wiedergeschenkte Freiheit nicht zur Rückkehr nach Cöln benutzen zu wollen, zurückgab, fuhr er fort: „Der Gedanke, daß Sie an politisch revolutionären Umtrieben theilgenommen, ist von mir nie getheilt worden und auch meine Behörden haben schon früher Veranlassung genommen, denselben zu widerlegen. Da ich aber weiß, daß Sie und Ihre so ehrenwerthe Familie den dringenden Wunsch hegen, daß diese Erklärung von mir selbst ausgesprochen werde, so benutze ich diese Gelegenheit mit Vergnügen zu der Versicherung, daß sich nirgends der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten.“ Die Verhandlungen zwischen Clemens August von

Droste und seinem designirten Nachfolger haben es klar gemacht, wie wenig er dazu geeignet war selbst in ruhigeren Zeiten eine Verwaltung zu führen, die nur unter Beobachtung vielseitiger Rücksichten zu gedeihlichem Fortgange gelangen kann, und wie die Festigkeit, welche dem klaren Unrecht in den Weg tritt, auch wieder unlösbare Verwicklungen ins Leben zu rufen droht, wo ein billiger Compromiß nothwendig wäre. Er ist zu kurzem Besuch nach Rom gegangen, wo der Papst ihm größte Ehre erwies, aber er hat wol nicht einen Augenblick daran gedacht, dort wie einst für ihn beabsichtigt seinen Aufenthalt zu nehmen. Am 19. October 1845 ist er in seiner westfälischen Heimat gestorben.

Die Erinnerung an den Austrag mit Clemens August von Droste veranlaßt mich zu der Erwähnung eines Actes der Güte und Rücksichtnahme des Königs, der mit diesen Ereignissen zusammenhängt. Graf Ferdinand von Galen, dessen Familie mit den Droste zu Vischering verschwägert und eng befreundet, und der persönlich dem Prälaten nahe stand, war Geschäftsträger in Brüssel als der traurige Conflict ausbrach. Er weigerte sich dem belgischen Hofe die von seiner Regierung ihm aufgegebenen Mittheilungen zu machen, welche den Erzbischof schwer gravirten — er war im Unrecht, er mußte thun was ihm befohlen war und zugleich um seinen Abschied einkommen. Begreiflicherweise wurde er sogleich abberufen und entlassen; Friedrich Wilhelm IV. nahm ihn wieder in die Diplomatie auf. Er kannte die ihm und seinem Hause gewidmete persönliche Ergebenheit und Loyalität des Mannes zu gut, um nicht auf dessen schmerzliche Gefühle in einem solchen Falle Rücksicht zu nehmen, und Graf Galen hat auf langer ehrenvoller Laufbahn, zuletzt

eine Reihe von Jahren hindurch in Madrid, seinem Könige mit derselben Wärme und Anhänglichkeit gedient, die er als treuer Sohn seiner Kirche jederzeit an den Tag gelegt hat.

Johannes von Geissel hat nach Clemens Augusts Tode den Titel eines Erzbischofs von Iconium abgelegt und ist in die Reihe der Erzbischöfe von Cöln eingetreten. Welchen Schwierigkeiten er entgegengegangen war und mit welcher richtigen, ruhigen, gewissenhaften Berechnung er sie gehoben hatte, mit welcher Standhaftigkeit und sichern Voraussicht er die für die Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflichten nothwendigen Bedingungen zu erlangen bemüht gewesen war, wie große Unterstützung das Vertrauen und Wohlwollen seines neuen Herrschers und die eingehende und billige Behandlung der in Betracht kommenden Fragen durch den Cultusminister ihm gewährten, ist aus der neueren Geschichte der Erzdiöcese bekannt. Man hat nachmals gegen die Regierung Friedrich Wilhelms IV. den Vorwurf erhoben, dem neuen Erzbischofe Concessionen gemacht zu haben, „welche zum Theil das bisherige preußische Staatskirchenrecht preisgaben und von der Regierung selbst zum Theil nicht ohne schwere Compromittirung ihrer Ehre erfüllt werden konnten". Dieser Vorwurf betrifft größtentheils das, was dem Erzbischofe in Bezug auf die Bildung des Clerus und die in Verbindung damit stehenden Anstalten gewährt wurde. Wenn die Regierung mit Recht den Anspruch erhob, Garantien für die wissenschaftliche Ausbildung des katholischen Clerus zu haben und denselben zu dem Universitätsstudium zu verpflichten, eine Verpflichtung, die unter allen Umständen für den Zusammenhang dieses Clerus mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung der Nation nothwendig erscheint, so war

andererseits der Erzbischof in seinem Recht, als er verlangte, daß die Universitätslehrer der Theologie nur mit seiner vorgängigen Zustimmung ernannt werden, von ihm die Ermächtigung zum Lehramt erhalten und seiner Beaufsichtigung unterstellt bleiben sollten. Er war ebenso in seinem Recht, wenn er die freie Verfügung über sein Priesterseminar in Anspruch nahm, die Ernennung der Religionslehrer an Gymnasien und Lehrerseminarien forderte, den Diöcesanclerus in Bezug auf Lehre, Sitten und Seelsorge von dem Bischofe abhängig wissen wollte. Wenn die Regierung, indem sie ihm diese Forderungen welche die wichtigsten der urgirten Punkte waren, zugestand, das preußische Staatskirchenrecht verletzte, so zeigt dies nur daß dasselbe die Verfügung über Materien beanspruchte, welche der katholischen geistlichen Behörde zustanden. Der Staat schützte die bürgerliche Stellung der Personen: die Entscheidung über die Lehre gehörte nur dem Episkopat. So war man in der Angelegenheit des Hermesianismus zu einem billigen Ausgleich gekommen. Andere Punkte, so in Bezug auf einen bei den Bischofswahlen durch die Capitel in Uebereinstimmung mit der Bulle De salute animarum zu adoptirenden veränderten Modus und auf die Verleihung der Capitelswürden und Aemter, wurden durch königliche Entschließung geregelt. Daß die Berufung von dem bischöflichen Disciplinarurteilsspruch an den Staat (appellatio tamquam ab abusu) welche in Kraft blieb, keine bloße Förmlichkeit ist, zeigt das Beispiel des benachbarten Frankreich.

Die cölner Frage war nicht die einzige welche in diesem Jahre zu den ernstlichsten Schwierigkeiten Anlaß bot. Der Erzbischof von Gnesen und Posen Herr von Dunin war wegen

der Behandlung der Gemischten Ehen in dieselbe Lage gerathen wie Herr von Droste; der Fürstbischof von Breslau Graf Sedlnitzky war um derselben Angelegenheit willen im Jahre 1840 vom Papste zur Resignation auf sein bischöfliches Amt aufgefordert worden. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte der König die Differenzen mit Ersterem durch einen Vergleich erledigt, welcher seine Rückkehr nach Posen ermöglichte. Letzteren wünschte Friedrich Wilhelm IV. seinem Sprengel erhalten zu sehen, aber der Fürstbischof war ehrlich genug die Unhaltbarkeit seiner Stellung zu erkennen und verzichtete auf seine geistliche Würde. In Trier hatte die Regierung die Wahl eines neuen Bischofs wegen angeblicher Formmängel nicht anerkannt, doch wurde auch diese Angelegenheit noch während des Verlaufs der Unterhandlung des Grafen Brühl in ein besseres Geleise gebracht, indem eine Anerkennung des Gewählten in Aussicht gestellt wurde, falls bei einer Neuwahl die Stimmen des Capitels nochmals auf ihn fallen würden. Durch eine Entschließung des Königs wurde im Cultusministerium die Behandlung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten einer lediglich aus katholischen Mitgliedern bestehenden Section anvertraut. Und während man sich über die Berufung des Bischofs von Speier auf den cölnischen Stuhl einigte, wurde unter thätiger Betheiligung desselben Monarchen, welcher diesen für das hohe und schwierige Amt in Vorschlag gebracht hatte, des Königs Ludwig von Baiern, für den breslauer Stuhl der regensburger Dompropst Melchior von Diepenbrock ausersehen, an welchen man einen Augenblick für Cöln gedacht hatte.

Papst und König hatten den Frieden redlich gewollt und der Friede ist vollständig erlangt worden. Die beiden

Gewählten haben dem von zwei Seiten in sie gesetzten Vertrauen vollkommen entsprochen. Die letzten Regierungsjahre Papst Gregors XVI. haben keine kirchlichen Conflicte mehr aufzuweisen, sein Nachfolger hat die Verdienste der beiden Männer auf glänzende Weise geehrt. Bald nach der Rückkehr Pius' IX. aus dem Exil von Gaëta, von wo ich als preußischer Geschäftsträger mit ihm wieder in Rom angelangt war, theilte mir bei Gelegenheit eines diplomatischen Diners in dem spanischen Botschaftshotel am 18. Juni 1840 der Cardinal-Staatssecretär Antonelli mit, Seine päpstliche Heiligkeit hege die Absicht, dem Erzbischof von Cöln und dem Fürstbischof von Breslau den Cardinalspurpur zu verleihen, indem er mich zugleich ersuchte, die Willensmeinung des Königs in Erfahrung zu bringen. Begreiflicherweise war ich ebenso überrascht als erfreut. Ich meldete nach Berlin, was mir mitgetheilt worden. Die Aufnahme konnte mir von vorneherein nicht zweifelhaft sein. Am 30. September wurden die Cardinalsernennungen im Geheimen Consistorium verkündet. Von den dreizehn damals creirten Cardinälen, unter denen sich der eben ernannte Erzbischof von Westminster Nikolaus Wiseman befand, ist heute keiner mehr am Leben. Was Herr von Diepenbrock, einer der edelsten und erleuchtetsten Geister, seiner Diöcese der er nur zu bald entrissen worden ist, unter überaus schwierigen inneren Verhältnissen nach längerer schwankender Behandlung der religiösen Angelegenheiten gewesen ist, hat die Welt anerkannt. Wenn ich bei Herrn von Geissel länger verweile, so geschieht es weil ich den Vorzug seiner persönlichen Bekanntschaft genossen und die Früchte seiner Thätigkeit lange vor Augen gehabt habe. „Ich habe“, schrieb ihm der König am 30. März

1842, „aus Ihrer Anzeige mit Vergnügen die erfolgte Uebernahme der Verwaltung der Erzdiöcese Cöln ersehen und in dem beigefügten Pastoralschreiben den Ausdruck derjenigen Gesinnungen erkannt, welche in mir die Ueberzeugung befestigen können, in Ihrer Person für meine katholischen Unterthanen der westlichen Provinzen den würdigsten Oberhirten gewonnen zu haben. In dem Vertrauen daß es Ihrem lebendigen Eifer für die heilige Sache der Religion gelingen werde Ihre Diöcesanen fern von todter Glaubenslosigkeit wie von Fanatismus und Schwärmerei auf der richtigen Bahn wahrhaft christlicher Frömmigkeit zu leiten, wünsche ich Ihnen zu dem Antritt Ihres hochwichtigen Amtes von Herzen Glück und bitte Gott, Ihnen zu Ihrem Wirken seinen reichen Segen zu verleihen."

Johannes von Geissel hat an dem Könige immer eine Stütze gefunden inmitten der Schwierigkeiten, deren sein Amt nicht wenige darbot. Das Vertrauen Friedrich Wilhelms IV. ist aber auch durch ihn gerechtfertigt worden. Der Cardinal ein Mann voll Besonnenheit und Einsicht, ermaß sehr wohl was erreichbar war, wo die Willensmeinung des Herrschers ihre Grenze hatte, welche die Stellung des paritätischen Staates, welche die Macht alter Traditionen war. Wenn einzelne Differenzen in Jurisdictions-, Verwaltungs- und Personenfragen auftauchten, so darf man keinem der beiden Theile eine eigentliche Schuld beimessen, sondern muß der unendlichen Schwierigkeit der Bestimmung der Grenzen der beiderseitigen Competenzen Rechnung tragen. In einem Staate von so fester und durch die Praxis erprobter Gestaltung und so regelrechter Verwaltung wie der preußische, kann manches vorkommen, was nach irgend einer

Seite hin unbequem und lästig, ja hemmend ist, und doch keineswegs aus dem sogenannten bureaukratischen Gelüste hervorgeht, sondern nothwendige Folge der staatlichen Formen ist, namentlich wo verschiedene Gebiete einander berühren. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß es sich zum Theil um Dinge handelte wobei die Regierung auf Ansprüche verzichtete welche sie einst ohne Widerrede ausgeübt hatte und die Manchem als Hoheitsrechte galten, während man kirchlicherseits ihr nicht immer den Dank gezollt hat der ihr gebührte.

Eben weil er sich von Uebertreibung frei hielt und der Erwartung des Königs entsprach, hat der Erzbischof viel erreicht über das hinaus, was er zu Anfang für möglich gehalten haben mochte. Seiner Festigkeit ist es zu verdanken, aber nicht minder seiner Mäßigung, und ich glaube nur ein einziges Mal haben seine auf Grund der die freie Bewegung der Kirche gewährenden Verfassungsbestimmungen ergriffenen Maßregeln einen Zwiespalt veranlaßt, wobei jedoch der heilige Stuhl über die Vereinbarungen der Bulle De salute animarum hinauszugehen nicht rathsam erachtete. Während er für die Herstellung der Eintracht zwischen Kirche und Staat thätig wirkte, hat der Erzbischof für die Hebung christlichen Sinnes und Lebens in seiner Diöcese und durch das Beispiel weit über dieselbe hinaus nicht minder wohlthätig gewirkt. Wie die würzburger Bischofsconferenz vom Herbste 1848, deren Präsidium er führte, eine Uebereinstimmung der Ansichten und der Behandlung kirchlicher Fragen, auch in Beziehung auf den heiligen Stuhl seitens des deutschen Episkopats förderte, so haben die Berufung der Bischöfe der westlichen preußischen Kirchenprovinz vom Jahre 1852 und

das cölner Provincialconcil vom Jahre 1860 die Fragen der inneren Gestaltung und Verwaltung sich zur Aufgabe gestellt. Von reifer und gründlicher theologischer, historischer und literarischer Bildung, hat er auf das geistliche Erziehungswesen günstigsten Einfluß geübt. Die theologische Facultät der Universität Bonn ist gewissermaßen reconstruirt, das derselben zur Seite gestellte theologische Convict, welches einen Theil des der Universität eingeräumten vormaligen kurfürstlichen Schlosses einnahm, bedeutend erweitert und in seiner Einrichtung verbessert worden. Wie auf den nothwendigen Einfluß der Pfarrgeistlichkeit auf den Volksunterricht, ist seine Fürsorge auf die mit verschiedenen Gymnasien mehr oder minder verbundenen Knabenconvicte hingerichtet gewesen. Die Erkenntniß der Pfarrbefähigung durch gründliche Prüfungen war nur ein Ausfluß derselben Sorgfalt für den Ernst der Studien. Die Heranbildung eines tüchtigen, den Erfordernissen der Zeit und den allgemeinen wissenschaftlichen Fortschritten entsprechenden Clerus wirkte zugleich auf die kirchliche Zucht wie auf die sittliche Haltung des Volkes.

Inmitten der allgemeinen vielfach bedrohlichen und überschäumenden Aufregung, ja drohenden Auflösung des Jahres 1848 hat die mögliche Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung an der Einwirkung der katholischen Geistlichkeit die festeste Stütze gewonnen, ja in gewissen Fällen ist gerade dieser die Vermeidung ernstlicher Gefahren zu verdanken gewesen. Die Förderung der geistlichen Orden und Genossenschaften ist in Beziehung auf den christlichen Sinn unter allen Ständen, und bei den arbeitenden Classen im besonderen, segensreich gewesen. Unterweisung durch häufige Predigten, Unterstützung des der unendlich gesteigerten Volkszahl nicht genügenden

Pfarrclerus in der Sacramentsspendung, Leitung von Wohlthätigkeitsanstalten und von Instituten namentlich für das erste Lebensalter mit uneigennützigster Entsagung aller Entschädigung, haben einander hier die Hand gereicht. In der Hebung technischen, bis zu wahrer Kunstindustrie gesteigerten Gewerbfleißes haben weibliche Orden Ausgezeichnetes geleistet. Dem Weltclerus und den Orden ist die Förderung des christlichen Vereinswesens unter den arbeitenden Classen zuzuschreiben, und ihrer allgemeinen Einwirkung ist es wesentlich zu danken, wenn in großen Städten der Rheinprovinz, unter einer zu vielen Tausenden angewachsenen Fabrikbevölkerung, von dem in so manchen andern Theilen Deutschlands grassirenden Communismus und Socialismus kaum oder gar nicht die Rede ist, während der Handwerkerstand sich im allgemeinen durch gute Haltung auszeichnet. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden daß ein so gebildeter Mann wie der Cardinal von Geissel auf christliche Kunst und Altertum in seiner an Monumenten und großartigen Erinnerungen reichen Kirchenprovinz aufs wohlthätigste gewirkt hat. Dies hat sich auf alle Zweige erstreckt und wenn seit Jahrhunderten die kirchliche Architektur nicht so thätig gewesen ist wie zu seiner Zeit, so hat auch der künstlerische Sinn nie solche Stetigkeit an den Tag gelegt. Es war gerade einem Manne von seiner Art zu gönnen, daß er, leider kurz vor seinem Hinscheiden, die Vollendung des Innern des hohen Domes erlebte der seit mehr als zwei Decennien seine Metropole gewesen war.

Die Blüte in welcher Johannes von Geissel seine Diöcese hinterließ, die Anstalten, Stiftungen, Werke die er begründet, gefördert, ausgeführt hat, sind Zeugen seiner Thätigkeit, seiner

Weisheit, seines richtigen Urteils. Auch in seiner äußeren Erscheinung und Haltung ist er, der Sohn von Landleuten aus einem Dorfe der Rheinpfalz, der Mann gewesen, der für seine hohe Würde geschaffen war, der geborene Kirchenfürst, der Allen imponirte und ohne Ueberhebung seine Autorität zu wahren wußte. König Ludwig hat mir wiederholt gesagt: „Ihre beiden besten Bischöfe habe Ich Ihnen gegeben.“ Er deutete auf Diepenbrock und Geissel und hat wahr gesprochen.

Im Jahre 1842 vernahm der bisherige Bischof von Speier in seiner neuen Eigenschaft als Vertreter der Kirche auf einem der ältesten und ehrwürdigsten Stühle Deutschlands die schönsten Worte, die vielleicht je aus Königsmund gekommen sind, und, selbst ein Mann von Geist und Gemüth, von Kraft, Feuer und Fülle des Wortes, erkannte er das große Herz dieses Fürsten, das sich nie verleugnet hat. Neunzehn Jahre später, als dieser edle Geist die irdische Nacht mit der ewigen Klarheit vertauschte, vier Tage nachdem dessen Bande gelöst waren, sprach er zu seinen Diöcesanen: „Wir haben einen gerechten, einen gütigen, milden König verloren. Er hat unserer Kirche wohlgewollt. Seinem hochherzigen Vertrauen verdankt sie in seinen Staaten zuerst die ungehinderte Verbindung zwischen Haupt und Gliedern, und seiner Weisheit und Gerechtigkeit die Anerkennung ihrer angeborenen Rechte und die durch Gesetz und Verfassung gewährleistete freie Lebensentfaltung.“

V.

Beziehungen zu Wissenschaft und Literatur.

Friedrich Wilhelms IV. Bildungsjahre im engern Sinne fallen mit den letzten Stadien der Bestrebungen, man kann nicht sagen der Herrschaft der romantischen Schule zusammen. Die Tendenzen dieser Schule haben ihn nicht beherrscht: dazu war er zu unabhängig im Denken und durch die Richtung ernster Studien schon zu frühe auf das Reale wie auf den Geist der Antike hingewiesen, der nach verschiedensten Seiten hin sein ganzes Leben hindurch mächtig auf ihn gewirkt hat. Dennoch ist ihr Einfluß stets bei ihm erkennbar geblieben, im Gefühl und in den Anschauungen. Die Reaction gegen einseitige Bevorzugung und Nachahmung des Altertums, welche erwärmend und wiederbelebend auf die Literatur gewirkt hatte wie sie nachmals erwärmend und wiederbelebend auf die Kunst wirken sollte, mußte einem jugendlichen, offenen Gemüthe umso berechtigter erscheinen, da sie nach allen Seiten hin Wege eröffnete, während sie sich mit nationalen Aspirationen verband, denen die classische Literatur der eben erlebten großen Zeit in ihrem ruhmvollsten Stimmführer sich zu verschließen schien. In den Tagen der ärgsten Schmach und durch Spaltung erzeugten Machtlosigkeit Deutschlands, wurden

die Ideen der einstigen Stellung eben dieses Deutschland an der Spitze der Nationen und der Glorie des alten Kaiserreichs, welcher ein angeblicher Nachfolger des großen Carl Hohn sprach, wieder lebendig, poetisch in Novalis, der am Eingange, historisch in Görres, der in der Mitte dieser Bewegung stand. Das Mittelalter, namentlich das der deutschen Nation, ist dieser Nation wol nie glanzvoller dagestanden in seiner durch die Phantasie heraufbeschworenen Erscheinung, als in dem Momente, in welchem in der furchtbaren Wirklichkeit der Bruch mit den letzten Resten des Mittelalters vollendet wurde, die alte Krone in Stücke ging, die alte Verfassung der katholischen Kirche zerfiel, die alten Rechte der verschiedenen Stände politischer Nivellirung unterlagen. Das damalige Glanzbild war trügerisch und unwesenhaft, aber die Idee, welcher es entsprang, war dennoch eine wahre, und sie hat ihren Einfluß geübt und ihre Kraft bewährt in den Tagen der Wiedererstehung aus dem tiefen Verfall und der fremden Knechtung. Was Vergängliches, Einseitiges, blos Schimmerndes und Phantastisches war an der ganzen Richtung und Anschauung, ist geschwunden: das Aechte und Nothwendige hat gewirkt und ist geblieben und hat den Sieg errungen. In diesem Sinne ist der Einfluß der Romantik auf Friedrich Wilhelm IV. aufzufassen. Ancillons, Niebuhrs, Savigny's Vorträge haben festen Grund in ihm gelegt, wie die Literatur der großen Zeit ihm nahegetreten ist und ein Gegengift gegen Ueberschwänglichkeit bot. Aber er hat sich gerne dem Reiz der Erscheinungen hingegeben, welche in seiner Jugend die „monderhellte Zaubernacht" belebten, und in reifen, fast späten Jahren noch haben diese Eindrücke und Erinnerungen auf von ihm ausgegangene Berufungen eingewirkt.

Seine literarische Bildung war gleich umfassend und vielseitig wie gründlich. Die altclassische Zeit stand ihm nahe. Die edlen Schöpfungen unserer Dichterheroen sind ihm stets geläufig geblieben. Die Dramen der Romantiker, Zacharias Werners wie später Heinrichs von Kleist, ließen starke Anklänge bei ihm zurück, was sich durch die ihnen innewohnende poetische Wärme und Fülle erklärt, welche ihn jedoch keineswegs blind machte gegen das Wesenlose und Uebertriebene. Schenkendorf, Uhland, Rückert waren nahe an ihn herangetreten, und wie aus seiner Seele klang des Erstern Gesang „Auf der Nogat grünen Wiesen", wie sein Lied von den deutschen Städten. In spätern Jahren nahm er lebendiges Interesse an August Platen, namentlich an dessen aristophanischen Komödien — „Du neigtest einst dich meinen Scherzen" sprach der Dichter der „Verhängnißvollen Gabel", als er ihn aus der Ferne um Hülfe für Polen ansprach. Dies Interesse deutet schon an, was er von der dramatischen Literatur hielt, welche damals die berliner Bühne beherrschte. Manchen hat er Antheil gewidmet und freiere Stellung zu schaffen gesucht, so dem armen kranken Gries, der zum Bekanntwerden des romantischen Epos der Italiener durch seine Uebertragungen wol am meisten gewirkt und sich, nach August Wilhelm von Schlegel um Calderon verdient gemacht hat, so zwei jüngern Männern, Emanuel Geibel und Ferdinand Freiligrath, deren noch Erwähnung geschehen wird. Was er von der Richtung des „Jungen Deutschland" hielt, braucht nach allem diesem nicht erörtert zu werden. Sein warmes Interesse an dem alten lateinischen Kirchengesange, von den Zeiten des spätrömischen Kaisertums bis auf den Beginn des 14. Jahrhunderts herab, hing mit seinen

ernsten Studien der altchristlichen Literatur und Kunst zusammen, und er hat die theilweise sehr gelungenen Uebersetzungsversuche zweier Rheinländer, Gustav Adolf Königsfeld und Carl Simrock, herzlich begrüßt.

Bei einem Geiste von so lebendiger und fruchtbarer Thätigkeit und so vielseitiger Bildung konnten die fremden Literaturen nicht leer ausgehen, nicht die griechische und römische, denen er auf bisher nicht versuchte aber höchst wirksame Weise zu der späten Nachwelt zu reden Gelegenheit geboten hat, nicht die modernen. Von frühe an hat er sich dem großartigen Eindruck der „Göttlichen Komödie“ voll hingegeben, durch Schlegel und Kannegießer gefördert, bis das Original ihm geläufig wurde und sich auch seinem Gedächtniß einprägte. Bis auf unsere Tage herab verfolgte er die späteren Phasen der italienischen Literatur. Die nicht immer glücklichen Versuche Calderonsche Dramen unserer Bühne anzupassen, weckten seinen Antheil, bei weitem näher aber stand ihm England, dessen Sprache ihm ganz geläufig war. Dem Eindrucke Shakespeare's gab er sich mit voller Seele hin, sei es von der deutschen Bühne, welche ihn vielleicht wahrer und edler interpretirt als die seiner eigenen Heimat, sei es bei der Lectüre. Er war ein warmer Bewunderer Byrons, und die Volkslieder der drei Theile Großbritanniens, namentlich Schottlands und Irlands, sei es in ihrer ursprünglichen Gestalt, sei es in Burns' und Thomas Moore's Nachahmungen, verfehlten nie ihre Wirkung. Ueberhaupt war er in der englischen Literatur wohlbewandert, ebenso in der französischen, von der großen Zeit des 17. Jahrhunderts an. So wenig manche Richtungen, auch moderne, ihm zusagten, ebensosehr schätzte er französischen Geist, französische Anmuth und Ge=

wandtheit der Darstellung, französische Klarheit und Präcision. Gleich seinem Vater liebte er die französische Conversation, deren Feinheit, Leichtigkeit, Höflichkeit ihn anzogen. Er unterlag nicht, wie Friedrich der Große, französischem Geist, aber er gönnte diesem Geist die Ehre, wo ihm Ehre gebührte. Seine Lectüre war in verschiedenen Fächern, der Wissenschaften wie der schönen Literatur, eine immense, in manchen dabei allerdings eine sporadische und bisweilen zufällige, wie es nicht anders sein konnte; sein Gedächtniß ein treues. In spätern Jahren, als sein Gesicht gelitten hatte und Geschäfte ihn nicht selten übermäßig in Anspruch nahmen, war er in der Lectüre mehr von äußern Umständen oder auch wechselnden Einflüssen abhängig, die ihn gelegentlich mehr als wünschenswerth zersplitterten, während sie nicht mehr die alte Theilnahme hervorriefen.

Es liegt auf der Hand daß Anschauungen und persönlicher Einfluß eines Herrschers wie Friedrich Wilhelm IV. auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete vielfach bestimmend, in mancher Hinsicht sozusagen dominirend sein mußten. Wie ihm die freiere Bewegung in Literatur und Wissenschaft am Herzen lag, documentirte er alsbald durch die große Erleichterung der Censur, welche dieselbe für ernstere Arbeiten inderthat aufhob; wie er Wissenschaft und Kunst ehrte, bewies die Stiftung der Friedensclasse des Ordens pour le mérite für hervorragendes Verdienst. Es ist nicht die Absicht gegenwärtiger Erinnerungen seine Thätigkeit auf diesem Felde nach allen ihren Richtungen darzustellen, denn sie wollen nur das Persönliche besprechen, wie es sich in den Beziehungen des Königs und in seinem Umgange herausgestellt hat. Er hatte ein schönes Erbe angetreten. Die Regierung

seines Vaters war in der Pflege des geistigen Lebens längst allen anderen vorausgegangen. Die im ganzen haushälterische Weise, womit diese Regierung geführt wurde, hatte solcher Pflege keinen Abbruch gethan. Der Freiherr von Altenstein, welcher so viele Jahre hindurch dem Cultus- und Unterrichtsministerium vorgestanden war, hatte mit eigener hoher wissenschaftlicher Bildung lebendigen Sinn für gleichmäßige Förderung der ihm anvertrauten Fächer an den Tag gelegt, wovon der blühende Zustand der Universitäten und der übrigen Unterrichtsanstalten bis zu dem Elementarschulwesen hinab vollgültiges Zeugniß darbot. Der neue König fand somit alle Wege geebnet, so wenig ihm manche Richtungen in Kirche und Schule homogen sein mochten. Der bald erfolgte Tod des bejahrten Ministers, dessen vielfache Verdienste er warm anerkannt hat, machte es ihm leichter, seinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben und Wirksamkeit zu verleihen, und die Wahl seines Nachfolgers ließ erkennen, welchen Gang er einzuhalten die Absicht hatte. Diese Wahl war eine glückliche. Eichhorn, zuletzt Director im auswärtigen Ministerium, hatte seit den Befreiungskriegen von seiner Kenntniß des Organismus und der inneren Lebensbedingungen des Staates, von seinen freisinnigen Anschauungen und seinen wissenschaftlichen Interessen, wie von seiner tüchtigen Gesinnung Zeugniß abgelegt, und wenn er in Bezug auf religiöse Angelegenheiten und auf deren Zusammenhang mit akademischen Lehrsystemen von seinem Vorgänger abwich, so erkannte man schon darin die eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen des Königs.

Der Hochsinn und die großartige Auffassung Friedrich Wilhelms IV. hat sich auf allen Gebieten kundgethan.

Wissenschaftliche Reisen in allen Weltgegenden, durch welche die heimatlichen Sammlungen aller Art theils bereichert, theils sozusagen neu begründet wurden, Berücksichtigung solcher Zwecke bei den diplomatischen und handelspolitischen Beziehungen zu fremden Staaten, Erwerbungen von ganzen Bibliotheken wie von einzelnen Monumenten des Altertums und der jüngeren Zeiten, wissenschaftliche Institute verschiedener Art, große Publicationen sind während seiner ganzen Regierungszeit Hand in Hand gegangen, großartige Localitäten zum Zweck der Aufnahme der erworbenen Schätze geschaffen worden. Wenn ich von den Reisen nur die Lepsius'sche nach Aegypten, von den Publicationen nur die der literarischen Werke und freundschaftlichen Correspondenz Friedrichs des Großen, Salzenbergs altchristliche Kirchen Constantinopels, die großartige Sammlung der altrömischen Inschriften aller Länder und das Urkundenwerk zur Geschichte seines eigenen Hauses nenne, so bezeichnet dies schon die verschiedenen Richtungen dieser Förderung. Das römische archäologische Institut, schon in seinen Anfängen dem Interesse des damaligen Kronprinzen empfohlen, hat sich zu seiner Zeit zu einer Blüte und erfreulichen Thätigkeit entwickelt, welche den nachmaligen umfassenderen Ausbau ermöglichten und erleichterten. Das große nach den Befreiungskriegen von dem Freiherrn vom Stein ins Leben gerufene Unternehmen der Sammlung der Geschichtsdenkmale des Deutschen Reiches hat durch die Verlegung des Sitzes der Direction nach Berlin die rechte Stabilität gewonnen, und durch Mehrung der pecuniären Hilfsmittel seinen Wirkungskreis erweitert, während die deutsche Bearbeitung der für solchen Zweck geeigneten Werke der Historiker, Biographen und Annalisten diese Denkmale

auch dem nicht zu den eigentlich gelehrten Kreisen gehörenden Theile der Nation näher zu bringen bestimmt war. Die mächtige Förderung der öffentlichen Lehrthätigkeit in allen ihren Zweigen braucht hier nicht im einzelnen erörtert zu werden. An Allem nahm der König persönlichen, zum Theil äußerst lebendigen Antheil, und diesem sind wesentlich die raschen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Annalen seiner Regierung verzeichnen. Unter denen, die ihm hierbei namentlich zur Seite gestanden sind, müssen Alexander von Humboldt, Carl Ritter, Bunsen, Ranke, Schelling vor Allen genannt werden.

Leopold von Ranke hat das Verhältniß Friedrich Wilhelms IV. zu Alexander von Humboldt so eingehend und vortrefflich geschildert, daß mir über dasjenige, worin die beiden Männer einander begegneten, und das, worin sie gewissermaßen verschiedene Pole waren, kaum irgend etwas zu sagen bleibt. Der König hatte Humboldt in gewisser Beziehung von seinem Vater überkommen; denn auch Friedrich Wilhelm III., obgleich eine so verschiedene Natur, bezeigte diesem Manne Vertrauen und Anhänglichkeit und hatte ihn gerne um sich. Das Expansive und Gebende war auf Seiten des Königs. Humboldt war eine viel kältere Natur und hat der herzlichen Zuneigung, welche Friedrich Wilhelm IV. zu ihm hegte, ihrem vollen Werthe gemäß wol nie entsprochen. Aber wenn der König ihn in seiner Nähe zu sehen wünschte, weil Humboldt, wie Adolf Trendelenburg ihn richtig bezeichnet hat, das lebendige Band der wissenschaftlichen Vereine auf beiden Erdhälften, ihn mit der großen Welt geistiger Bestrebungen gewissermaßen in Berührung erhielt, so konnte auch Humboldt nicht ohne den König sein. Anlässe und

Ursachen waren der allerverschiedensten Art. Das Hofleben war für ihn eine Nothwendigkeit. Er klagte wol, daß es ihm seine Zeit raube, daß er die Nächte zu Hülfe rufen müsse um zu arbeiten, daß es ihn zerstreue und zersplittere, aber er fühlte sich unglücklich, wenn er nicht dabei war. Es war ihm zur andern Natur geworden. Es diente ihm dazu, eine Menge von dem, was er erforscht und erfahren, Andern als dem Gelehrtenstande mitzutheilen, es diente ihm nicht weniger dazu, für gelehrte Zwecke zu wirken, wobei er wesentlich auf des Königs persönliches Interesse rechnete. In letzterer Beziehung hat er mehr, thätiger, unermüdlicher gewirkt, als Irgendeiner, dem ich begegnet bin. Der König hatte für ihn ein offenes Ohr, auch wenn die Anliegen ihm nicht gerade bequem kommen mochten, und Humboldt hat von dieser Geneigtheit für wissenschaftliche Zwecke den größten Nutzen gezogen. Dafür wird man ihm immer Dank schuldig bleiben müssen. Von eigentlicher tiefer Sympathie konnte zwischen beiden Männern nicht die Rede sein. Humboldt hatte kein Verständniß für das, was dem Könige am meisten am Herzen lag und ihn am lebendigsten bewegte und nicht selten aufregte, während der König außerhalb des allerdings weit umfassenden wissenschaftlichen Kreises, als dessen geistvollen und zuverlässigen Repräsentanten und Dolmetscher er Humboldt anerkannte, dessen Welt- und Lebensanschauungen unbeachtet ließ.

Man hat viel über seine Haltung bei Hofe, namentlich in den Abendgesellschaften, wo er am meisten zu Worte kommen konnte, gesprochen und vielfach übertrieben. Er war nicht immer bequem, auch dem Könige nicht, der jedoch, ohne ihn zu verletzen, sich wol frei zu machen wußte. Eine Zeit-

lang war er unermüdlich im Vorlesen aus dem Journal des Débats, womit er gelegentlich auch dann fortfuhr, wenn der König nicht im geringsten mehr darauf achtete, ruhig architektonische oder landschaftliche Skizzen entwarf oder auch wol in ein Buch hineinsah. Oder er wurde nicht müde, geographisches Detail vorzutragen, was dann, da seine Redeweise namentlich in den letzten Jahren oft einem langsam fließenden und murmelnden Bache glich, geringen Eindruck machte, auch wol halbverstanden blieb. Es war ihm höchst unangenehm, wenn er unterbrochen wurde, wenn er nicht zu seiner Vorlesung kam, wenn er das Gespräch nicht beherrschte. In dieser Beziehung war er unglaublich eifersüchtig. Es geschah nicht oft, daß der Hofrath Schneider Abends herangezogen wurde, aber wenn es geschah, wie z. B. während der Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland, so spottete er über seinen „Collegen Schneider". Der König liebte sehr die Conversation mit der Generalin von Luck, welche lebendigen Geist mit französischer Grazie und Gewandtheit verband. Dafür nannte Humboldt sie die „Hofräthin Luck". Er las übrigens die verschiedenartigsten Dinge vor, gerade wie der Tag es mit sich brachte, und ich erinnere mich kaum, daß er Eigenes vorgetragen hätte, obgleich er in jenen Tagen in voller Arbeit war. Gerne kam er auf französische Dinge zu reden und auf König Ludwig Philipp und seine Familie, womit er dann bei seinem Auditorium geringen Anklang fand, was ihn jedoch nicht fortzufahren hinderte. Im Jahre 1845 war er zum letzten Mal in Paris, von wo er als des Königs Geschenk das große Kupferwerk über das Versailler Museum mitbrachte. Die französischen Zustände, die er doch oft und lange zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, er=

schienen ihm dauerhafter als sie waren, und er hat sie in seinem Innern in den Jahren der Erwartung wol mit den heimatlichen, nicht zum Vortheil dieser letzteren, verglichen. In demselben Jahre war er zugleich mit dem Könige in Kopenhagen; es ist, glaube ich, seine letzte Reise gewesen.

Er nährte heftige Antipathien. Ueber manche der Minister des Königs äußerte er sich mit großer Schärfe, namentlich wo er, wie es wol im Unterrichtsdepartement geschah, auf Hindernisse bei der Erfüllung königlicher Zusagen stieß. Ranke war er nicht gewogen, was sich weniger auf den Historiker, obgleich dessen Stil ihm nicht zusagte, als auf den Politiker bezog. Er konnte es nicht verwinden, daß Ranke in den Staatsrath berufen war und gelegentlich über einzelne Fragen seine Meinung zu äußern hatte, und daß der König auf sein politisches Urteil hielt, während sein eigenes völlig unbeachtet blieb, mochte er es auch ungefragt oft äußern. In den Jahren nach 1848 wurde Marcus Niebuhr seine bête noire und war ihm mit dem General von Gerlach, Professor Stahl u. A. ein Dorn im Auge. Ueberhaupt trat in diesen Jahren eine größere Schärfe bei ihm hervor. Soviel ich aber in dieser Zeit mit ihm umgegangen bin, habe ich doch nie ein eigentlich unfreundliches Wort über den König aus seinem Munde vernommen. Er sagte wol: der König ist nicht amüsabel mehr, oder: der König ist heiter, gelangt aber zu nichts, oder: der König verharrt in unfruchtbarer Liebe zu Personen, denen er wohl will; aber darüber hinaus, und darin lag doch wol nichts Kränkendes, ist er niemals gegangen. Es war als wenn eine gewisse Atmosphäre oder die Berührung mit einem Medium, dessen gehässige Gesinnung eine Art Einfluß auf

ihn äußerte, nöthig gewesen wäre ihn zu den Sarkasmen und dem bitteren Spott zu verleiten, wovon nur leider zu schlimme Proben vorliegen.

Ich selber habe mich stets seiner lebendigen und thätig fördernden Theilnahme zu erfreuen gehabt. Ich will nicht von seinen Briefen und Billeten reden, in denen er mich mit Lobeserhebungen überhäuft hat, die ihm zu geläufig waren, und von denen man starke Abzüge machen mußte, wenn man nicht einen falschen Maßstab für seine Aufrichtigkeit in der Hand behalten wollte. Aber er hat mich während der anderthalb Decennien unserer Bekanntschaft, nahe wie ferne, wiederholt durch die That gefördert und ist stets auf mein Interesse bedacht gewesen. Im Jahre 1847 hat er dem Könige zuerst die Idee gegeben, mich auf seiner venetianischen Reise zum Begleiter zu wählen. Er ist mehr als einmal Vermittler meiner Wünsche bei dem Könige gewesen. Er hat mehre meiner kleinen Schriften dem König und der Königin vorgelesen, und wenn ich später gedruckt gelesen habe, er habe über den Autor gespottet, so darf ich das ruhig hinnehmen und unentschieden lassen, was von dem Spott ihm, was dem boshaften Tagebuchschreiber gehört. Als ich im Jahre 1854 in Florenz mich seiner Nichte, der Baronin Bülow, deren italienische Reise durch die schwere Krankheit und den bald darauf erfolgten Tod ihrer ältesten Tochter unterbrochen wurde, in einfacher Erfüllung meiner Amtspflicht hülfreich zu erweisen suchte, hat er's mir mit den wärmsten Ausdrücken gedankt und nie vergessen. Als durch den Tod Vittorio Fossombroni's im Jahre 1844 in der Friedensclasse des Ordens pour le mérite eine Lücke entstand, besprach er sich mit mir über deren Ausfüllung und freute sich, als ich

Alessandro Manzoni nannte, den er dann auch dem Könige vorschlug, welcher ihm den Orden verlieh, was später zu Weiterungen Anlaß gegeben hat, weil der Verfasser der „Verlobten", der keine österreichische Decoration angenommen hatte, einer preußischen gegenüber sich in Verlegenheit befand. Ich habe viel mit Humboldt verkehrt, namentlich im Sommer in Potsdam, wo er im Stadtschloß wohnte, und wo ich wiederholt sein Stubennachbar gewesen bin. Bis an sein Lebensende hat er mir geneigte Gesinnung bewahrt und mehrfach bewiesen.

Die Königin theilte nicht die Vorliebe ihres Gemals für Alexander von Humboldt, dem sie seinen Bruder Wilhelm vorzog. Sie ermaß bei weitem schärfer die Kluft die ihn von der Gefühlsrichtung und den Lebensanschauungen des Königs trennte, schon aus dem Grunde weil ihr sachliches Interesse an den Studien, die ihn vorzugsweise beschäftigten und von denen er den König unterhielt, ein bei weitem geringeres war. Sie verdachte ihm gewisse Kleinlichkeiten, die seine Abhängigkeit von ordinären Einflüssen bloslegten. Sie hat den Schmerz gehabt, von den Aeußerungen Kenntniß zu erhalten, welche wenn man sie ihrem Wortlaute gemäß verstand, Undank für jahrelange unendliche Güte kund zu geben schienen und, auch wenn man sie abschwächte, immer noch den peinlichsten Eindruck hervorbrachten. Schönerem und edlerem Gefühl gewährte Alexander von Humboldt Raum, indem er Friedrich Wilhelm IV. den Kosmos widmete, worauf dieser mit der Medaille von 1847, einem der ausgezeichnetsten Werke der Glyptik antwortete, deren Vorderseite das treffend ähnliche Porträt des großen Gelehrten zeigt, während der Revers nach einer Zeichnung von Cornelius von dem Zodiakalkreise um=

schlossen die Gesammtheit der schöpferischen Naturkräfte zur Anschauung bringt.

An Carl Ritter schätzte der König außer der umfassenden Beherrschung des gesammten geographisch-historischen Gebietes das lebendige religiöse Bewußtsein und das demselben entsprechende Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen, sowie die Gabe der Combination neben der plastischen Darstellung, die mit der Humboldtschen wetteiferte, obgleich Ritter nicht die Fülle der Local-Anschauungen wie Diesem zu Gebote stand. An Leopold Ranke hatte Friedrich Wilhelm IV. schon seit der Zeit des Erscheinens seiner ersten Werke großen Antheil genommen. Die lebensvolle Charakteristik so von Personen wie von ganzen Zeitabschnitten, die zugleich knappe und anschauliche Darstellung der Thatsachen, der Nachweis des Zusammenhanges der einzelnen Theile der Weltgeschichte hatten ihn ebenso angezogen, wie die Gewinnung neuer Gesichtspunkte durch Benutzung bisher unbekannter oder unbeachteter Quellen, welche tiefe Einblicke in Leben und Wesen von Herrschern und Völkern ermöglichten, und die eindringende Kritik der Geschichtswerke auf deren Autorität die bisherigen Darstellungen der Zeiten vom Uebergange aus der mittleren in die neuere Zeit beruhten. Nicht Viele sind heute noch am Leben, die sich des Eindruckes von Ranke's Erstlingswerk, der Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 an, erinnern; diesen Wenigen aber steht noch lebendig vor der Seele, wie durchschlagend die Wirkung in Zustimmung und Ablehnung war. Eine Wirkung welche das zweite Buch, das über die spanische Monarchie und das Osmanenreich, bekräftigte, worin zum ersten Male von den

großentheils diplomatischen Schriften Gebrauch gemacht wurde die seitdem eine so große Rolle in der Historiographie gespielt haben; ein Werk welchem nach wenigen Jahren das über die römischen Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts folgte, das den Ruhm seines Verfassers fest begründet und eine neue Aera in der Geschichtsliteratur in Darstellung und Kritik eingeleitet hat. Ranke war im Anfang seiner italienischen Reise begriffen als er mit dem aus Italien heimkehrenden Kronprinzen im Jahre 1829 in Venedig zusammentraf. Ein näheres Verhältniß hat sich aus den anfänglichen Begegnungen entwickelt, und der geniale Historiker ist einer der häufig und immer gerne gesehenen Gäste im Schlosse und auf den Landsitzen gewesen, während der ganzen Regierungszeit des Königs und darüber hinaus, als die Königin Elisabeth die Erinnerungen vergangener Zeiten durch den Umgang mit Personen, von denen sie wußte daß sie ihrem verstorbenen Gemal lieb gewesen waren, festzuhalten suchte. Nicht nur Ranke's großes historisches Talent schätzte der König, sondern auch sein reifes politisches Urteil, welches ebenso wie seine maßvolle und besonnene Geschichtsauffassung den festen Boden nicht verließ und den Combinationen Rechnung trug, von denen der Gang der Ereignisse abhängig ist. Friedrich Wilhelm IV. hat Ranke's Beschäftigung mit heimatlicher Geschichte freudig begrüßt, aber er hat nicht mehr die wichtigen Arbeiten erlebt, worin dieser die Anfänge des preußischen Staates ausführlicher geschildert und andrerseits dessen neuere und neueste Geschichte seit den spätern Zeiten Friedrichs des Großen auf meist amtlichen oder sonst handschriftlichen Grundlagen eingehend dargestellt hat. Was er aber erlebt und was seine volle Zustimmung wie seine thätige

Förderung erlangt hat, ist die rasch fortschreitende Entwickelung des neuen Lebens in Erforschung und Darstellung vaterländischer Geschichte überhaupt, welche, bevor er den Thron bestieg durch Friedrich von Raumer, Johannes Voigt, C. A. Mentzel, G. A. Stenzel u. A. eingeleitet, namentlich durch Ranke's eigenes Beispiel und seine um- und einsichtsvolle und meisterhafte Leitung, zunächst an der berliner Universität dann in ganz Deutschland zur schönsten Blüte gelangt ist und den König zur Stiftung eines ansehnlichen Preises für die in diesem Fache hervorragendsten Werke bestimmt hat. Die wesentlich von Berlin, theils unter Ranke's directem oder maßgebendem Einfluß, theils unabhängig von ihm in diesen Zeiten ausgegangenen Arbeiten von Dönniges, Droysen, Dümmler, W. Giesebrecht, S. Hirsch, Jaffé, Köpke, Pabst, Pertz, von Sybel, Waitz, Wattenbach, R. Wilmans u. A., von denen mehre Vorläufer eines umfassenden, aus derselben Quelle wenngleich an anderem Orte hervorgegangenen Unternehmens, sind Zeugnisse solcher erfreulichen Thätigkeit. Auch der Geschichte des Altertums, an deren Darstellung der ihr Studium längst umfassende Ranke erst nach langer Zeit gehen sollte, ist der frische und belebende in die Historiographie eingedrungene Geist zugute gekommen, und sie ist durch Curtius', Droysens, M. Dunckers, Mommsens u. A. Werke größeren Kreisen erst recht nahe getreten.

Friedrich von Raumer war einst vor Allen dazu bestimmt erschienen, auf die historische Bildung Friedrich Wilhelms IV. Einfluß zu gewinnen. Er war der königlichen Familie durch seine Angehörigen und seine frühere amtliche Stellung wohl empfohlen. In der Widmung der Geschichte der Hohenstaufen an König Friedrich Wilhelm III. hat er es ausgesprochen,

wie durch dessen Gnade ihm Muße und äußere Stellung zu Theil geworden, ohne welche er dies Werk nicht hätte unternehmen können, und wie ihn die wissenschaftliche Ausbeute der mit königlicher Unterstützung ausgeführten Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien bei seiner großen Arbeit gefördert. Ich erinnere mich noch lebhaft des freudigen Antheils, womit die beiden ersten im Jahre 1823 erschienenen Bände des Werkes aufgenommen wurden, welches, man kann sagen, zum erstenmal dem deutschen Volke einen wichtigen und trotz aller Schäden und allen Unglücks glänzenden Theil seiner nationalen Geschichte darbot, auf breiter Grundlage und mit für die damalige Zeit sozusagen erschöpfender Forschung, mit patriotischer Gesinnung und edler Sprache, unter Berücksichtigung nicht blos der politischen und kriegerischen Thatsachen, sondern auch der socialen, rechtlichen und kirchlichen Zustände, als farbenreiches Gemälde des Höhepunktes der mittelalterlichen Welt. Allerdings erschienen die „gepanzerten Friedriche“ zu oft als das was man heute „moderne Menschen“ zu nennen beliebt, aber sie traten der Nation nur um so näher. Wenn heute noch, nach vollen sechzig Jahren, und nach den durch vielseitigste und eingehendste Studien auf allen Gebieten herbeigeführten Wandlungen der Ansichten und bei gesteigerten Anforderungen, dies im wesentlichen unverändert gebliebene Werk große Anziehungskraft übt, so bezeugt dies zur Genüge seinen bleibenden Werth. Einst hatte Raumer dem Kronprinzen geschichtliche Vorträge gehalten, und seine vielseitige sowol historische als staatswissenschaftliche Bildung, zum Theil in mehrjähriger Praxis erworben, schien ihn dazu besonders zu befähigen. Aber, wie Ranke in den im Jahre 1873 in der münchener historischen Commission ihm gewid-

meten Worten mit Recht sagt, er war keine Natur, die Friedrich Wilhelm IV. befriedigen konnte. Obgleich seine beste Arbeit einem mittelalterlichen Stoffe gewidmet ist, war er seinen Anschauungen, Neigungen, Gefühlen nach durchaus modern, ein Gemisch von einem Liberalen nach der französischen Schablone und von dem altpreußischen Bureaukratismus, welcher den alten deutschen Staatsorganismen gegenüber auch eine Art Liberalismus ist. Leichtlebig, beweglich, auch äußern Wechsel liebend und dadurch zu häufigen, noch in sehr reifen Jahren fernen Reisen angetrieben, war er stets vom Moment beherrscht, und obgleich bis ans Ende literarisch außerordentlich thätig, ermangelte er doch rechter Ruhe. So kam es daß von seinen zahlreichen nach den Hohenstaufen erschienenen Werken verschiedensten Inhalts, abgesehen von den vielen Broschüren, ungeachtet vielfachen und werthvollen neuen historischen Materials und geistvoll anregender Ideen auf manchen Feldern, in Staats- und Gesellschaftswissenschaft wie in der schönen Literatur, keines vollständige Durcharbeitung zeigt und durchschlagenden Erfolg gehabt hat. Seit dem Aufblühen einer vielfach von der seinigen verschiedenen neuen historischen Schule und andern kritischen Methode (ich erinnere daran, daß Ranke's erstes Buch, allerdings nur ein Vorläufer aber ein weckender, nur ein Jahr jünger ist als die beiden ersten Bände der Hohenstaufen) war Raumers Bedeutung für die Universität geschmälert, und eine Schule hat er überhaupt nicht gebildet. Von einer persönlichen Stellung zum Könige war nicht die Rede, wenn auch erst mehre Jahre nach dessen Regierungsantritt, durch offenbare Tactlosigkeit eines sonst welterfahrenen Mannes herbeigeführt, die vollständige Entfremdung eintrat, welche dann sein auch für

ihn selber zu bedauerndes Zerwürfniß mit der Akademie der Wissenschaften veranlaßte, für welche er, bei seiner Vielseitigkeit, in seiner anregenden Thätigkeit und vieljährigen Kenntniß der einheimischen literarischen Verhältnisse, ein schätzbares Mitglied war. Daß er sich im Jahre 1848 von der provisorischen Reichsgewalt nach Paris senden ließ, war ein Mißgriff, den der improvisirte formlose Diplomat selbst dem improvisirten formlosen Minister der neuen Republik gegenüber empfunden haben muß, welchen er aber seiner alten Reisegewohnheit zufolge zu einem Paar Bände Briefe benutzte, worin Bemerkenswerthes und Flüchtiges wie immer bunt wechselt. Es war schade, daß dem geistvollen und kenntnißreichen Manne und angenehmen Gesellschafter im Leben rechter Ernst und Würde der Haltung mangelten, was begreiflicherweise seiner ganzen Stellung Abbruch that, obgleich ihm seiner wissenschaftlichen Verdienste und persönlichen Eigenschaften wegen stets ein ansehnlicher und anhänglicher Freundeskreis geblieben ist. Die Verschiedenheit zwischen Raumer und Ranke ist eine sehr prägnante. Ranke ließ sein Erstlingswerk von 1824 liegen, weil er fand daß für die Fortsetzung von der Mitte des zweiten Decenniums des 16. Jahrhunderts an Methode und gedrucktes Material nicht mehr zur Begründung einer festen Ansicht ausreichten. Raumer begann im Jahre 1832 den Druck seiner Geschichte Europa's seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, nachdem er eben nur kurz vorher in Paris archivalische Studien unternommen und deren Resultate etwas rasch veröffentlicht hatte. Das Werk ist unvollendet geblieben und hat, man kann sagen mit jedem neuen Bande immer weniger Beachtung gefunden.

In Friedrich Wilhelms III. und IV. Tagen hat die

Raumersche Familie dem Staate und der vaterländischen Literatur noch mehr als einen tüchtigen Mann geliefert. Hier ist Georg Wilhelm von Raumer zu nennen, welchen der zweite dieser Monarchen an die Spitze der Staatsarchive stellte, denen schon sein Vater vorgestanden hatte. Der historische Forscher und der Beamte verbanden sich in ihm in einem nicht gewöhnlichen Maße (er war einer der vornehmsten Räthe im Hausministerium), ebenso wie sein einfach anspruchloses Wesen den Eindruck seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit erhöhte. Seine Arbeiten im Fache preußischer Geschichte und Landeskunde ließen eine reiche Nachfolge hoffen, als sein tragisches Ende dessen Anlässe geahnt aber nicht bekannt geworden sind, ihnen ein unerwartetes Ziel setzte. Die Trennung des berliner Archivs in das des Königlichen Hauses, welchem Dr. Märcker, der das Material zu den Monumenta Zollerana hauptsächlich herbeischaffte, vorgesetzt wurde, und in das Staatsarchiv, ist Raumers Werk, aber bessere Veranstaltung und Maßregeln für letzteres, auch für die Möglichkeit der freieren wissenschaftlichen Benutzung vermochte er nicht herbeizuführen. Noch nach Jahren vernahm ich die bittern Klagen des Prof. von Lancizolle, der in Friedrich Wilhelms IV. letzten Zeiten die Direction führte, über die Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen, als schon die Archiv-Verwaltungen anderer meist weit kleinerer Staaten, Belgiens, Sardiniens, Venedigs, Neapels, namentlich Toscana's mit gutem Beispiel vorangegangen waren.

Einen Autor dessen Bedeutung an diejenige Friedrichs von Raumer auch nicht von ferne heranreicht obgleich er nicht ohne Talent und Kenntnisse war nenne ich hier im Grunde nur, weil er sich auch durch Mangel an Tact den König

entfremdete und zwar in weit bedenklicherem Maße. Es war Friedrich Förster. Seine rühmliche Theilnahme am Befreiungskampfe empfahl ihn, während seine Begabung sich auf mehr als einem Gebiete kundgab und er für die literarische Geselligkeit, die in Berlin immer einen nicht zu unterschätzenden Factor gebildet hat, ein sehr nützlicher Mann war. Als Schriftsteller schien er immer einem fremden Anstoße oder Beispiel folgen zu müssen und hat nichts Selbständiges geleistet, obgleich Gewandtheit und Talent ihm nicht mangelten. Seine liberalisirenden Ansichten, nicht ohne Beimischung von persönlicher Unzufriedenheit zogen ihm das Sobriquet des Hofdemagogen zu; im Jahre 1848 aber ging er ganz aus Rand und Band. Das Aufwärmen der Historien der Gräfin Lichtenau in einem Buche über neuere preußische Geschichte und Anderes hatte dem Könige so mißfallen, daß er ihn nicht mehr im Schlosse dulden wollte, wo er als Director der Kunstkammer beschäftigt war, und sein Freund Olfers hatte Mühe ihn im Lesezimmer der Bibliothek unterzubringen, wo er Pertz nicht besonders bequem war. Von all seinen Schriften, die doch zum Theil nicht ohne Verdienst sind, wird heute wol keine mehr genannt.

Mit den Berufungen vom Jahre 1841, von denen soviel gesprochen worden ist, hat der König nur theilweise Glück gehabt. Man ist bei der Beurteilung derselben auch wol schwerlich immer von dem richtigen Standpunkt ausgegangen. Manche haben sich eine literarische Tafelrunde gedacht, und die Exemplification des Vereins, welchen König Max von Baiern in späterer Zeit um sich versammelte, hat auf Absichten und Erfolg Friedrich Wilhelms IV. falsche Schlüsse ziehen lassen. Des Königs Lebensweise und die gesellige

Sitte des Hofes waren seit lange zu fest geregelt, um einer Gesellschaft, wie ein jüngerer Monarch sie um sich sah, Raum zu gönnen. Wenn man von Ludwig Tieck absieht, ist die Meinung des Königs vornehmlich dahingegangen, der Universität und der Akademie der Wissenschaften neue und lebendige Kräfte zuzuführen. Der Umstand jedoch daß hiebei besonders berühmte Namen in Betracht kamen, hat einigermaßen vergessen lassen, daß mehre der Gewählten durch Alter und bisherige Beziehungen schon zu sehr in andern Kreisen heimisch geworden waren. Am besten ist es noch bei Schelling gelungen, der als ordentliches Mitglied der Akademie nicht mit der Pflicht aber mit der Befugniß von Vorlesungen berufen wurde und der sich in das abendliche Gesellschaftsleben im Schlosse leicht hineinfand, obgleich es an Hemmnissen einer eigentlichen Conversation über die Dinge, die ihn vorzugsweise beschäftigten, nicht fehlen konnte. Schelling war dem Könige persönlich angenehm, der dessen idealen Standpunkt in ästhetischen Anschauungen theilte, während seine Stellung zum positiven Christentum als einem entscheidenden Moment in der Entwicklung des Gottesbegriffs ihm ein Gegengewicht gegen die in den spätern Zeiten der vorigen Regierung überwiegend begünstigte Hegelsche Philosophie erschien.

Am wenigsten hat Friedrich Rückert, der zur Belebung der orientalischen Studien mitwirken sollte, auch nur der billigsten Erwartung entsprochen. Er hat Berlin gar nicht kennen gelernt und ist von seinem dritten Stock in der Behrenstraße sozusagen nicht herabgestiegen, indem er wenigstens in späterer Zeit seine wenigen Zuhörer dort bei sich versammelte und am Ende das Vorlesen ganz beiseite ließ. Es war auch keine glückliche Zeit des Schaffens für ihn.

Ein durchaus lyrisches Talent, glaubte er sich zum Dramatiker berufen und schrieb ziemlich hastig Schauspiele aus der deutschen wie aus der jüdischen Geschichte, die im Grunde nur versificirte Dialoge waren und alles dramatischen Nervs entbehrten. Nebenbei legte er geringen Tact an den Tag, indem er in unbedeutenden Versen der Stadt, die ihn gastlich aufgenommen hatte, nicht gerade Schmeichelhaftes sagte. Das Beste was von seinem nicht über wenige Jahre hinaus währenden berliner Aufenthalt zu sagen ist, besteht in der Verlobung eines seiner Söhne mit der ältesten Tochter des Professors Robert Froriep, jener Alma welche seine späten Tage auf seinem geliebten Gute Neuses bei Coburg durch ihre Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit verschönert hat. Es würde ihm Freude gemacht haben, wenn er erfahren hätte, daß sein schönes Gedicht: „Aus der Jugendzeit" auf die Königin Elisabeth den tiefsten und dauerndsten Eindruck machte, wie sie denn sich dasselbe noch wenige Wochen vor ihrem Ende auf Burg Stolzenfels recitiren ließ.

Ludwig Tieck machte wie gesagt eine Ausnahme bei diesen Berufungen. Sein großes Talent als Vorleser namentlich dramatischer Sachen ist allgemein bekannt. Der König hatte den doppelten Zweck durch dies Talent und die Conversation mit einem so geistreichen Manne, in welchem eine ganze Literaturepoche gewissermaßen noch fortlebte, ruhige Stunden zu beleben und ihm zugleich einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten, da seine Verhältnisse in Dresden ebensowenig wie diejenigen früherer Zeiten befriedigend waren. Beides ist doch nur unvollkommen erreicht worden. Tieck war ein hoher Sechziger, als Friedrich Wilhelm ihn berief. Er hatte sich in Dresden an eine bequeme Lebensweise ge-

wöhnt, und gichtische Leiden quälten ihn seit vielen Jahren, wovon schon seine Haltung Kunde gab. So leicht ihm seine neue Stellung gemacht wurde, so war sie ihm doch nicht selten hinderlich. Man hat in deutschen Literaturgeschichten wiederholt geschrieben, er habe in den zerstreuten und unaufmerksamen Hofkreisen vorlesen müssen, wobei es ihm nicht selten unleidlich geworden sei. Hierin hat aber das Uebel nicht gelegen. Die Hofkreise waren nicht zerstreut noch unaufmerksam, aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andere dramatische Werke vorlas, sondern von seinen eigenen Producten wählte, war in dieser Wahl nicht selten nichts weniger als glücklich. Die Novellen seiner spätern Jahre waren ungeachtet einzelner Schönheiten keineswegs immer seinen besten zuzuzählen, und sein ganzes Genre hatte sich schon zu überleben begonnen. Er hat aber auch Dinge vorgelesen, bei denen es wie in Goethe's Sänger, wenngleich in einigermaßen anderm Sinne heißen konnte: „Die Ritter schauten muthig drein und in den Schoß die Schönen." Sein Verdienst um die Wiederbelebung des griechischen Drama auf dem deutschen Theater hat der König dadurch geehrt, daß er auf dem Revers der schönen zur Erinnerung an die Aufführung der Antigone geprägten Medaille sein Profilbildniß nebst dem Felix Mendelssohns anbringen ließ. Der König hatte ihm für die Sommermonate ein bequemes Haus an dem obern Wege nach Sanssouci zur Verfügung gestellt, welches später von der verwittweten Gräfin Anton Stolberg bewohnt worden ist. Von hier wurde er bisweilen zur Tafel im Schlosse eingeladen. Ich saß einmal in seiner Nähe bei einem größern Diner im Berceau. Es war ein sehr warmer Tag, aber die freie Luft schien ihm

doch sehr unbehaglich, und ich glaube, er wäre gerne wieder zu Hause gewesen. Daß seine pecuniären Verhältnisse auch bei des Königs Großmuth nicht prosperirten, hing mit der geringen Ordnung zusammen die bei ihm sein ganzes Leben lang gewaltet hat.

Zu den glücklichsten Berufungen gehörte die der Brüder Grimm, welche durch die bekannten Vorgänge an der Universität Göttingen vom Jahre 1837 nach ihrer hessischen Heimat zurückgeführt und ohne Amt geblieben waren. Herr von Savigny und seine Schwägerin Bettina haben viel zu dieser Berufung ihrer Freunde mitgewirkt, aber es bedurfte keiner besondern Empfehlung um sie dem Könige genehm zu machen, der ihre gelehrten Arbeiten nach Verdienst würdigte und an ihren populären Schriften, die sie der deutschen Nation liebgemacht hatten, große Freude fand. In seinen eigenen engern Kreis sind die Brüder kaum gelangt, aber ihre Wirksamkeit in Berlin hat reiche Früchte getragen, und der König hat sich noch der Anfänge des Nationalwerkes, des deutschen Wörterbuchs gefreut, dessen Fortgang durch die Unterstützung der Regierung ermöglicht worden ist, das aber, in den Händen tüchtiger und gelehrter aber nicht immer maßhaltender Männer, einen von seinen Begründern nicht beabsichtigten Umfang gewonnen hat, der keinem von denen welche den Anfang erlebt die Vollendung zu sehen in Aussicht stellt. Beide Brüder haben ein rechtes Gelehrtenleben geführt, und die Zahl der Häuser in denen man ihnen begegnete, ist keine große gewesen. Sie waren namentlich viel bei Savigny, bei Olfers, bei Frau von Arnim und wenigen Andern, abgesehen von Gelehrtenkreisen, überall gerne gesehen, anspruchlos und liebenswürdig, namentlich Jakob voll sinniger

ruhiger Heiterkeit und in der ungezwungenen Conversation voll feiner Bemerkungen. Es war nichts Pedantisches an ihnen, und ihre Haltung blieb immer natürlich. Durch die Vorsorge des Königs war ihre äußere Stellung eine gute, und die beiden letzten Decennien ihres Lebens haben sie für Jahre kärglicher Förderung und für den harten Schlag entschädigt, der sie plötzlich aus einer ihnen liebgewordenen Wirksamkeit herausriß.

Richard Lepsius war dem Könige schon durch seinen Vater den Landrath in Naumburg empfohlen, für dessen baugeschichtliche, wesentlich von naheliegenden Werken ausgehende Untersuchungen er sich sehr interessirte. Alexander von Humboldt, Bunsen, Ritter thaten das Ihrige dem jungen Manne die Wege zu ebnen, der mit den Studien über alt-italische Sprachen die der ägyptischen Altertümer verband, für welche durch die französisch-toscanische Expedition unter dem jüngern Champollion und Ippolito Rosellini eine neue Aera eröffnet worden war. Nach längerem Aufenthalt in Paris, Rom, London war Lepsius zu Ende 1841 nach Berlin zurückgekehrt um sich für die große ägyptische Reise vorzubereiten, welcher der König unter Betheiligung der Akademie der Wissenschaften reiche Mittel zur Verfügung stellte. Nach seiner Heimkehr im Jahre 1846 bereiteten die bedeutenden von ihm erzielten Erfolge und schönen Erwerbungen ihm die günstigste Aufnahme bei Hofe, und er ist ein oft und gerne gesehener Gast gewesen, lebendig und anregend, gewandt in der Verwerthung seiner vielen Anschauungen und in der möglichen Popularisirung seiner schätzbaren Kenntnisse, von denen er bei der Einrichtung der ägyptischen Sammlungen in dem damals im Bau begriffenen neuen Museum voll-

giltiges Zeugniß ablegte. Als er im Jahre 1858 dem Könige, „dem erhabenen Begründer der ägyptischen Forschung in Deutschland", das ägyptische Königsbuch mit den Tafeln über die Dynastien widmete, war Friedrich Wilhelm IV. schon nicht mehr im Stande sich der tüchtigen Arbeit, welcher ein bedeutender Theil des großen Reisewerkes vorausgegangen war, in vollem Maße zu erfreuen.

Zu Anfang des Jahres in welchem ich nach Berlin übersiedelte, war daselbst ein Mann gestorben, welchem der König in seinen Jugendjahren, die mit denen seiner gefeiertsten Dichtungen zusammenfielen, lebendigen Antheil gewidmet hatte, den er ihm bis zu seinem Ende treu bewahrte. Es war Friedrich de La Motte Fouqué. Sein Name erinnerte an die Zeit Friedrichs des Großen, unter welchem sein Großvater mannhaft wenn auch nicht immer glücklich gekämpft hatte; sein eignes Bestreben, seine Pflicht gegen das Vaterland in schwerer Zeit zu erfüllen, woran er durch schwache Gesundheit sehr behindert wurde, hatte das Interesse gesteigert welches seine Schriften erregten. Undine und der Zauberring gehörten zu den gelesensten Prosadichtungen der Jahre in denen Friedrich Wilhelm heranwuchs, und wer die Wirkung ermißt welche sie noch viele Jahre später ausgeübt haben, eine Wirkung die bei der erstern dieser Erzählungen sich nicht auf Deutschland allein beschränkt hat und heute noch nicht ganz geschwunden ist, wird begreifen, wie sie in den Tagen in welchen die Romantik noch mehr als ihre Nachblüte hatte, ein jugendliches Gemüth anzogen. Die von der Nation dem Verfasser entgegengebrachte Gunst konnte jedoch nicht währen als das Thema von Rittertum und Minnedienst in innerlich unwahrer Auffassung und conventioneller Form immer wieder=

kehrte, nachdem dessen Verschmelzung mit den fremdartigen Bildern des nordischen Sagenkreises auch keine lebendigen Gestalten zu schaffen vermocht hatte, während das religiöse Element in seiner süßlichen Richtung den Darstellungen keine Kraft zu verleihen vermochte. Fouqué war schon halb verschollen, als er im Jahre 1831 durch den Tod seiner Frau seine unabhängige pecuniäre Stellung verlor, welche er wesentlich dieser verdankte. Caroline von Briest, als Frau von Rochow Mutter des Ministers und des Generals und Diplomaten dieses Namens, war eine Frau von Geist und Talent, im Grunde von männlicherem Geiste als ihr zweiter Gemal, mit dem sie an literarischer Fruchtbarkeit wetteiferte. Ihre Romane und Erzählungen wurden eine Zeit lang viel gelesen, aber um die Mitte der zwanziger Jahre frug man wenig mehr nach ihnen, obgleich sie den alten Ton zu variiren suchte, und am Ende fand sie keinen Verleger mehr. Dies hinderte sie jedoch nicht weiter zu schreiben, und wie früher die gedruckten Bände, sandte sie nun an Kronprinz und Kronprinzessin die Manuscripte. Ihre Romane theilten mit denen von manchen ihrer männlichen Collegen das Unvermögen eine rechte Lösung zu finden, nachdem die Erzählung bis zu einem gewissen Punkte geläufig fortgeschritten war. In spätern Zeiten hat die Königin wiederholt der Frau von Fouqué erwähnt, die schon durch die Stellung ihrer Söhne zum Hofe in Beziehung stand. Der ältere derselben war Kammerherr der Kronprinzessin, der jüngere Adjutant des Prinzen Wilhelm gewesen. Von Diesem war schon die Rede, Jener war mehre Jahre hindurch Minister des Innern, ein Mann dem man, seiner Schwächen ungeachtet die zum Theil die der Zeit waren, schweres Unrecht anthun würde, wenn man ihn

nur nach einem so unglücklichen wie unvergeßlichen Worte, dem vom beschränkten Unterthanenverstande beurteilen wollte. Nach dem Tode der Frau ging Fouqué, dessen kränkliche Tochter im Rochow'schen Hause geblieben ist, nach Halle, in der verfehlten Absicht und Hoffnung dort für religiös-politisch-historische Ansichten die in der Presse nicht mehr gedeihen wollten, ein Publicum zu finden. Eine zweite, unklugerweise dort eingegangene Ehe hat seiner äußern Stellung nur noch mehr geschadet, und vom Könige unterstützt ist er, ein gebrochener Mann, nach Berlin zurückgekehrt, wo er am 23. Januar 1843 sechsundsiebzigjährig gestorben ist. Vielleicht der letzte Vertreter der falschen Anschauungen vom Mittelalter, wie sie der romantischen Schule mehr oder minder eigen gewesen waren, da Ludwig Tieck, Joseph von Eichendorff, der um jene Zeit noch in Berlin amtlich und literarisch thätig war, und die übrigen sonst noch Lebenden aus diesem Kreise doch gesundere Naturen waren, auch wo nicht eine eigentlich wissenschaftliche Richtung ihnen das Correctiv jugendlicher Meinungen und Träume bot.

Unter den einheimischen Literaten waren mehre an denen der König warmen Antheil nahm. Zu diesen gehört in erster Linie August Kopisch. Im Herbste 1828 hatte der Kronprinz ihn in Neapel kennen gelernt, und sein decoratives Talent hatte zur Verschönerung dortiger Feste beigetragen. Kopisch war eine reich begabte Natur, der es nur an rechter Sammlung und somit an dem Verfolgen eines festen Zieles gefehlt hat. Zum Maler erzogen wurde er durch eine Schwäche des rechten Handgelenks in der Ausübung seiner Kunst gehemmt, und obschon er den Pinsel nicht ganz bei Seite legte, gelangte er doch durch Theilung seiner Zeit und

seiner Kräfte nicht zu dem was er sonst zu erreichen vermocht hätte. Er hatte höchst ausgebildeten Farbensinn, und wenn seine Landschaften, deren er auch in spätern Jahren manche kleinere gemalt hat, in Bezug auf das Detail der Form zu wünschen übrig lassen, so hat er doch schöne Lichteffecte erzielt. Schon im italischen Süden wandte er sich vorzugsweise der Poesie zu und hat für die Kenntniß namentlich der neapolitanischen Volksdichtung und den Geschmack an derselben so durch Sammlung wie durch Uebersetzen und Nachbilden sehr viel beigetragen. Ob er für das dramatische Fach dem er sich eine Zeit lang mit Vorliebe zuwandte, wirkliche Begabung hatte, lasse ich dahingestellt sein; daß er von dramatischen Versuchen nichts druckte, dürfte andeuten daß er selbst daran zweifelte. Sein eigentliches Genre war das Scherzhafte und Neckische, und hierin hat er Ausgezeichnetes geleistet. Aber auch unter seinen in das epische Fach gehörenden Dichtungen, von denen er eine größere welche die Normannen in Sicilien schildern sollte, leider nicht vollendete, legte er ein schönes Talent an den Tag und zeigte sich in vielen seiner Stücke als Meister der Metrik, der wol mit August Platen hätte wetteifern können, mit dem er in Neapel Umgang pflog. Seine Beschäftigung mit Dante fällt in seine spätern Jahre (1836 ff.) und fand ihn eigentlich unvorbereitet, wie sie denn aus der Lectüre in einem geselligen Kreise entsprungen ist. Er kannte die italienische Umgangssprache sehr wohl und war mit dem süditalischen Dialekt besonders vertraut, aber die Sprache der Zeit des Wiedererwachens der italischen Dichtung aus langem todtenähnlichen Schlummer war ihm neu, und ebensowenig hatte er sich mit mittelalterlicher Geschichte und Philosophie beschäftigt. Daß

er sich mit großer Energie hineinarbeitete und in seinem ausführlichen Commentar zu Resultaten gelangte die immerhin der Beachtung werth sind, zeugt für seine geistige Begabung. Die Uebertragung an sich ist durch große Mängel entstellt, welche erst nach langer Zeit durch eine fremde sorgsame Hand getilgt worden sind, während sie in der metrischen Form keineswegs die Gewandtheit zeigt die man von ihm hätte erwarten dürfen.

Als ich Kopisch im Sommer 1835 in Berlin kennen lernte, verwandte er nur zu viele Zeit auf die Versuche zur Herstellung eines großen Modells der blauen Grotte, von der er ein kleines ganz hübsch und möglichst genau geschaffen hatte. Er dachte im Großen den vollen Eindruck der Beleuchtung durch farbige Gläser wiedergeben zu können, was ihm dann nicht gelang. Er hat diese Grotte nicht, wie man gewöhnlich verbreitet, eigentlich entdeckt, denn sie war den Bewohnern Capri's und der nahen sorrentiner Küste wohl bekannt ehe er mit dem heidelberger Maler Ernst Fries hineinschwamm. Aber er hat sie in weiten Kreisen bekannt gemacht, und erst seit seiner Zeit sind Tausende in den Stand gesetzt worden dies magische Schauspiel eines Licht- und Farbeneffects zu bewundern. Bald nach seiner Thronbesteigung ertheilte Friedrich Wilhelm IV. ihm den Auftrag die Geschichte der potsdamer Schlösser zu schreiben. Es war eine in hohem Grade lohnende Aufgabe, und Kopisch, Maler und Dichter, schien der rechte Mann, der Absicht des Königs zu entsprechen, wenn auch von vornherein seine geringe Bekanntschaft mit der Geschichte, namentlich der anekdotischen, Zweifel hätte wecken können. Er fing aber die Sache so ungeschickt wie möglich an. Er wollte zu gleicher

Zeit malen, forschen und schreiben, und berechnete nicht wohin das ihn führen mußte. Bei meiner Ankunft in Berlin im Spätsommer 1843 fand ich ihn im Drachenhause im hintern Theile des Parks von Sanssouci etablirt, einer jener bizarren Schöpfungen der Rococozeit an denen dieser Park keinen Mangel hat. Und womit beschäftigte er sich? Mit etymologischen Untersuchungen über die aus der Wendenzeit stammenden Ortsnamen der Umgebungen Potsdams. Man wird sich nicht darüber wundern, wenn unter solchen Umständen seine Arbeit wenig fortschritt und noch weniger der Absicht des hohen Auftraggebers entsprach. Das erst nach des Verfassers Tode im Druck vollendete Buch ist eine genaue und brauchbare, aber sehr wenig anziehende Arbeit geworden. Kopisch war der angenehmste Gesellschafter, zugleich gemüthlich und heiter, witzig ohne zu verletzen, ein trefflicher Vorleser oder vielmehr Recitirer seiner eigenen Sachen, König und Königin haben ihm jederzeit lebendige Theilnahme bewahrt.

Neben Kopisch ist Carl Werder zu nennen, Professor der Philosophie an der Universität und Dichter des Drama's Columbus, das dem Könige großes Interesse einflößte; ein Interesse welches derselbe stets bewahrte und noch im Jahre 1847 bethätigte. Das dramatische Element in diesem Werke ist schwach, aber dasselbe entwickelt eine Fülle poetisch-philosophischer Anschauungen von denen man wol begreifen konnte daß sie den Monarchen fesselten. In Bezug auf die Theilnahme des Publicums im Großen ist es übrigens dieser dramatischen Schöpfung ungefähr ebenso ergangen wie dem Alexander und Darius von Friedrich von Uechtritz, welchem viele Jahre früher Ludwig Tieck einen Platz einzuräumen

suchte den das Stück nicht zu behaupten vermocht hat. Als ich im Mai 1835 in Dresden bei Tieck war, kam das Gespräch auf Uechtritz, dessen späteres Trauerspiel Rosamunde, ein unglückliches Sujet, auf der dortigen Bühne kein Glück gemacht hatte, was Tieck auch der Darstellung zur Last legen wollte. Er äußerte, Deutschland wolle diesem Talent nicht die Anerkennung gönnen die es verdiene. Das neue Stück sei dem Alexander vorzuziehen; es sei wärmer und inniger. Aber Uechtritz hat niemals wahres dramatisches Leben entwickelt und so ungeachtet aller Vorzüge der Form kalt gelassen.

Mancher Andern die in Beziehungen zu Literatur und literarischem Leben standen, wird noch in den Blättern dieser Erinnerungen gedacht werden, die von der berliner Gesellschaft der sogenannten vormärzlichen Tage handeln. Eines Mannes aber, der eine politische Richtung dieser Zeit in hervorragendem Maße charakterisirt, während er Fragen die erst später zu brennenden wurden, ahnungsvoll erkannte und deren Wesen und Gefahren scharf und treffend bezeichnete, muß ich hier erwähnen. Es war Victor Aimé Huber, der so ziemlich um dieselbe Zeit mit mir nach Berlin kam, wo sich ihm ein weiterer als ein blos literarischer Wirkungskreis, wie er ihn in Marburg gehabt hatte, zu eröffnen schien. Seine große Thätigkeit in der romanischen Literatur, worin er Tüchtiges geleistet hatte, trat hier vor jener auf politisch-socialem Felde zurück. Ich weiß nicht ob er zu dem Könige in nähere persönliche Beziehung, die ihm einen fruchtbaren Austausch von Ideen ermöglicht hätte, getreten ist, aber ich kann mir nicht anders denken als daß er sich mit den Anschauungen Friedrich Wilhelms IV. vielfach hätte

begegnen müssen. Sie standen auf demselben Boden: politische Entwicklung aus dem Innern des deutschen und specifisch preußischen, auf historischer Gestaltung beruhenden Nationallebens heraus, also einer monarchischen Staatsverfassung mit ständischer Gliederung in weiterer Entwicklung und festerer Consolidirung der Provinzialstände und ihrer Ausschüsse, im Gegensatze zu dem constitutionellen System des modernen Liberalismus der französischen Schule. Dies war Hubers Gedanke, für dessen Verwirklichung er seinen Geist, seine reife Bildung, seine Thätigkeit einsetzte; die Bedingung von Freiheit und Fortschritt, aber keiner der Schranken der Rechte und Pflichten entledigten Freiheit der individuellen Selbstbestimmung, die zur Despotie des Individuums oder der Partei oder der Massen führt. Er faßte die socialen mit den politischen enge zusammenhängenden Fragen scharf ins Auge, die des Proletariats in der Eigenschaft des besitzlosen aber arbeitenden, die Arbeitskraft zur Deckung der Nothdurft verwerthenden Bürgerstands, im Gegensatz zu dem Pauperismus, den er den trocknen oder faulen Brand des Proletariats nannte; die Frage der Bekämpfung des Communismus d. h. des Princips daß der Besitzlose einen formalen Rechtsanspruch an den Besitzenden hat. Betrachtungen, welche er vor nunmehr fast vollen vierzig Jahren anstellte, in der im Jahre 1845 von ihm gegründeten Zeitschrift „Janus", welche inmitten der Ungeduld der Zeit nicht die Beachtung, Unterstützung und Entwicklung fand die zu wünschen gewesen wäre, dann nach den Stürmen von 1848 in der politischen conservativen Presse; Mittel, auf welche er hinwies, treten heute wieder an uns heran wo die Uebel gegen die er kämpfte, furchtbare Dimensionen ange-

nommen haben und immer dringender Abhilfe heischen, welche unendlich größere Kräfte in Anspruch nehmen wird als damals, aber auch nach vieljährigen Erfahrungen und Arbeiten ein weit günstigeres Terrain mit reiferer Erkenntniß, reicheren Hilfsmitteln, festerem Willen und Entschluß vorfindet, als zur Zeit wo Victor Aimé Huber beinahe als Prediger in der Wüste erscheinen mochte.



VI.

Die schönen Künste.

Was von der Thätigkeit und dem Einfluß des Königs auf literarischem Felde gesagt worden ist, gilt vielleicht in höherem Maße noch auf dem Gebiete der Kunst. Friedrich Wilhelm IV. war eine Künstlernatur in voller Bedeutung des Wortes. Alles gestaltete sich bei ihm zum Bilde und strebte nach harmonischer Form. Von früher Jugend an war es so gewesen, und wie mit den wachsenden Jahren die Fülle der Ideen im Verein mit der Kenntniß der Kunstgesetze sich entwickelte, so steigerte sich auch das innere Bedürfniß und die Freude des Schaffens, in Wechselwirkung mit den Kunstjüngern denen die Ausführung der dem Geiste vorschwebenden Aufgaben zufiel. Eine Wechselwirkung wie sie in ähnlichem Maße und mit so klarer Anschauung der Bedingungen der höheren Technik vielleicht nie vorgekommen ist, selbst kaum in den schönsten Zeiten von Athen und Florenz, an welche man am ehesten gemahnt wird.

Des Königs Lieblingsfach war die Architektur, sowol an und für sich wie in Beziehung zu den Bedingungen der Localität und zu den landschaftlichen Kunstschöpfungen. Er ging dabei von classischen Gesichtspunkten aus. Bei dem

Uebergang aus dem 18. in das 19. Jahrhundert war das Princip der bildenden Künste ein der Entwicklung der Literatur sozusagen entgegengesetztes, und sie begegneten sich nur darin, daß sie nach neuen Normen ja Lebensquellen suchten und dieselben in der Wiederbelebung eines schon Dagewesenen gefunden zu haben glaubten. Die Reaction gegen die durch die Akademien geförderte sklavische Manier und gegen die Herrschaft des Rococo führte unter mächtigem wissenschaftlichem Einfluß zur Rückkehr zur Antike, wie zu der ein ähnliches Streben verfolgenden letzten Epoche der Renaissance des 16. Jahrhunderts. Erst aus der Verschmelzung des Wahren und Nothwendigen dieser auch wiederum mit größter Einseitigkeit bedrohenden Richtung mit den ewig lebendigen Elementen der christlichen Kunst des Mittelalters ging in der Malerei die neue Schule hervor welche von dem zweiten Decennium des Jahrhunderts an dieselbe beherrscht hat und ungeachtet mancher Abweichungen in verschiedenem Sinne zu beherrschen fortfährt, während in der Sculptur je nach den Aufgaben die classischen neben den realistischen Tendenzen, in der auf das zeitliche und locale Bedürfniß angewiesenen Architektur die verschiedenen Stilformen unter sorgsamer Beobachtung ihrer Grundgesetze ihr Recht behaupten.

Die Lehren der Jugendjahre Friedrich Wilhelms hatten in gleichem Grade zu der Vorliebe für die classische Architektur mitgewirkt, wie sein lebendiger Sinn für die Harmonie und die bei ihrer Großartigkeit vorherrschende Einfachheit und Strenge der Form der hellenischen Baukunst. Aloys Hirt hat ihn in Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte eingeführt. Einst war Hirt eine weit überschätzte Autorität in Berlin, dann hat man sich daran gewöhnt ihn zu sehr beiseite zu

lassen, während doch seine Kenntnisse namentlich im Fache der antiken Architektur besonders für seine Zeit volle Anerkennung verdienten. Schinkels Anschauungen und Praxis, welche mit demselben Princip die geniale Anwendung verbanden und ins Tiefe gingen, kamen dazu und haben auf den Kronprinzen mächtig eingewirkt. In späteren Jahren, bis zu Anfang der Regierungszeit, machte sich der Einfluß Carl Friedrichs von Rumohr geltend — von einem Einfluß der im Jahre 1827 vernommenen Vorträge A. W. von Schlegels über Theorie und Geschichte der bildenden Künste kann nicht wol die Rede sein. Im Jahre 1828 führte Rumohr den Kronprinzen in Florenz und Siena umher wo er ganz zu Hause war, und machte nachmals wiederholte Besuche in Berlin und auf den Schlössern, nachdem er sich bei den Ankäufen für das im Jahre 1828 im Bau vollendete Museum vielfach thätig gezeigt hatte. So geschah es im Jahre 1833 nach der vollständigen Publication seiner „Italienischen Forschungen", welche zu einem ärgerlichen und auf beiden Seiten ohne gehöriges Maß geführten Streite mit Hirt Anlaß boten, und im Frühling 1841 nach Rumohrs Winteraufenthalt in Venedig. Im Herbste 1842 kam er zu längerem Aufenthalte, während dessen das Uebel begann das ihn im Sommer des folgenden Jahres dem Grabe zuführte. Seine historischen Kenntnisse von der Kunst waren sehr ungleich und lückenhaft, selbst für das toscanisch-umbrische Mittelalter welches er am eingehendsten studirt hatte, und er bildete leicht apodiktische Meinungen welche solche Lücken verdecken sollten, ohne daß er selber sich dieselben immer klar machte, da er zu sehr seinem Gedächtniß vertraute. Aber er war der Erste welcher den herkömmlichen Kreis der italienischen

Kunstgeschichte, wie Lanzi's fleißiges aber etwas materielles Werk, welches man auffallend genug noch nach dem Erscheinen des wichtigsten Theiles der Rumohr'schen Forschungen in Leipzig übersetzte, ihn für die Malerei repräsentirte, auf wirksamere Weise als dies vom Anfang des Jahrhunderts an durch einzelne verdiente italienische Gelehrte auf beschränkteren Gebieten geschehen war, durch urkundliche Entdeckungen durchbrach, und durch neue Anschauungen belebte. Ueberdies war er ein allgemein unterrichteter geistvoller Mann, in steter Beziehung zur schönen Literatur, ihrer Geschichte ebenso kundig wie der Culturgeschichte und Wirthschaftslehre, voll Schönheitssinn und feiner ästhetischer Ansichten, ein angenehmer Gesellschafter, der sich an Höfen mit demselben Behagen bewegte wie im Gelehrtenkreise. Mit Friedrich Wilhelm IV., von welchem seine epikureische Lebensanschauung ihn sonst trennen mochte, hatte er die Gabe künstlerischer Darstellung gemein, wenn auch ihre Richtungen verschieden waren. Das königliche Kupferstichcabinet bewahrt eine ganze Reihe seiner Federzeichnungen, die zum Theil in traulicher Conversation entstanden sind, überwiegend Fels- und Laubpartien die an die Radirungen Johann Christian Reinharts erinnern, mit welchem er während seines ersten italienischen Aufenthalts viel verkehrte und der sichtlich großen Einfluß auf ihn geübt hat.

Schon in früher Jugend offenbarte sich Friedrich Wilhelms ungewöhnliche künstlerische Begabung ebenso wie seine Richtung, um dann in späterer Zeit immer klarer hervorzutreten, als es sich um specielle Aufgaben handelte. Die auf Veranlassung der Königin Elisabeth nach seinem Hinscheiden durch Olfers und Stüler getroffene und durch Licht-

druck vervielfältigte Auswahl aus seinen zahllosen Handzeichnungen hat auch weiteren Kreisen einen Begriff von dem Reichtum seiner Erfindung, von der Mannigfaltigkeit der architektonischen Conceptionen und Formen, von dem lebendigen Naturgefühl und dem ausgebildeten Sinn für landschaftliche Schönheit und Eigentümlichkeit gegeben. Die architektonischen Skizzen sind die überwiegenden und verschiedenster Art. Sie zeugen von sichtbarer Vorliebe für die Antike und für die Anwendung ihrer durch die Constantinische und Theodosianische Zeit geweihten Formen für die Kirchenbaukunst, deren Erfordernissen, soferne der protestantische Cultus in Betracht kam, ihre Einfachheit und Symmetrie sich am meisten anzupassen schienen, obgleich in späteren Jahren auch der byzantinische Centralbau, aber wol mehr räumlicher Bedingungen wegen in Anwendung gekommen ist. Die großen Effecte des antiken Profanbaues durch Colonnaden und Hallen, namentlich unter Benutzung verschiedener Niveaus sind dem Zeichner sichtbar vor Augen gestanden. In den landschaftlichen Compositionen überwiegt seit der italienischen Reise der Charakter der süditalienischen Mittelmeerküsten mit ihren vielen Buchten, Landspitzen, Vorgebirgen, welche der Architektur so weiten Spielraum gewähren. Zahlreiche Reminiscenzen wechseln oder verbinden sich mit freien Erfindungen voll Phantasie und anmuthiger Schönheit, und runden sich zu vollendeten Entwürfen die nur der künstlerischen Ausführung bedürfen, welche ihnen auch gelegentlich geworden ist. In buntem Wechsel folgen andere Motive, Felsenschlösser, Gesellschaftsräume mit zum Theil grotesker und phantastisch costümirter Staffage, Erinnerungen an die Renaissancezeit u. A., bald mit Bleistift oder Kreide ausgeführt, bald mit der

Feder, mit schwarzer oder blauer Dinte, wie die Briefe des Monarchen sie zeigen, in einzelnen Fällen mit Erläuterungen und Daten oder Monogrammen. Diese Zeichnungen sind theils in abendlicher Unterhaltung, theils beim Vorlesen, auch wol beim Vortrage entstanden, auf Blättern wie der Zufall sie eben bot oder sie auch wol auf den Tisch vor des Königs Sitz hingelegt wurden. Manche architektonische Skizzen habe ich selber Abends aus freier Conception hervorgehen sehen. Der König blieb nicht gerne längere Zeit völlig unthätig, und wenn er Kunstblätter oder anderes angesehen hatte, griff er gerne inmitten der Conversation zum Griffel ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu beschränken. Er hatte die Eigentümlichkeit bei stiller Betrachtung z. B. während des Vorlesens, mit dem Finger Figuren in der Luft zu zeichnen, gerade wie manche es beim Kopfrechnen thun um sich die Zahlen einzuprägen. Nach seiner schweren Erkrankung schien der Sinn für die Zeichnung ihn verlassen zu haben, und er stellte sich auch dann nicht wieder ein, als bildliche Darstellung für ihn ein bedeutendes Hilfsmittel zu leichterem und besserem Verständniß des Mitgetheilten wurde.

Wie in Bezug auf Kirche und Staat, auf Recht und Wissenschaft waren des Königs Anschauungen auch im Kunstgebiete eminent historische. Auch wo dem an der Oberfläche haftenden Blick dieser Grundton nicht sogleich erkennbar war, gab er die Leitung. Hier war nichts aus dem Zusammenhang gerissen, und so verschiedenartig einzelne Richtungen und Gestaltungen sein oder erscheinen mochten, allmählich vereinigten sie sich zu einem großen Ganzen. Die Idee welche die ganze Einrichtung wie die malerische Decoration des Neuen Museums eingegeben hat, beruht auf diesem Grunde. In der Kunst

wie in der Natur ist nichts isolirt, und nur die Gesammt=anschauung vermag in vielen Fällen dem Einzelnen gerecht zu werden. Am lebendigsten offenbarte sich dies bei dem Könige in der Auffassung der Architektur, derjenigen Kunst welche bei allen ihren zeitlichen Wandlungen die größte Stetigkeit zeigt, weil sie mit positiven Bedürfnissen am eng=sten zusammenhängt und durch dieselben bedingt wird. Wenn Friedrich Wilhelm IV. da wo er in seinen Conceptionen vollkommen frei war, am liebsten von der classischen Kunst und der Frührenaissance ausging, zollte er doch anderen Stilen und Zeiten vollkommene Anerkennung und widmete ihnen gleiches Interesse, während er feinen Sinn mit liebe=voller Berücksichtigung für die Zwecke der Werke wie für örtliche Bedingungen an den Tag legte. Er gab wie gesagt der altchristlichen Basilikenform für den evangelischen Kirchen=bau den Vorzug und hat sie aufs glücklichste zur Anwendung gebracht, aber er drängte sie nicht auf, während er vorzugs=weise darauf bedacht gewesen ist, Muster hinzustellen die zur Nachfolge ermuntern konnten. Wie er sich in Trier für die Benutzung eines Baues der constantinischen Zeit, den man für eine ursprüngliche Basilika hielt, zu den Zwecken des evangelischen Cultus interessirte, so verfolgte und förderte er die Restauration des größten Carolingischen Bauwerks, des aachener Münsters, welches der Brand des 17. Jahrhunderts geschädigt, der Unverstand des 18. verzopft und seiner bunten Fenster, die französische Revolution der Porphyr= und Mar=morsäulen seiner Empore beraubt hatten, und er schenkte neue Säulen und Glasgemälde, während er an den (erfolglosen) Nachgrabungen nach Carls des Großen Grabstätte eifrigen Antheil nahm. An den Domen zu Magdeburg, Naumburg,

Halberstadt, an der Wiesenkirche zu Soest, an der Marienburg und in Danzig wurden umfassende Arbeiten unternommen. Der Fortbau des größten gothischen Gotteshauses der Welt, des cölner Doms, nach mehr denn dreihundertjährigem Stillstande begonnen, wurde in einer Weise gefördert welche schon bei seinen Lebzeiten die dereinstige Vollendung in sichere Aussicht stellte. Wie er dem halberstorbenen Riesenbau der Vorzeit, welchen der Dichter schon „eine hohe Felsruine" nannte, mit mächtiger Schöpferkraft neues Leben einhauchte, ehrte er das Verdienst des Mannes der mit Einsicht, Energie und muthiger Ausdauer das rechte Verständniß des künstlerischen Charakters und der überragenden Bedeutung dieses Werkes angebahnt und mehr als Einer die Herzen dafür erwärmt hatte, Sulpiz Boisserée. Burg Stolzenfels, von der Stadt Coblenz dem Kronprinzen geschenkt, war schon vor der Thronbesteigung aus ihren Trümmern erstanden, nicht frei von Mängeln, aber im Ganzen unter geschickter Benutzung des Vorhandenen zu den veränderten Zwecken der Gegenwart. In Berlin wurde eine Anstalt für Glasmalerei gegründet, deren Producte den münchenern nicht gleichgekommen sind, aber zum Schmuck der vielen wiederhergestellten oder neueren Bauten wesentlich beigetragen haben. Von manchen dieser letzteren wird weiterhin die Rede sein.

Eine Eigenschaft des Königs welche den von ihm unternommenen Werken in hohem Grade zugute gekommen ist, war das was er seine Lithomanie nannte, eine Liebhaberei die er übrigens mit Mehren seines Hauses getheilt hat. Das Schloß Sanssouci zeigt wie der große Friedrich die Anwendung des soliden Marmorschmucks bevorzugte, und in unsern Tagen hat Prinz Carl einen wahren Schatz an seltenen

Steinarten, namentlich an Porphyren zusammengebracht. Der König erzählte mir einmal, wie er als Knabe nach dem Regen zum zweiten Lustgartenportal des berliner Schlosses hinauszutreten pflegte, um sich die Steine anzusehen aus denen das dortige Pflaster bestand, und unter welchen Stücke von Graniten aller Nuancen glänzten, an denen die märkische Ebene so reich ist, wie die schönen Tischplatten und Gefäße in den Schlössern von Berlin und Strelitz zeigen. Wo immer der König schöne Steingattungen erwerben konnte, in Italien, Griechenland, Aegypten, hat er sie zum Schmuck seiner Bauwerke verwendet; herrliche Säulen und Vasen sind ihm aus Rußland gesandt worden, und das letzte Geschenk welches ihm meines Wissens die Königin am Weihnachtsabend in Rom machte, war eine prächtige Schaale aus dem köstlichen griechischen Marmor den man Rosso antico zu nennen pflegt. Er ging höchst ungerne daran sich mit dem Stuck zu behelfen, wie sein Schwager König Ludwig; wo es möglich war griff er zu Marmor, Granit, Alabaster. Den schönen Steingattungen zu lieb war er geneigt, selbst Mängel der Bauwerke gelinder zu beurteilen. Ich hatte mich einmal über die Grabcapelle der Mediceischen Großherzoge, dies Werk größter Pracht und wenigstens zweifelhaften Geschmacks, welches unsere Zeit durch gemalte Bretterwände und durch die nicht minder brillanten als mit dem übrigen Schmuck schlimm contrastirenden Fresken der Kuppel scheinbar vollendet hat, wenig günstig geäußert. „Ich sehe“, bemerkte der König in einem seiner Briefe, „daß Sie den Prachtbau von San Lorenzo für so geschmacklos halten. Ich finde nach der Erinnerung die ich von dem Eindruck gehabt, daß dies etwas streng ist. Ich habe damals (1828) die Kuppelmalerei noch

nicht gesehen. Die soll übel ausgefallen sein. Ich gestehe daß ich unsere Schloßcapelle zu Berlin, die an San Lorenzo wohl erinnert, schöner finde. Dennoch habe ich immer noch einen großen Eindruck davon, obgleich mir die blassen Farben der Wände nicht eben tadellos erschienen. Zu viel Hellgrau und Blaßgelb."

Friedrich Wilhelm IV. theilte die Vorliebe seines königlichen Vaters für Raffael und dessen Schule, mit tieferem Eingehen in Wesen und Geschichte der Malerei als vor seiner Zeit zu erwarten war. Außerhalb engerer Kreise hat eine wirkliche Beschäftigung mit der Kunstgeschichte ja erst in seinem Mannesalter stattgefunden, wie denn für das große Publicum das Erscheinen von Franz Kuglers Geschichte der Malerei von 1837 der Ausgangspunkt gewesen ist, während dessen dem Könige gewidmetes Handbuch der Kunstgeschichte vom Jahre 1841 zum erstenmal eine Anschauung des historischen Entwicklungsgangs und des Zusammenhangs der bildenden Künste vermittelte. Wie der König die Aufgaben so der Malerei wie der Plastik, sowol in Bezug auf ihre Bedeutung und Stellung in der Culturgeschichte wie auf ihr Verhältniß zum modernen Leben auffaßte, legen die unter seiner thätigen Mitwirkung ausgeführten Werke, Anstalten, Erwerbungen deutlich an den Tag. Er wünschte von edlen Werken umgeben zu sein, und nur inmitten derselben empfand sein Schönheitssinn Befriedigung. Ich würde nicht enden wollte ich bei den bloßen Erwerbungen für seine Schlösser verweilen. Auch hier machte sich bei ihm die historische Auffassung geltend, wovon der Raffaelsaal, die von Begas u. A. gemalten Bildnisse der berühmten gelehrten Zeitgenossen, Hildebrandts palästinensische Landschaften zeugen. Zum Ge=

schenk für seinen Schwager und engverbundenen Freund König Johann erwarb er Kochs Dante=Cyclus. Er ist nicht mit Allem einverstanden gewesen was geschehen, noch weniger mit Allem was erworben worden ist. Die Großartigkeit der Auffassung und die Genialität der Composition der Kaulbach'schen Wandgemälde, zu deren Ausführung er sich wesentlich durch die Geisterschlacht hatte bestimmen lassen, wirkten auf ihn ein, aber ich weiß nicht ob gegentheilige in seiner unmittelbaren Nähe ausgesprochene Ansichten ganz ohne seine Zustimmung geblieben sind, Ansichten welche die Compositionen weder als christlich noch als classisch erkannten, sondern im Geiste Victor Hugo's, und als Malerei in demselben Verhältniß zu Raffael wie Bernini zu Bramante. Ich war einmal Zeuge seiner lebhaften Unzufriedenheit mit einem angekauften Gemälde. Lessing hatte ihn überhaupt nicht immer befriedigt: in dem frankfurter Bilde, Huß vor dem Concil, schienen gewisse Figuren ihm unwürdig. Schlimmer aber stand's mit der Gefangennehmung des Papstes Paschalis. Er gerieth in hellen Zorn vor dem gespreizten Theaterkönig, zu welchem Kaiser Heinrich degradirt war; er sagte, er habe das Bild nie bestellt. So verhielt es sich in der That; ich glaube Prinz Friedrich hatte dabei etwas zu viel Autorität geübt. Herr von Olfers der das Gemälde präsentiren mußte, hatte einen schweren Stand, der durch den hohen Preis nicht erleichtert wurde.

So vielseitig auch des Königs künstlerische Interessen, so mannigfaltig seine Pläne waren, so legte er sich doch bei seinen Schöpfungen, wenn er ganz freie Hand hatte, eine gewisse locale Beschränkung auf, welche Berlin und namentlich Potsdam zugute gekommen ist. Sein gleich lebendiger

und feiner Sinn für das Verhältniß der Architektur zur Landschaft und für die durch Verbindung beider zu erzielende Schönheit hat wol am meisten dazu beigetragen. Der Ausgangspunkt seiner dahin zielenden Entwürfe war Sanssouci. Friedrich der Große hat für diese seine Lieblingsschöpfung keine wärmere Zuneigung gehegt als sein Urgroßneffe, der nirgend lieber verweilt hat als in diesem Schlosse, dessen zweiter Schöpfer er genannt werden muß, in welchem er sein müdes Auge geschlossen, bei welchem er sich die Ruhestätte bereitet hat. Sanssouci verdient diese Vorliebe. Eine in ihren Formen nicht großartige aber anmuthende Natur mit größter Abwechselung von Ebene und Höhen und Wasserspiegeln, frei und offen, mit schönen Fernsichten und doch mit stillen und traulichen Plätzen, kein ursprünglich ergiebiger aber ein culturfähiger Boden, dessen Vegetation Zeit gefunden hat sich selber und das Erdreich zu kräftigen, Raum für neue ergänzende und verschönernde Anlagen. Das Schloß, ursprünglich ein bloßer Pavillon für einen in der Ehe häuslich Vereinsamten, schon vor Alters zu Gesellschafts- und anderen Zwecken durch Nebenbauten erweitert, anderer Erweiterung fähig, bequem und angenehm zu bewohnen, mit luftigen Räumen, deren Fenster und Thüren auf die große Terrasse hinausführten, die einen weiten lohnenden Blick bis zu den Höhen auf dem jenseitigen Ufer der Havel bot. Zahlreiche Kunstwerke, so der französischen Sculptur wie der Malerei des letzten Jahrhunderts, in Harmonie mit Architektur und Decoration, Pygmalion in einem phantastischen Theatercostüm, welches jedoch Lekain nicht als legitim anerkannt haben würde, Ariadne mit der Miene einer zeitweilig larmoyanten Soubrette aus der Zeit der Clairon, Garten-

scenen von Watteau, welche Friedrich an Rheinsberg erinnern mochten, Landschaften, welche die Gegend in ihrem früheren Zustande darstellten, alles zusammengehörig und somit vollberechtigt. Antoine Pesne's graziöses Talent ist hier ebensowenig zu verkennen wie seine Meisterschaft im Porträt. Die heikeln mythologischen Reliefs in den prächtigen und wohnlichen Neuen Kammern mußte man dem Geschmack der Zeit nachsehen — der Erbauer des Schlosses schlug Frankreich bei Roßbach und stand ganz unter dessen literarisch-künstlerischem wie moralischem Einfluß. Als Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci umzuschaffen begann um es wieder zu bewohnen, waren fast alle guten Sachen der einst mit prunkhaften Namen ausgestatteten Bildergallerie längst in das berliner Museum übergesiedelt, wo sie besseres Licht hatten.

Von hier gingen wie gesagt des Königs Umgestaltungen und Neubauten aus, welche, Architektur und Sculptur mit der Benutzung des Landschaftlichen verbindend, immer weitere Kreise beschrieben und größere Dimensionen annahmen. Hier standen ihm in erster Linie zwei Männer zur Seite, von denen der Eine ihm leider nach wenigen Jahren entrissen worden ist, der Andere, ältere, ihn überlebt hat, Persius und Lenné. Der Erstere war ein genialer Künstler, der sich vielleicht am besten in die Ideen des Königs hineinzufinden und sie zur Ausführung zu bringen gewußt hat, sodaß sein früher Tod (1845), während seine schönsten Werke noch kaum in der Ausführung begonnen waren, für diesen ein herber Verlust gewesen ist. Wenn die Kuppel der potsdamer Nikolaikirche, welche er dem von Schinkel geleiteten antikisirenden Umbau hinzufügte, wenig Originalität hat, da sie im Ganzen eine Reminiscenz des Soufflot'schen Doms der pariser

Ste Geneviève ist, so könnte sie für Platz und Umgebung und mehr noch für die Fernsicht auf die Stadt nicht glücklicher berechnet sein. Sein Hauptwerk aber, die Friedenskirche, ist von vollendeter Schönheit, und wenn er hier des Königs eigensten Ideen Leben gegeben hat, so hat er es mit einer Feinsinnigkeit und einem Eingehen in die Erfordernisse des Stils wie der Ausschmückung der altchristlichen Basilika gethan, welche den schönen Intentionen des Bauherrn vollkommen gerecht geworden sind. Ob es zu bedauern ist daß sein nach eben diesen Intentionen entworfener Plan für den monumentalen Dom der Hauptstadt unausgeführt blieb, ist die Frage. Eine dreischiffige Basilika von kolossaler Höhe und Breite bei verhältnißmäßig geringer Längenausdehnung mit flachem Gebälk, konnte bei wiederholter Erwägung dem Charakter dieser Gattung kaum zu entsprechen scheinen. War doch auch die nachmals von Stüler unternommene Umarbeitung zu einer fünfschiffigen Kirche, mit Anwendung der Bogen über den Säulenstellungen zur Erleichterung der architektonisch unbelebten hohen Seitenwände, in Betracht der durch den Bauplatz gebotenen beschränkten Länge immer noch geeignet ernste Bedenken zu wecken. Wie Persius in der Friedenskirche ein großes neues Werk schuf, legte er in der Umgestaltung älterer Bauten seltenes Geschick an den Tag, wovon, um nur ein Beispiel zu nennen, die Wohnung des geschickten Hofgärtners Sello mit ihrer grottirten Fronte Zeugniß ablegt. Indem er ein mißlungenes Unternehmen des Gründers von Sanssouci, die Wasserwerke, von deren eisernen Röhren, Wenigen noch bekannt, zahlreiche Fragmente als Prellsteine der Chausseen übrig geblieben sind, unter Benutzung der Dampfkraft ins Leben rief, verschönerte er die Umgebung

durch zierliche Bauten, während er dem Schlosse mit seinen Terrassen, dem Park und den übrigen Anlagen dasjenige gab oder vorbereitete dessen sie bedurften, um zu voller Entwicklung zu gelangen und immer höhere Schönheit zu erreichen. Denn die landschaftlichen Vorzüge dieser Gegend, welche der scharfe Blick des Großen Kurfürsten ermaß und denen sein Urenkel selbstthätig und schöpferisch die Weihe eines großen Namens und unvergänglichen Ruhmes verlieh, von Friedrich Wilhelm III. mit offenem Sinne erkannt, sind doch erst unter Friedrich Wilhelm IV. in ihrem vollen Umfange und Glanze hervorgetreten. Hier hat sich gezeigt, was die rechte Vereinigung von Architektur und höherer Gartenkunst zu erzielen im Stande ist.

An der Gartenseite eines bescheidenen Häuschens, welches den langen Flügelbau des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn dicht unter dem Aufgang zu dem allen Rheinreisenden bekannten schönen Aussichtspunkte „der alte Zoll“ abschließt, liest man auf einer vor einigen Jahren daselbst angebrachten Marmortafel, daß Peter Joseph Lenné, „der berühmteste Gartenkünstler seiner Zeit“, dort am 29. September 1789 geboren wurde. Ob er das ihm gespendete Lob in diesem Maße verdient, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist er in seinem Fache ein ausgezeichneter Künstler gewesen. Sein Vater war Hofgärtner bei dem Kurfürsten Erzherzog Max Franz, und er selber wurde frühe mit der Praxis bekannt, bevor er nach guter Schulbildung die Theorie studirte und in Paris, in Deutschland, in Oesterreich die bedeutendsten Gartenanlagen kennen lernte, während er sich zugleich botanischen Studien mit besonderer Rücksicht auf die Gartenkunst mit Eifer widmete. Im Jahre 1816 kam er nach

Potsdam, zunächst zum Behuf der Anlagen, welche der Staatskanzler Fürst Hardenberg auf dem Landgute Klein-Glienicke ausführen ließ, worauf er in den königlichen Dienst überging, indem König Friedrich Wilhelm III. nach Wiederherstellung des Friedens die während längerer Zeit infolge der bedrängten Umstände ziemlich zurückgesetzten Arbeiten zur Verschönerung der Havelniederung und der dieselbe belebenden Hügel mit frischem Eifer wieder aufnahm. In diesem königlichen Dienste ist Lenné, welchem mit der Zeit die Generaldirection dieser Anlagen zufiel, bis zu seinem fünf Jahre nach dem Ableben des Sohnes und Nachfolgers dieses Königs erfolgten Tode geblieben und hat die Genugthuung gehabt, ein zum großen Theil durch seine Kunst und Arbeit umgewandeltes Gebiet rings um sich in seiner vollen Schönheit zu schauen. Er war mit vollem Rechte stolz auf diese Schöpfung. Er sagte: der König hat mir die Ideen gegeben, ich habe sie ausgeführt; aber er war sich bewußt daß auch von den Ideen nicht Weniges ihm gehörte. Er hatte ebensowol ein Auge für die landschaftlichen Verhältnisse und für die Benutzung des Terrains zur Erzielung malerischer Schönheit wie für das Verhältniß des decorativen Theils, wobei sich die eigentliche Gärtnerei und Blumenzucht mit der Anlage der Bosquets und großen Partien verbindet. Lenné war in der That ein glücklicher Mann, in seinem Centrum, welches ihm im Laufe der vielen Jahre immer heimischer und lieber geworden war, in einer stets sich erneuenden und durch ihre Natur erfrischenden und belebenden Thätigkeit, in einer in ihrer Art dominirenden Stellung. Diese Stellung wußte er zu schätzen, ist aber von Ueberhebung frei geblieben, was ihn nicht hinderte sich einmal sehr beleidigt zu fühlen

als ich weiß nicht welche hohe Persönlichkeit, die er zu begleiten hatte, ihn Herr Gärtner titulirte. Er hatte nicht blos für sein Fach künstlerischen Sinn. Architekten und Maler sind mit ihm jederzeit Hand in Hand gegangen und er hat unter ihnen warme Freunde gehabt. Für seine rheinische Heimat bewahrte er stets Anhänglichkeit und erbaute sich noch in späten Jahren eine reizend gelegene Villa bei Coblenz, wovon jedoch seine Angehörigen mehr als er selber Genuß gehabt haben. Seine Landsleute fanden bei ihm immer gastliche Aufnahme. Der König ließ in den von ihm ausgeführten neuen Anlagen westlich vom Parke von Sanssouci seine Marmorbüste als Herme aufstellen. Als er einmal mit einem Fremden, den er umherführte, an dieser Herme vorüberfuhr, frug ihn dieser: wer ist das? Seltsamerweise scheute er sich seinen eigenen Namen zu nennen und sagte: Voltaire. Drauf die Bemerkung: Sieht man doch dem Gesicht gleich an, was das für ein malitiöser Kerl war. Eine andere Anekdote ist wenigstens ebenso komisch. Er war krank gewesen und stand nach seiner Wiedergenesung an einem Sonntage mit einer silbernen Schüssel am Eingange des Marlygartens bei der Friedenskirche, wo Gottesdienst gewesen war. Im Vorbeigehen frug die Königin: Lenné, nehmen Sie viel ein? Majestät, war die Antwort, nur noch Bitterwasser.

Sanssouci und die ganze Umgegend sind unter Friedrich Wilhelm IV. zum großen Theile umgeschaffen worden. Die Zeit des ersten Nachfolgers des großen Königs war dem Schloß und den Anlagen nicht günstig gewesen. Die Veränderungen in den Gemächern des Schlosses disharmoniren aufs kläglichste mit dem ursprünglichen Bau. In der großen

Allee des Parks wurde im Jahre 1797 die Colonnade zerstört, welche eine Unterbrechung der Monotonie der langen Linie bildete, ohne die Durchsicht im geringsten zu behindern. Der allmächtige Kämmerier Riez, Mann der Lichtenau, und der Oberintendant der königlichen Bauten Boumann reichten einander die Hand dies Zerstörungswerk auszuführen; Ersterer kam auf den Gedanken, die Säulen für den Bau der Seitenflügel des Marmorpalais zu benutzen, zu welchem Zwecke man sie obenein verstümmeln mußte; Letzterer dankte dem guten Genius Sr. Hochwohlgeboren und adoptirte den trefflichen Gedanken solchen Durchhauens des Gordischen Knotens. Unter Friedrich Wilhelm III. war manches geschehen, auch für die Orangenbäume, ihre Ergänzung und Anordnung, aber die Terrasse war ein nacktes sandiges Plateau geblieben und mehre der Wasserbassins Friedrichs des Großen waren verschwunden. Die Anlage von Charlottenhof, welches im Jahre 1826 durch den Kronprinzen nach Schinkels Entwurf südwestlich vom Park in einer moorigen Fläche begonnen worden war, und mit der Zeit ein anmuthiges Ensemble einer antikisirenden Villa mit dazu gehörigen Gartenpartien schuf, war das bedeutendste Werk dieser Zeit. Dem Bauherrn, der dabei auf den Architekten bestimmend einwirkte, schwebte dabei das Bild einer Villa vor, wie der jüngere Plinius sie bewohnt und geschildert, nach solcher Schilderung, aber ohne Beschränkung durch moderne Erfordernisse, W. Stier sie gezeichnet hat. Sein Herz hing aber an den Villen der Renaissance, so der früheren wie der späteren bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus reichenden Epoche, und er schätzte ebenso die einfache Schönheit und Zweckmäßigkeit anspruchloser florentiner Land=

häuser wie die reichen malerischen Effecte der glänzenden suburbanischen Schöpfungen von Päpsten, Cardinälen, Fürsten. Keiner, glaube ich, hat Famins und Grandjeans Architecture toscane, die ihn auch auf seinen Reisen begleitete, emsiger durchstudirt. Noch in seiner spätesten schon so sehr getrübten Zeit bin ich wiederholt Zeuge gewesen, wie lebendig diese Eindrücke bei ihm geblieben waren, beim Besuche der Mediceischen Villen Petraia und Castello, der leider so verwahrlosten Villa Madama und jener P. Julius' III. bei Rom. Letzterer Besuch war ein sehr merkwürdiger. An einem Nachmittage, während ich zufällig nicht zugegen war, hatte der König „Papa Giulio" zu sehen gewünscht, und man hatte ihn nach dem an der flaminischen Straße liegenden mit einer Colonna'schen Inschrift bezeichneten Gebäude geführt welches gewöhnlich aber fälschlich diesen Namen trägt. Begreiflicherweise fand er sich in diesen verwilderten Räumen nicht wieder. Abends vernahm ich es und erkannte sogleich den Irrtum, worauf ich am folgenden Tage den König nach der naheliegenden wirklichen Villa Julius' III. begleitete, deren heiterer und malerischer runder Hallenhof, vernachlässigt aber wohlerhalten und in lebendiger Erinnerung in ihm fortlebend, ihm größte Freude machte.

Alsbald nach seiner Thronbesteigung begann Friedrich Wilhelm IV. die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses von Sanssouci selber, welches solcher Erweiterung für den Zweck bequemen Wohnens dringend bedurfte. Der Ausbau des westlichen Flügels hinter dem Berceau, die Neu-Einrichtung des östlichen, der Bau des Cavalierhauses über der Castellanwohnung, derjenige der Ställe bei der historischen Mühle und der an diese sich anschließenden hübschen Wohnung

wurden bald in Angriff genommen. Später folgte der Umbau der für die Fürstin von Liegnitz bestimmten Villa Augusta in dem unteren Theile des Parks, die Anlage der Wasserwerke, welche einst mit großen Kosten vergebens versucht, nun durch Dampfkraft ins Leben gerufen, dem Ganzen erst rechtes Leben, zum Theil das Dasein selbst gegeben haben, die Umwandlung der westlich anstoßenden Partien in dem großen Wildpark, in welchem im Jahre 1847 auf dem einen schönen Blick darbietenden Schäfereiberge das baierische Häuschen entstand, welches die Königin auf rührende Weise an ihre Heimat erinnerte und wo sie in nachmaligen stillen Zeiten so manche Stunde des sinkenden Tages verbracht hat.

Die große Terrasse von Sanssouci wurde allmählich in das prachtvolle, durch marmorne Bassins und Fontänen belebte, mit Ruhesitzen versehene, mit Blumenbeeten und zahlreichen Sculpturen geschmückte Parterre umgeschaffen, welches sich vor den hohen Fenstern der Säle und Gemächer des Schlosses ausbreitet und einen schönen Blick bis weit über die Parkanlagen und die Flußniederung hinaus darbietet. Der Gedanke, die nächste nördliche Umgebung des Schlosses in der Weise umzuwandeln, daß mittels Benutzung des gegenüberliegenden Mühlenberges und eines über den Weg sich schwingenden Viaducts eine großartige Auffahrt geschaffen werden würde, gehört der späteren Hälfte der Regierung des Königs an, aber es ist davon nur der Triumphbogen zur Ausführung gekommen, welcher an die Niederwerfung des badischen Aufstandes im Jahre 1849 erinnert. Vielleicht ist das Unterbleiben dieser Bauten nicht zu bedauern, indem ihre beabsichtigte Großartigkeit möglicherweise die Schöpfung Friedrichs des Großen, an welcher selbstver-

ständlich nichts geändert werden sollte, einigermaßen in den Schatten gestellt haben würde. Was aber ausgeführt worden ist, hat die ganze nördliche und nordöstliche Umgebung durch Aneinanderreihen der einzelnen Anlagen mittels ausgedehnter Baumpartien in Verbindung gebracht, während einzelne schöne Punkte durch Bauwerke geschmückt wurden. Nur die reichliche Benutzung des durch die Havel gelieferten Wassers konnte diese Ausdehnung der Anlagen ermöglichen. Die großartigste der architektonischen Schöpfungen ist auch im Zustande der Nichtvollendung das Belvedere auf dem Pfingstberge, von welchem nur die Stufenanlagen und die Propyläen sich erheben, während der eigentliche Hauptbau, eine beabsichtigte Nachahmung des Farnesischen Schlosses von Caprarola, nicht zur Ausführung gekommen ist. Von den Colonnaden und der Platform zwischen den Thürmen des oberen Geschosses genießt man den großartigsten Blick, den die reiche Umgebung Potsdams überhaupt darbietet. Bei aller Schönheit der Anlage leidet der Bau dennoch an dem Gebrechen aller derer, die keinen eigentlichen Zweck haben, denn er ist nur eine mächtige Decoration welcher es an einem Abschluß fehlt, während er als bloßes Belvedere viel zu umfangreich gestaltet ist. Mehre Jahre früher war an einem kleinen Hafen des Stromes die zierliche Basilika von Sacrow entstanden, die den Namen der Heilandskirche zum Port trägt und sich mit ihrem umlaufenden Säulenporticus im Wasser spiegelt, während sie mit dem vor ihr sich ausdehnenden Platz von grünen Pflanzungen eingehegt ein Bild der Ruhe und des Friedens bietet. Gegenüber dieser freundlichen Kirche auf dem andern Flußufer erhebt sich die flache Höhe des Parks von Glienicke mit der jenseit liegenden reich ge-

schmückten Villa des Prinzen Carl, welche ihrerseits über den breiteren Wasserspiegel nach dem höher liegenden Schlosse Babelsberg des Prinzen von Preußen hinschaut.

Das schönste und in sich vollendetste Werk aber, durch welches der König Sanssouci bereichert hat, ist die im Frühling 1845 begonnene Friedenskirche. Neben dem unteren meist gebrauchten Eingange zum Park, auf dem Terrain des vormaligen Küchengartens erhebt sich dieser schöne Bau, der nicht blos den Bewohnern des Schlosses, sondern dem ganzen westlichen Theil von Potsdam und seiner Umgebung zugute kommt. Eine Basilika der Theodosianischen Aera in ihren stilgerechten Formen und einer den Forderungen an die Sauberkeit des Details entsprechenden Ausführung, mit Porticus und Atrium, mit den Nebenbauten für kirchliche Zwecke und moderne Bedürfnisse, an einem kleinen Wasserspiegel welcher die Rückseite umschließt. Vollkommener ist die Nachbildung der altchristlichen Kirche nie ausgeführt worden, und das Musiv der Apsis von der Insel Murano harmonirt mit den neuen Werken, bei denen die Schönheit des Materials sich mit der Trefflichkeit der Bearbeitung vereinigt. In der Zeit der sich noch für unbesiegbar erachtenden Anarchie in Berlin, im September 1848 geweiht, trägt die Kirche mit zwiefachem Recht den Namen des Friedensfürsten, dessen Reich sie bald wieder beginnen sah und unter dessen unmittelbarem Einfluß man sich zu befinden glaubt, wenn man in ihren zur Andacht stimmenden Hallen und in dem stillen Vorhofe weilt, der später durch würdige Marmorwerke: Rietschels Pietas und Rauchs betender Moses mit Hur und Aaron in der Schlacht gegen die Amalekiter, geschmückt wurde. Die Umgebung der Kirche aber wurde in die reizendste

Gartenanlage umgeschaffen welche Sanssouci überhaupt darbietet, eine Anlage deren Namen Marly einen Contrast mit Zeiten und Tendenzen bildet, an welche er den Beschauer erinnert.

Während des Königs ganzer Regierungszeit hat Herr von Olfers eine große Thätigkeit entwickelt und bedeutenden Einfluß auf die Kunstangelegenheiten geübt. Er hat das wol nicht oft vorgekommene Geschick gehabt daß er zweimal zu einem Lebensberufe herangezogen worden ist für den er nicht vorgebildet war. Aus einer münsterschen Familie stammend hatte er Medicin und Naturwissenschaften studirt und war dem Grafen von Flemming, als dieser als Gesandter nach Brasilien ging, wesentlich zu solchen Zwecken beigegeben worden, hatte aber nebenbei die Legationssecretärs-Geschäfte besorgt und war später zum Geschäftsträger in der Schweiz aufgerückt, von wo er um die Mitte der dreißiger Jahre abberufen wurde, weil er bei einem Conflict eine entschiedenere Sprache geführt hatte als der ängstlichen Politik, welche von der Eidgenossenschaft noch schöne Dinge erleben sollte, rathsam schien. Er war dann längere Zeit hindurch in Berlin dem auswärtigen Ministerium beigegeben geblieben, bis man von der Idee, die Direction der Museen Herrn Bunsen zu übertragen, Abstand nahm und der Rücktritt des Grafen von Brühl diese wichtige Stelle frei ließ. Wenige höhere Beamte haben mit dem Könige persönlich so viel zu verhandeln und seine eigensten Absichten und Anschauungen zu verwirklichen gehabt wie Herr von Olfers. Das Neue Museum ist unter seiner Direction gebaut worden, das Schinkelsche hat, abgesehen von den vielen neuen Erwerbungen, weitreichende Umgestaltungen erfahren, und bei

allen Entwürfen und Ausführungen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hat er eine berathende, bisweilen eine entscheidende Stimme gehabt. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, was das Neue Museum in seiner Gesammtheit ist, um einen Begriff von der kolossalen Arbeit zu erhalten welche es veranlaßt hat. Anlage und Einrichtung der Sammlung der Gipsabgüsse, welche über alle Zeiten sich erstreckend das verwirklichte, was das Mengs'sche Museum in Dresden für einen bestimmten Theil versucht hatte, und ein Ensemble schuf wie ein ähnliches für die Zwecke des Kunststudiums nirgends bestand und kaum vollständiger gedacht werden konnte. Vereinigung der älteren ägyptischen Sammlung, die wesentlich aus den Passalacqua'schen Erwerbungen, durch einzelne bedeutende Ankäufe in Italien gemehrt, mit den Resultaten der Lepsius'schen Reise verbunden eine völlig neue Gestalt erhielt. Neuordnung der Sammlung der Handzeichnungen und Kupferstiche, die durch zahlreiche neue Acquisitionen gemehrt wurde. Die Sammlung der nordischen Altertümer, welche wenn sie die Reichtümer jener der skandinavischen Hauptstädte nicht erreichte, sich doch immer bedeutender gestaltete. Alles dies war verbunden mit der Schöpfung einer vielgestaltigen neuen Einrichtung, die dem Charakter der einzelnen Abtheilungen entsprach und dem Beschauer die Localitäten vorführte, denen die Werke entstammten, welche er hier in den Originalen oder in Nachbildungen vor sich sah. Das berühmte Treppenhaus mit Kaulbachs welthistorischen Compositionen bildet nur einen Theil, wenn auch den hervorragendsten dieser umfassenden Schöpfung, in welcher das Einzelne neben dem Ganzen zur Geltung kommt und dies Ganze sich harmonisch gestaltet.

Nur die unablässigste Sorgfalt in der Ausführung des Details hat hier die Wiedergabe des umfassenden Gedankens ermöglicht, und wenn Herr von Olfers an den Vorstehern der einzelnen Abtheilungen und den ausübenden Künstlern mehr oder minder geschickte Berather und Helfer gefunden hat, so ist ihm doch das Verdienst der Leitung des Ganzen, wobei die Ideen des Königs die Gesichtspunkte feststellten während sie nicht selten das Detail angaben, ungeschmälert zuzuschreiben. Die kräftigste Stütze hat er an dem Architekten, an dem trefflichen Stüler gehabt, mit dem er immer Hand in Hand ging.

Es ist begreiflich daß es ihm an Opposition nicht fehlte. Sie kam von manchen Seiten. Die Dirigenten der einzelnen Abtheilungen des Museums waren nicht immer und nicht leicht zu befriedigen. Mehr als einer derselben glaubte sich wenn nicht persönlich doch in Bezug auf die Interessen der ihm anvertrauten Sammlung zurückgesetzt. Ich will nicht im entferntesten behaupten daß sie immer im Unrecht waren, bin jedoch der Meinung daß der Generaldirector die Bedürfnisse des Ganzen und die Möglichkeit der Befriedigung der Ansprüche der Einzelnen besser übersah, wie er auch die pecuniären Verhältnisse am besten ermaß, wobei jedoch nicht gesagt werden soll daß sein persönlicher Geschmack nicht bisweilen den Ausschlag gegeben hat. Derjenige welcher sich am meisten zurückgesetzt erachtete, war der Director der Gemäldegallerie F. G. Waagen, dessen schon wiederholt gedacht worden ist. Er hat sich um das Museum nicht geringe Verdienste erworben, obgleich er in seinen Erwerbungen nicht immer glücklich war, und seine Verdienste als Kunsthistoriker, selbst in seiner besten Zeit im Auslande mehr als zu Hause

hochgehalten, haben seinen Ansprüchen auch gemäß dem Urteile späterer Jahre keineswegs entsprochen. Bei der Bereicherung der Gemäldesammlung ist viel zu sehr auf deren historische Vollständigkeit, viel zu wenig auf den Ankauf solcher Werke gesehen worden welche einer Sammlung für alle Zeiten ihre künstlerische Bedeutung verleihen. Wenn der Conflict mit diesem Manne mehr ein latenter, obgleich den Eingeweihten bekannt genug war, so ist es bei Kaulbachs großen Wandgemälden zum offenen Bruch gekommen, indem dieser es in späterer Zeit durchsetzte, daß statt des für das sechste und letzte Gemälde ursprünglich als Gegenstand gewählten Maximilianischen Landfriedens die Darstellung der protestantischen Reformation gewählt wurde. Der Landfriede allerdings kein dankbares noch im Grunde einen so mächtigen Cyclus recht abschließendes Sujet, die Reformation ihrerseits als Anlaß und Grund der verhängnißvollsten Spaltung deutscher Nation für Tausende und Tausende verletzend und dem Charakter der vorausgegangenen fünf Bilder wenig entsprechend. Herr von Olfers hat damals jede fernere Betheiligung an der Vollendung des malerischen Schmucks des Treppenhauses abgelehnt. Man hat ihm später auch in dem Abgeordnetenhause und zwar mit parteiischer Schärfe und offenbarem Uebelwollen den durch eine sogenannte Restauration verschuldeten Ruin eines kostbaren Gemäldes Andrea's del Sarto, des im Eingang dieser Erinnerungen erwähnten schönen Bildes der Madonna mit Heiligen zur Last gelegt; ein nicht zu leugnender Ruin, der zu den Fällen gehört welche sich auch bei größter Sorgfalt seitens eines Directors nicht immer verhüten lassen werden, aber Olfers' letzte Lebensjahre verbittert hat. Er war ein vielseitig

gebildeter Mann und hat namentlich in seiner berliner Zeit sich mit altdeutscher Literatur wie überhaupt mit der Literärgeschichte vielfach beschäftigt.

Von dem Namen Olfers ist derjenige August Stülers nicht zu trennen. Seit des Königs Regierungsantritt hat er, der bereits seit mehren Jahren zur Schloßbaucommission gehörte, eine wahrhaft außerordentliche Thätigkeit entwickelt und auf das Bauwesen dieser vielbauenden Zeit größten Einfluß geübt. Sein eigener Reichtum an Ideen und Kenntnissen wetteiferte dabei mit dem seines königlichen Herrn, und Wenige haben gleich ihm die Gabe besessen, nicht etwa blos für seine Bauentwürfe überhaupt von der Localität Vortheil zu ziehen, sondern die Ungunst von Localitäten in einer Weise zu überwinden, daß sie nicht blos verschwanden, sondern sogar zu anmuthigen Erfindungen Anlaß boten. Man hat diesem Meister theils seinen Eklekticismus, theils eine überwiegende Hinneigung zum malerischen Princip und zu einem Uebermaß in der Decoration vorgeworfen. Der erstere Tadel trifft ihn wol schwerlich. Es lag in den Bedingungen der ihm zu Theil gewordenen Aufgaben, daß er verschiedene Stilgattungen anwenden mußte, und man durfte von ihm wie von jedem Architekten nichts anderes fordern, als daß er in dem gegebenen Falle den Grundgesetzen der gewählten Gattung treu blieb, sowie daß er Ort, Umgebung, Bedürfniß und Mittel berechnete. Wenn man bedenkt daß etwa dreihundert Kirchen unter Friedrich Wilhelms IV. Regierung gebaut oder erneut worden sind, und daß ein Drittel nach Stülerschen Zeichnungen entstanden ist, so wird man es begreiflich finden daß er den Stil derselben variirt hat, und daß der Centralbau mit dem sogenannten gothischen,

italienische Renaissance mit dem Basiliken-Stil abwechselt, wie denn überhaupt der protestantische Cultus keineswegs der überwiegenden Hinneigung zur Gothik Raum giebt, wie sie heute und wol mit Recht beim katholischen Kirchenbau vorwaltet. Ich gestehe offen, daß die Jakobikirche auf dem jetzt mehr und mehr bebauten Köpenicker Felde in ihrer ganzen schlichten Erscheinung als altchristliche Basilika mir den allererfreulichsten Eindruck macht, während sie nach meiner Ansicht den Beweis liefert daß auch mit mäßigen Mitteln ein würdiges Werk ausgeführt werden kann. Stülers Herzensneigung war für die Renaissance, welche er in ihren verschiedenen Epochen und Formen, von ihrer Anlehnung an germanischen und romanischen Stil bis zu ihrem Uebergang in den modernen mit ungewöhnlicher Beherrschung ihrer großen Mittel umfaßte und zur Anwendung brachte. Hierin spricht sich seine künstlerische Eigentümlichkeit aus, und wie es das Wesen der Renaissance ist, antike Elemente mit mittelalterlichen unter Vermeidung ihrer Contraste zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, so ist bei unserem Meister überall das Bestreben sichtbar, diese wahre Harmonie zu erreichen, die nicht aus einem willkürlichen Zusammenwürfeln des Ungleichartigen, sondern aus der vermittelnden Entwicklung des Verwandten hervorgeht. Wie Stüler dies aufgefaßt und ausgeführt hat, zeigen seine bedeutenden Bauwerke an manchen Orten, in denen die Renaissance den Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Motive je nach dem Zwecke des einzelnen Werkes zur Anwendung gebracht hat. Dazu gehören das Neue Museum und die Orangerie von Sanssouci, die stolze Zollerburg, welche ihre Thürme und Spitzen von beherrschender Höhe aus über die gewellte Ebene

des Schwabenlandes kühn zum Himmel emporhebt, und das von ihm vollendete Schweriner Schloß, welches wie ein Märchenpalast sich in dem vor ihm ausgebreiteten See spiegelt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich von seinen an manchen Orten, auch des Auslandes, ausgeführten Bauten reden, von manchen Kirchen die um der von den Kunstgesetzen abstrahirenden Bedingungen wegen nicht zu den leichten Aufgaben gehörten. Aber der prachtvollen Capelle des berliner Schlosses muß gedacht werden, deren großartige Kuppel die Monotonie der überwiegend horizontalen Linien der Umgebung unterbricht, während die ragende Kuppel der nach Persius' Tode durch ihn vollendeten Nikolaikirche in Potsdam wie gesagt namentlich aus der Ferne und über die Wasserspiegel hin einen schönen Mittelpunkt bildet. Wer wird es nicht bedauern, daß es ihm versagt blieb den Dom der Königsstadt auszuführen, welchen er nach der Beiseitelegung auch des zweiten Planes der Riesenbasilika sich ebenfalls als mächtigen Kuppelbau dachte, mit glücklicher Berechnung der Wirkung und gewandter Benutzung der sonst nicht günstigen Localität, auch hier ein architektonischer Mittelpunkt für eine aus den verschiedensten Zeiten herrührende Gruppe von Gebäuden, die alle ihre Vorzüge haben und denen es jetzt nur an einem solchen sie zugleich verbindenden und beherrschenden Centrum fehlt.

Wie der geniale Künstler hoch stand, so erwarb sich der Mensch die Zuneigung Aller mit denen er in Berührung kam. Zu Mühlhausen in Thüringen, somit nicht ferne von der Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland geboren, hatte er in seiner Natur viel vom Süddeutschen, wie er denn auch jenseit des Main so Zuneigung wie Anerkennung in hohem

Maße gefunden hat. Liebenswürdig, offen, heiter, gesellig, einfach, hilfreich, mit warmer Anerkennung fremden Verdienstes, war er überall und in allen Kreisen willkommen. Es ist bekannt wie Friedrich Wilhelm IV. ihn hochschätzte, ein Verhältniß welches dem Herrscher wie dem Künstler Ehre macht. Der König und er haben sich in gewissem Sinne ergänzt. Mit Schinkelschen Ideen vertraut, in der Bewunderung der antiken Kunst und dem Gedanken ihrer wiederbelebenden Anwendung, nicht ihrer sklavischen Nachahmung für moderne Zwecke aufgewachsen, zugleich aber durch seine ganze Gefühlsrichtung und ernste Studien auf die altchristliche mit der antiken so enge zusammenhängende Architektur hingewiesen, hat der König mächtig auf Stüler eingewirkt, der ihm mit seinem feinen Formensinn und mit seltener Fülle künstlerischer Mittel auf halbem Wege entgegenkam. Solchem Zusammenwirken verdanken die preußische Hauptstadt und ihre Umgebung eine bedeutende Zahl ihrer ansehnlichsten neuern Werke, sodaß es bei manchen derselben unmöglich ist die Grenzen der Thätigkeit des Einen und des Andern zu unterscheiden. Während des Königs unvergleichlicher Blick für den Charakter und die Bedingungen einer Localität dem ausführenden Architekten die sicherste Richtschnur in die Hand gab, begegneten Beide einander ebenso in dem richtigen Ermessen der Detailerfordernisse. Bei diesen Berathungen ist Herr von Olfers häufig der Dritte gewesen. Ich werde noch wiederholt Gelegenheit haben Stülers zu erwähnen, der auch in des Königs schwersten Tagen diesem ein lieber und geistig anregender Gesellschafter war. Während dieser Künstler dem Monarchen so nahe stand, weckten manche seiner Collegen dessen lebendiges Interesse. Zu ihnen gehören Klenze und

Gärtner, deren Ruhm nicht blos das baierische Land verkündet, der zum Pariser gewordene Cölner Jakob Ignaz Hittorff Erbauer der Basilika von St. Vincent de Paul, Heinrich Hübsch dem der speierer Kaiserdom die Vollendung seiner Restauration verdankt, L. Zanth der Architekt der stuttgarter Wilhelma, neben ihnen Zwirner, keine schöpferische Kraft aber wohlverdient durch vieljährige energische Leitung der Arbeiten am deutschen Riesendom. In der Unterhaltung mit Friedrich Wilhelm IV. ist es diesen ergangen wie vielen Männern der Wissenschaft. Sie haben über die Fülle der Kenntnisse wie der Ideen gestaunt welche er in dem Bereiche ihres Faches entwickelte.

Ich kann Stüler nicht nennen ohne eines Mannes zu gedenken der nicht Künstler war und dem ich doch keinen bessern Platz anzuweisen weiß als neben dem Architekten, da sie so oft miteinander gewirkt haben. Rudolf Freiherr Stillfried Rattonitz gehörte einer uralten schlesischen Familie an und war im Jahre 1804 zu Hirschberg geboren. Seine Liebhaberei an genealogischen Forschungen entwickelte sich früh, und er legte bald ein nicht zu unterschätzendes Talent im Zeichnen von Stammbäumen an den Tag. Das Erste was ich von ihm sah, war ein im Jahre 1833 entworfener Stammbaum der Familie Schaffgotsch, zu der er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Im Verlauf der Jahre widmete er sich der Geschichte des Hauses Hohenzollern, um welche er sich namhafte Verdienste erworben hat. Anfangs aus eigenem Antriebe und mit Privatmitteln, dann im königlichen Auftrage und mit großartiger Unterstützung, hat er die durch willkürliche Erfindungen des sechzehnten Jahrhunderts fabelhaft aufgestutzte und somit verdunkelte

älteste Geschichte des schwäbischen Hauses und seines Zusammenhangs mit der von ihm ausgegangenen Linie der nürnbergischen Burggrafen in Archiven und Bibliotheken gründlich untersucht und, unter Ausscheidung der lange für Wahrheit gehaltenen Fabeln, eine genealogische Geschichte entworfen, welche, wenn sie für die ältesten Zeiten nicht alle Zweifel beseitigt und alle Lücken ausfüllt, im Ganzen wissenschaftlichen Anforderungen auf wünschenswerthe Weise entspricht. Auf die im Jahre 1847 von ihm im Verein mit dem jetzt verstorbenen königlichen Hausarchivar Märker herausgegebenen Hohenzollerischen Forschungen, deren erster auf die schwäbische Linie sich beziehender Theil das Hauptergebniß der archivalischen Untersuchungen darlegt, folgten seine großen Werke, die Kunstdenkmäler und Altertümer des Hauses Hohenzollern, welche in die Reihe der glänzendsten Prachtwerke gehören, die siebenbändigen Monumenta Zollerana, die Geschichte des Klosters Heilsbronn bei Ansbach, die des Schwanenordens, alle mit trefflichen Abbildungen und geschmackvoll ausgeführten genealogischen Tafeln reichlich versehen und Denkmale nie rastenden Fleißes. Mit Stüler ist er vorzugsweise aus Anlaß des Wiederaufbaues der seit drei Jahrhunderten nicht verlassenen aber mehr und mehr verunstalteten Stammburg der preußischen Könige und schwäbischen Fürsten und Grafen in Berührung gekommen, und Beide haben zusammen ein Werk geleitet welches unter den Restaurationen mittelalterlicher Burgen, deren unsere Zeit so manche unternommen hat, einen der ersten Plätze einnimmt. Stillfried verstand es des Königs natürliches Interesse an diesen Arbeiten stets rege zu erhalten, und wenn dieselben, wie Manche behauptet haben, bedeutende Auslagen veranlaßten, so wird Niemand

in Abrede stellen daß Schönes und Werthvolles erreicht worden ist. Friedrich Wilhelm IV. hat diese Arbeiten größtentheils nicht vollendet gesehen, aber er hat die Freude gehabt in den schönen Räumen des in früher nie gesehener Großartigkeit und Harmonie wiederhergestellten Stammsitzes seiner Ahnen zu wandeln und deren Geschicke auf sicherer Grundlage zu ermessen. Stillfried war zugleich Gelehrter, in gewissem Sinne Künstler und Hofmann. Er ist im Lauf der Jahre durch seine Beziehungen zu der fürstlichen Familie von Sigmaringen zuerst zum portugiesischen, dann zum preußischen Grafen aufgestiegen und hat, ein Viertel Jahrhundert nach dem Tode seines königlichen Gönners, als Oberburghauptmann des Schlosses Hohenzollern, Oberceremonienmeister und Vorstand des Heroldsamtes, für welches seine Kenntnisse unschätzbar waren, ein langes und thätiges Leben geschlossen, um bis zuletzt mit Bernhard Kugler für die Popularisirung der Geschichte des Hauses dem er so viele Jahre gewidmet hatte, zu wirken.

Noch ist der beiden größten deutschen Meister der Plastik und Malerei nicht gedacht worden, und doch stand der Eine derselben dem Könige näher als die Meisten der Zeit. Christian Rauch war nicht als Preuße geboren, aber durch seine Stellung in zwei Perioden seines Lebens ist er wie Wenige zum Preußen geworden, indem er das Preußentum im Leben wie in der Kunst mit allgemeinen Anschauungen zu verbinden gewußt hat. Auch er hat zu denen gehört welche Friedrich Wilhelm IV. gewissermaßen von seinem königlichen Vater übernommen hat, aber der König ist es doch gewesen dem der Künstler die Ausführung seines größten Werkes nach seiner ursprünglichen Conception verdankt. Man

weiß daß das Denkmal Friedrichs des Großen, zu welchem der Kronprinz in den letzten Tagen seines erkrankten Vaters den Grundstein legte, nach einem verkleinerten und veränderten Modell ausgeführt werden sollte. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung bestimmte der König die Ausführung des Entwurfes der dem heutigen Werke zu Grunde liegt. Rauch sprach der Königin in warmen Worten seine Dankbarkeit für die veränderte Entscheidung aus. Haben Sie, war die Antwort, an das Gegentheil glauben können? Während der neuen Regierung ist eine ganze Reihe von namhaften Werken entstanden, in Berlin die Statuen Yorks, Gneisenau's und Thaers, in Charlottenburg diejenige König Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum, in Sanssouci die nach des Künstlers Modell ausgeführte Mosesgruppe, in Königsberg die Statue Kants, manches andere ideale Werk, das gleich den Victorienstatuen den Beweis liefert wie dieser Mann, der die junge Heldenzeit seines Volkes in ihrer Realität am wahrsten repräsentirt, dem Geist und den Formen der classischen Kunst vollkommen gerecht zu werden verstand. An Reichtum der Erfindung und antikem Geiste Thorwaldsen weit nachstehend, übertraf er diesen ebensosehr an Sinn für das Reale wie an Begabung für monumentale Schöpfungen, während das christliche Element sich bei den eminentesten Schülern Beider, Tenerani und Rietschel, weiter entwickelt hat. Rauch, auch im Greisenalter ein Bild männlicher Schönheit und Kraft, paßte vollkommen in die Kreise zu denen er in seiner Jugend in einem dienstbaren Verhältnisse gestanden war. Er hatte im Umgange etwas ungemein Anregendes und Anziehendes. In Sanssouci bin ich vielfach sein Stubennachbar in der Mühle gewesen, habe mit ihm

lange Fahrten durch die Umgebungen unternommen, die er weit besser kannte als ich und deren vielfach verschönernde Umgestaltung er im Laufe der Jahre erlebt hatte. Im Frühling 1845 machte ich mit ihm eine Fahrt nach Neustrelitz, wohin der Großherzog Georg, der schon um der Erinnerungen an seine Schwester die Königin Luise willen große Zuneigung zu ihm hegte, ihn berufen hatte. Ich habe diese Strecke wiederholt zurückgelegt und kann nicht sagen daß sie mich jemals unterhalten hätte, indem das traurig verödete Oranienburger Schloß und der Park von Dannenwalde, in welchem dicht an der Landstraße das Denkmal eines Romanhelden der Gräfin Ida Hahn-Hahn sich erhebt, die einzigen Punkte sind welche in der reizlosen Gegend einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich ziehen können. Von dieser Fahrt aber die an einem schönen Tage in anhaltender Conversation zurückgelegt wurde, ist mir die erfreulichste Erinnerung geblieben. Wenn Berlin, das nur das treffliche Monument des Großen Kurfürsten besaß, sich unter den beiden letzten Königen mit einer Reihe von Statuen geschmückt hat die durch die Wahrheit der dargestellten Persönlichkeiten ebensowie durch ihren Kunstwerth wirken, so ist dies wesentlich das Verdienst Rauchs und seiner Schüler, die gleich ihm das vaterländische Element vertreten haben.

Peter von Cornelius ist spät nach Berlin gekommen, während er in der Zeit seines besten Schaffens für den Süden Deutschlands gewonnen schien. Gleich Rauch hat auch er seine Zeit und Thätigkeit zwischen der Heimat und Rom getheilt, auch in späten Jahren als der Bildhauer nur noch an gelegentliche Reise, nicht aber an längeren Aufenthalt in Italien dachte. Aeußere Umstände haben die Aus-

führung seines größten und durchdachtesten Werkes, der Compositionen für das Camposanto der projectirten berliner Basilika verhindert, aber die Entwürfe sind da, von der mächtigen und ergreifenden Poesie eines Cyclus Kunde zu geben, welcher, wenn er in Farben vor uns stände, mehr als irgend etwas anderes den Markstein zwischen der idealen christlichen Kunst des 19. Jahrhunderts und der realistischen bedenkliche Wege einschlagenden modernen Malerschule bilden würde. Wer weiß ob es nicht für den Ruhm ihres Urhebers, soweit unsere Zeit und deren wie es scheint überwiegende Anschauungen und Geschmack in Betracht kommen, deren Werke sich zu denen der großen Zeit verhalten wie das Melodrama zur classischen Tragödie, gut gewesen ist, daß diese Compositionen bloßer Entwurf in der Zeichnung geblieben sind, aber etwas derart hätte die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Bezug auf Michelangelo äußern können, dessen Weltgericht Urteilen unterlag, die etwas von den Ansichten eines Theils moderner Kunstkritiker über Cornelius' größtes Werk an sich haben.

Manches von dem was unter Friedrich Wilhelm IV. auf dem Gebiete der bildenden Künste entstanden, ist in den vorstehenden Erinnerungen bereits erwähnt worden: eine Aufzählung und eingehendere Charakterisirung kann nicht in deren Zwecke liegen. Kurze Zeit nach des Königs Tode hat derjenige Künstler der ihm namentlich in seinen spätern Jahren am nächsten stand, Stüler, eine Skizze der Thätigkeit auf diesem Felde und der persönlichen Betheiligung des Monarchen an derselben versucht und bei der Fülle des Stoffes sich meist doch nur auf kurze Bemerkungen beschränkt. Gegen das Ende seiner Regierung war die Umgebung Potsdams wie umge=

schaffen. Die großartigste der Schöpfungen, die neue Orangerie, welche an die Stelle mancher einst beabsichtigter Werke getreten, den schönsten Abschluß solcher großartigen Thätigkeit bildet, hat der hohe Bauherr nicht vollendet gesehen. Auch die hübsche Villa von Lindstedt hat erst später ihren reicheren Schmuck erhalten. Nächst Persius und Stüler sind Hesse, Gottgetreu, von Arnim, Schadow an der Ausführung der königlichen Bauwerke betheiligt gewesen, und ich wüßte nicht daß Irgendeiner von den Wechseln von Gunst und Ungunst betroffen worden wäre, von denen mehre der bedeutendsten Architekten Berlins in früheren Tagen, Schlüter, Eosander, Knobelsdorff mehr oder minder zu leiden gehabt haben. Das potsdamer Stadtschloß hat sich mehrer verständigen Restaurationen zu erfreuen gehabt. Das berliner Schloß hat umfassende Verschönerungen im Innern erfahren, während die Schloßcapelle ihm den äußeren architektonischen Abschluß gab und die Terrasse der Lustgartenseite mit den beiden schönen Pferdebändigergruppen, einem Geschenk Kaiser Nikolaus', eine alte Verstümmelung sühnte. Indem die Ausschmückung der Façade des Schinkelschen Museums durch Sculptur und Malerei begonnen wurde, setzte der Bau des Neuen Museums die großartige Umwandlung eines bis dahin zu den heterogensten Zwecken benutzten Terrains zu einem imposanten durch Colonnaden verbundenen Gebäudecomplex fort. Die breite Schloßbrücke erhielt ihren monumentalen Schmuck durch die kolossalen Victoriagruppen auf mächtigen Granitwürfeln, dem nahen Blüchermonument reihten sich die Statuen Gneisenau's und Yorks an, denen später die des Grafen von Brandenburg auf dem Potsdamer Platz folgte, und wie die Friedenssäule auf dem Belle-Allianceplatz den

glorreichen Abschluß der Befreiungskriege feierte, ehrte das großartige National-Kriegerdenkmal gegenüber dem Invalidenhause die Treue der in den Kämpfen von 1848—1849 Gefallenen. Die Diakonissenanstalt Bethanien wurde im Innern wie im Aeußern ein Muster für ähnliche, während an andern großen Bauten jene todte Monotonie verschwand, die man mit dem Ausdruck Casernenstil zu charakterisiren pflegt. Eine ganze Reihe neuer Kirchen entstand. Das im Jahre 1842 ab- oder richtiger ausgebrannte Opernhaus Friedrichs des Großen wurde unter Beibehaltung seiner alten Form im Innern aufs geschmackvollste und zweckmäßigste wieder hergestellt und decorirt. Verschönerungen verschiedenster Art in Stadt und nächster Umgebung, architektonische und plastische wie durch Bosquets und Anlagen, brauchen hier nicht alle aufgeführt zu werden. Das von der Hauptstadt gegebene Beispiel fand in allen Theilen der Monarchie Nachahmung und überall ist des Königs persönliche Einwirkung sichtbar gewesen. Die Weichselbrücke bei Dirschau und die cölner Rheinbrücke waren die ersten welche die großen Ströme bezwangen. Der theilweise zu den Bauten in Beziehung stehenden Sculpturwerke ist in Vorstehendem mehrfach Erwähnung geschehen. Nächst Rauch sind hier Kiß und Drake in erster Linie zu nennen, L. Wichmann, Schievelbein, Albert Wolff, Bläser, Wredow, Möller und von den in Rom lebenden Emil Wolff und Troschel, deren ersterer dem Könige schon von seiner italienischen Reise her empfohlen, stets lieb geblieben ist, wie denn mehre seiner von classischem Geist belebten Werke die königlichen Schlösser schmücken. Wenn in Bezug auf die einzelnen Werke künstlerische und künstlerisch sein wollende Ansichten nicht selten auseinandergingen, so

wäre dies auch bei minder umfassender und vielseitiger Thätigkeit nicht zu vermeiden gewesen.

Wenn des Königs Verhältniß zu den unter seiner Regierung entstandenen Werken der Malerei ein anderes war als zu den architektonischen, so haben doch die vorstehenden Bemerkungen bereits hinlänglich auf sein bis ans Ende seiner Tage bethätigtes Interesse an denselben hingewiesen. Von Wilhelm Wach, Carl Begas und Franz Krüger an auf A. von Klöber, Adolf Menzel, Meyerheim, auf die neuere düsseldorfer Schule, auf Eduard Bendemann, auf Alfred Rethel dessen ungewöhnliches schöpferisches Talent vielleicht noch nicht einmal zu voller Entwicklung gelangt war als er durch ein herbes Geschick abberufen wurde, auf E. Deger dem die Ausführung der Fresken in der stolzenfelser Schloßcapelle übertragen ward, um nur wenige zu nennen, auf die Landschafts- und Architekturmaler Carl Schulz, F. Nerly, E. Hildebrandt, Carl Werner hat der König allen bemerkenswerthen Erscheinungen lebendigste Theilnahme zugewandt. Unter der Einwirkung solcher Theilnahme haben Schlösser und Sammlungen sich mit Malerwerken gefüllt. Zu seiner Zeit hat die Kupferstechkunst sich durch Eduard Mandel und Joseph Keller, von denen der erstere sein Bildniß und das der Königin stach, letzterer ihm das großartige Blatt nach der Disputa widmete, zum höchsten Rang erhoben.

In der Musik konnte Friedrich Wilhelms IV. Geschmack nur mit seinem ästhetisch künstlerischen Gefühl harmoniren. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister des 16. Jahrhunderts und späterer wirklich kirchlicher Schulen, wie er sie in der Sixtinischen Capelle vernahm, tiefen Eindruck auf ihn gemacht und schwebten ihm bei der Umbildung

des Domchors vor, in welchem dann namentlich unter Emil Naumanns Leitung der evangelische Choralgesang zu so hoher Ausbildung gelangt ist. Palestrina's Tonschöpfungen hatten sogleich mächtig auf ihn gewirkt, so daß auch die von dem päpstlichen Capellmeister Baini, der selbst ein tüchtiger Componist war, dem Regenerator der Kirchenmusik gewidmeten gelehrten Arbeiten seine lebendige Theilnahme weckten. In der dramatischen Musik gehörte seine Bewunderung in erster Reihe Gluck. Er liebte Spontini nicht, obgleich man hätte annehmen dürfen daß die Vestalin, welche in der That die Gluck'sche Tradition im Uebergang zu der modernen specifisch italienischen Opernmusik festhält, seinem Geschmack entsprochen hätte. Aber die Behandlung der Orchesterbegleitung in den späteren lärmenden Spontinischen Opern widerstrebte ihm. Ich weiß nicht ob das Wort aus der Kronprinzenzeit, beim Heraustreten aus dem Opernhause nach der Olympia oder dem Alcindor, während des Vorüberziehens des Zapfenstreichs: „Gott sei Dank daß man wieder sanfte Musik hört" wirklich von ihm ist, aber ich weiß wie er von einem Besuch in Dresden heimkehrend über den Lärm in Richard Wagners „Rienzi" klagte. Felix Mendelssohn und Meyerbeer weckten seinen lebendigen Antheil, und es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie er namentlich dem Ersteren zu einem epochemachenden Werke Anlaß geboten hat. Die Faust-Compositionen des Fürsten Anton Radziwill, wie sie in der Singakademie musikalisch und dramatisch trefflich interpretirt wurden, zogen ihn immer aufs neue an. Jugenderinnerungen ließen ihn Grétry's Richard Löwenherz wieder ins Leben rufen, dessen „O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne" einst Alles zu Thränen gerührt

hatte. Auf sein Interesse an Gottfried Löwe dem Componisten der „Zerstörung Jerusalems“ wurde schon hingedeutet. Groß war seine Freude an dem einfachen Volksgesang und die Vorträge volkstümlicher Melodien, wie sie namentlich durch die rheinischen Männerchöre unübertroffen ausgeführt werden, konnten ihn tief ergreifen. Die musikalischen Abende im Schlosse gewährten stets reichen Genuß, denen bei den Prinzen, Diplomaten und in anderen Häusern wohnte der König gerne bei. Auf das Theater weise ich mit wenigen Worten hin. Schon unter König Friedrich Wilhelm III. war Graf Wilhelm Redern Generalintendant geworden, worauf im Jahre 1842 C. Th. von Küstner, in Leipzig und München als technisch-literarischer Leiter erprobt, die Direction antrat, die nun in ein anderes Verhältniß zum Hofe kam und welche er, persönlich eben nicht beliebt aber in seiner Verwaltung nicht ohne gute Eigenschaften, bis zum Jahre 1851 in der Hand behielt, zu welcher Zeit Herr von Hülsen, der sich durch seine Thätigkeit bei Gesellschaftsbühnen bemerklich gemacht hatte, die Leitung des Theaterwesens übernahm, worin er nach den verschiedensten Richtungen hin mit allgemein anerkannter Tüchtigkeit und großem Geschick heute noch zu wirken fortfährt. Des Königs Vorliebe gehörte dem classischen deutschen und englischen Schauspiel und dem feinen französischen Lustspiel, welches wie gelegentlich das italienische Drama nicht selten durch fremde Gäste geboten wurde. In Friedrich Wilhelms IV. späteren Jahren ließ schon der Landaufenthalt den Theaterbesuch zu einer verhältnißmäßigen Seltenheit werden.

Die Leitung der Hofmusik blieb in den Händen des Grafen Redern, welcher selbst Componist und mit der mu-

sikalischen Literatur vollkommen vertraut hier ganz in seinem Elemente war, und als eines der ältesten Mitglieder des Hofes, an dessen Spitze er seit dem Anfange der Regierung Kaiser Wilhelms als Oberstkämmerer stand, hochbejahrt im Jahre 1883 gestorben ist. Ein Mann von großer Thätigkeit und auch in Verwaltungssachen von manchen Kenntnissen, machte er seiner Stellung und seinem bedeutenden Vermögen Ehre und war ein loyaler und anhänglicher Diener des königlichen Hauses. Seine Schwäche war daß er seine Carriere im Grunde verfehlt glaubte und in sich den Stoff zu einem Lenker des Staates erkannte, wobei ihm Niemand beigestimmt zu haben scheint. Seine aristokratische Gesinnung die man ihm sonst nicht verargte, äußerte sich etwas zu sichtlich in der äußeren Haltung, welche ein berliner Sobriquet treffend bezeichnet hat.

VII.

Berliner Gesellschaft 1843—1846.

Die berliner Gesellschaft dieser Jahre war glänzend, mannigfaltig und angenehm. Noch war die Zeit nicht da in welcher die völlige Umgestaltung der öffentlichen Dinge im Verein mit der außerordentlichen Erleichterung der Verkehrsmittel einen großen Theil der Aristokratie sowie eine Menge bedeutender Männer aus den Provinzen nach der Hauptstadt rief, aber die Vorboten dieser Zeit waren erschienen, und wenn die Politik nicht dominirte, was eben kein Unglück war, hatte sie doch ihr berechtigtes Theil. Die Mischung der einheimischen mit den fremden Elementen war eine fruchtbringende. Viele Häuser so der hohen Beamten wie des Adels waren geöffnet. Der Oberstkammerherr Fürst Wittgenstein beschränkte sich auf einen kleineren aristokratischen Kreis, aus welchem jedoch die Schauspielerin Charlotte von Hagn nicht ausgeschlossen war. Der Obermarschall Freiherr von Werther, seine Nachfolger im auswärtigen Amte die Freiherrn von Bülow und von Canitz, unter denen der jetzige Hausminister Graf von Schleinitz die politische Abtheilung des Ministeriums in den Geschäften wie in der Gesellschaft mit Geschick und Gewandtheit vertrat, der Cultus=

minister Eichhorn, der Justizminister für die Gesetzrevision von Savigny, der Generalpostmeister von Nagler u. A. sahen oft Gesellschaft bei sich. Das Radziwillsche Haus behauptete so der eigenen fürstlichen Stellung wie der verwandtschaftlichen Beziehungen zur Königsfamilie wegen, den Vorrang, den man den Brüdern Wilhelm und Boguslaw und ihren Gemalinnen auch in Betracht ihrer persönlichen Eigenschaften gerne zugestand. Graf Wilhelm Redern öffnete die edlen Räumlichkeiten seines Palais zu schönen Festen. Noch andere Häuser waren geöffnet, so das des Grafen Friedrich Egloffstein den ich schon genannt habe. Das diplomatische Corps, zahlreich und wohlbesetzt, wetteiferte, wenn es sie nicht übertraf, mit diesen Häusern. Nach alter Gewohnheit war am gastfreiesten der britische Gesandte Graf von Westmorland, wie schon bemerkt der eifrigste Musikfreund den es vielleicht jemals in der Diplomatie gegeben hat, und selber Componist von Opern und Cantaten und wer weiß welchen Musikstücken. Ich habe bei ihm eine Menge derselben Pièces gehört die mir aus meinem ersten florentiner Aufenthalt in der Erinnerung geblieben waren und nun vielleicht einen vortheilhaftern Eindruck machten, weil man die Reminiscenzen italienischer Opern aus den zwanziger Jahren vergessen hatte. Oberflächlichen Beobachtern mochte es wol scheinen, der englische Gesandte, welcher in der Theaterwelt wohlbekannt war und auf einem Künstlerball ungeachtet seines reifen Alters (er war 1784 geboren) mit den Damen vom Ballet einen gelegentlichen Walzer nicht verschmähte, gehe ganz in Musik und Gesellschaft auf. Dem war doch nicht so. John Fane elfter Graf von Westmorland, ein Titel der von dem alten Grafenhause der Neville auf seine Vor=

fahren übergegangen war, hatte in jungen Jahren im Peninsularkriege wacker gedient und der französischen Campagne gegen Napoleon als britischer Bevollmächtigter im Hauptquartier der Verbündeten beigewohnt; eine militärische Thätigkeit über welche er Denkwürdigkeiten veröffentlicht hat und die ihm verschiedene Großkreuze eintrug, denen man sonst bei englischen Diplomaten nicht zu begegnen pflegt. Seine Gemalin Lady Priscilla Wellesley Tochter des Grafen von Mornington und Nichte des Herzogs von Wellington, war in Florenz bemüht gewesen durch ernstere Haltung dem Eindringen der allzu gemischten Gesellschaft in ihren Salon, welche Lord Burghersh der Kunst zulieb zuzulassen geneigt war, einigermaßen Einhalt zu thun. In Berlin war dies weniger nöthig, aber der Salon war doch liberal und ich glaube nur hier hat man eine Balletänzerin, allerdings eine sehr anmuthige Mlle. Cerrito, unter den vornehmen Tanzenden gesehen. Im Jahre 1851 als Botschafter nach Wien versetzt hat Graf Westmorland, der schon in Berlin in den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten vielfach thätig gewesen war, seine letzten diplomatischen Jahre inmitten der ernsten Sorgen des Krimkrieges verbracht. Rußland ist hier nie besser vertreten gewesen als durch Baron Peter Meyendorf, der mit sicherem und maßvollem Urteil zuverlässige Kenntniß Deutschlands und deutschen Charakters, mit billiger Berücksichtigung der Stellung Preußens wahres Interesse für das Land, mit Werthschätzung der geistigen Bestrebungen allgemeines Wohlwollen verband. In den prächtigen über die Verhältnisse auch der ansehnlichsten berliner Häuser hinausreichenden Räumen des russischen Palais empfingen er und Frau von Meyendorf, eine Schwester des österreichischen

Gesandten und Ministers Grafen Buol Schauenstein, auf eine den Umständen durchaus entsprechende Weise. Das Ausland war überhaupt im allgemeinen gut vertreten, und die diplomatischen Damen trugen meist das Ihrige dazu bei. Der Vertreter Oesterreichs, Graf Trauttmansdorff, der französische Marquis de Dalmatie, der baierische Graf Lerchenfeld, der sächsische Baron Minckwitz, der portugiesische Baron Renduffe, der neapolitanische Baron Antonini ein erklärter Liebling der Gesellschaft, der dänische Graf Reventlow, der hannoversche Graf Inn- und Knyphausen, der mecklenburgische Graf Hessenstein u. A. gaben je nach den Verhältnissen der Räumlichkeiten ihrer Wohnungen theils größere und kleinere Feste theils zahlreiche Diners. Anderer Mitglieder des diplomatischen Corps werde ich noch bei Erwähnung der wissenschaftlichen Bestrebungen zu gedenken haben.

Abgesehen von den großen Fêten und Soiréen gab es intimere Geselligkeit. Die Gräfin Bohlen geb. von Walsleben, nebst der Obersthofmeisterin der Prinzessin Carl Gräfin Fürstenstein geb. Hardenberg eine lebendige Chronik der französischen Zeit, die Gräfin Voß geb. von Berg angeheiratete Enkelin der neuerdings durch ihre Tagebücher wiederum in die Erinnerung zurückgerufenen Oberhofmeisterin der Königin Luise, die Gräfin Perponcher, die Generalin von Luck Gemalin des Begleiters des Kronprinzen im Befreiungskriege u. m. A. sahen kleinere Kreise bei sich.

Dasjenige Haus aber welches damals der Gesellschaft am meisten geöffnet und im Grunde das angenehmste war, war das des Oberceremonienmeisters Grafen Friedrich Pourtalès. Ein Sprößling der zahlreichen neuenburger Familie war er in seiner Jugend Offizier im Regiment Gendarmes

gewesen und hatte nach dem Jahre 1807 und nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse in seiner engern Heimat längere Zeit in Paris gelebt, wo er im Jahre 1811 Louise de Castellane Norante damalige Hofdame der Kaiserin Josephine heiratete. Nach nochmaliger Umgestaltung der Dinge war er, dessen Familie in der Mehrzahl ihrer Zweige ein gutes Verhältniß zu Preußen aufrecht erhalten hat und heute theilweise preußisch geworden ist, wieder in Berlin erschienen, wo er in den Hofdienst trat, der seinem Geschmack wie seinen Gewohnheiten am meisten zusagte. Er war ein Mann von angenehmen gesellschaftlichen Formen, von französischer Courtoisie, wie er denn überhaupt mehr vom Franzosen als vom Deutschen an sich hatte. Die Gräfin Pourtalès war eine anziehende Erscheinung wie sie eine vollkommene Wirthin war. Mutter erwachsener Söhne bewahrte sie mehr als die Spuren von Schönheit, welche mit ernstem Sinn, mit reifer Bildung und großem Wohlwollen vereint ihr einen besondern Reiz verliehen, den sie bis in ein hohes Alter hinein (sie starb achtundachtzig alt im Jahre 1881) bewahrt hat. Von ihren beiden Söhnen war der ältere Albert damals als Legationsrath aus Constantinopel zurückgekehrt von wo er den Orient besucht hatte. Er war geistvoll, lebendig, vielseitig unterrichtet, von rascher Auffassung bei gesundem Urteil, mit der Aussicht auf eine brillante Laufbahn die ihm auch zutheil geworden ist, der er aber durch frühzeitigen plötzlichen Tod entrückt wurde. Der jüngere Sohn diente in der Garde. Vieles von dem, was in diesen Jahren zur Belebung des berliner Gesellschaftslebens geschah, ist von diesem Hause ausgegangen, dessen ich noch wiederholt zu gedenken Anlaß haben werde.

Die Gelehrten- und Künstlerwelt kam mit der Hofgesellschaft in vielfache Berührung, und es gab manche Häuser, in denen die beiden Elemente ziemlich gleichmäßig vertreten waren. So war es unter anderem bei Eichhorn und bei Savigny der Fall, bei dem seine alten und die neuen Verhältnisse ziemlich harmonisch zur Geltung kamen. Das Olferssche Haus, wo sehr viel empfangen wurde, war schon durch die Stellung des Familienhauptes vorzugsweise der Künstlerwelt wie den Gelehrten geöffnet, ohne sich andern Kreisen zu verschließen. Frau von Olfers, eine Tochter des aus der Zeit der Freiheitskriege vielbekannten Staatsmanns und Dichters Staegemann, verband Anmuth mit Gewandtheit und war in allen Sphären zu Hause. Bei Herrn von Waldenburg vormaligem Hofmarschall des Prinzen August und seinen Schwestern, bei dem Bildhauer Ludwig Wichmann, bei der alten Frau Amalie Beer Mutter Michaels und Heinrichs wie Meyerbeers, bei dem gewandten und vielgereisten Banquier Martin von Magnus Bruder des talentvollen Malers Eduard Magnus, welcher die Männerwelt von Diplomatie und Hofgesellschaft häufig bei sich sah, bei der genialen Schauspielerin Crelinger-Stich deren Antigone den Theaterfreunden jener Jahre unvergeßlich ist, war die Gesellschaft aus den verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Friedrich von Raumer sah stets viele Leute so aus Gelehrten- wie aus Beamtenkreisen bei sich.

Die Julirevolution hatte mehr als eine französische Legitimistenfamilie zur Auswanderung nach Preußen veranlaßt, ohne sie aber auf die Dauer heimisch zu machen. Zu meiner Zeit war nur Herr Franchet Desperey geblieben, Chef der hohen Polizei unter König Carl X. und durch seine

Frau Schwager des Generals von Luck. Als ich ihn kennen lernte war er ein bejahrter blinder Mann, warmer Royalist aber von mildem und versöhnlichem Wesen, von dem man manches über die Zustände der späteren Jahre der Restauration lernen konnte. Zu meinem Erstaunen hörte ich ihn eines Tages von dem in jener Zeit einmal, ich hoffe nicht ernstlich erörterten Censurplan erzählen, demgemäß die Regierung das gesammte literarische und Preßwesen in der Art reglementirt haben würde, daß Jedem ein bestimmtes Fach mit festgestellten Aufgaben angewiesen worden wäre, außerhalb dessen er sich nicht hätte bewegen dürfen. Frankreich ein literarisches Riesenkloster und schlimmer! Ich habe viel in dem Hause verkehrt, wo der amerikanische Gesandte Mr. Wheaton ein fleißiger Besucher war. Im Jahre 1846 kehrte die Familie nach ihrer anscheinend beruhigten Heimat zurück, wo ich in Versailles ihr Gast gewesen bin.

Die Tonkunst war in manchen Häusern neben dem Westmorlandschen glänzend vertreten. Namentlich bei dem Oberhofbuchdrucker von Decker, dessen Frau geborne von Schätzel in den dreißiger Jahren eine Zierde der berliner Oper war, und bei dem Maler Wilhelm Hensel oder vielmehr bei seiner Frau, der Schwester Felix Mendelssohns. Fanny Hensel war nicht angenehm, und ihr Dominiren über ihren gutmüthigen, als Künstler und Dichter durchaus nicht talentlosen aber stets Calembours schmiedenden Mann, der sich in dieser lästigen Eigenschaft mit dem der berühmtesten Sängerin unserer Tage, Mme. Catalani, Mr. de Valabrègue begegnete, konnte selbst etwas Verletzendes haben. Aber sie war voll Geist und Talent und zeigte sich in der Musik als echte Schwester ihres genialen Bruders. Dieser war häufig in Berlin, und man weiß wie

der König bei der Verwirklichung seiner schönen Ideen, bei der trefflich gelungenen Wiederbelebung des griechischen Drama's auf deutscher Bühne an seine eminente Begabung appellirt hat. Die musikalischen Matinéen, besonders Sonntags im Mendelssohnschen Hause in der Leipziger Straße, dessen Vordertheil von Graf Pourtalès bewohnt war, gehörten zu den großen Genüssen des damaligen berliner Lebens und waren stark besucht. Dasjenige Haus aber in welchem Musik die Hauptrolle spielte, war ein diplomatisches, das sardinische Gesandtschaftshotel in der Dorotheenstraße. Die Gräfin Rossi hatte die Scheu, welche sie längere Zeit von der Ausübung ihrer großen Gesangeskunst in jeder Art von Oeffentlichkeit zurückhielt, längst überwunden, und bezauberte sowol im eigenen Hause wie auch gelegentlich in andern durch ihr wol selten erreichtes Talent und die Anmuth und Leichtigkeit im Coloraturgesang, wobei sie über ihre Mittel noch mit derselben Fülle und Leichtigkeit verfügte die sie einst vor allen ihren Zeitgenossen ausgezeichnet hatten. Aber auch in dem Vortrage einfacherer Pièces excellirte sie, und ich glaube ich habe sie nie schöner singen gehört, als an einem Nachmittage gegen Ende Mai 1846 bei einer Landpartie deren Ziel das freundliche Treptow war, und woran unter Anderen die Croy, Arnim, Olfers, Perglas (von der baierischen Gesandtschaft) u. M. theilnahmen. Es wurde eine Wasserfahrt in zwei Kähnen auf der Spree gemacht, in dem einen Kahn die Sänger, und die anmuthigsten Ensemblemelodien erklangen weithin über den Wasserspiegel, wobei das O sanctissima eine wundervolle Wirkung machte. Sie war wieder in ihrem Element, indem sie die in ihrer Art große Künstlerin mit der vornehmen Dame vereinigte, welche letztere doch

einen leisen Anflug vom vormaligen Bühnenleben nicht verleugnen konnte. Was von ausgezeichneten Künstlern nach Berlin kam, fand sich in ihrem Salon zusammen, und Berlin hat in jenen Jahren keinen Mangel an Gästen ersten Ranges gehabt die seine Bühnen schmückten während sie vielfach zu den Hofconcerten herangezogen wurden. Jenny Lind verweilte hier mehre Monate im Wichmannschen Hause, Pauline Viardot Garcia glänzte durch ihren dramatischen Gesang während sie in ihrer Haltung die Frau von Welt und Bildung zeigte, die Alboni überraschte durch den Umfang eines Organs welches damals noch weiterer Ausbildung bedurfte. Tamburini der treffliche Baritonist, Moriani, der aber schon nicht mehr über den vollen Klang einer Stimme gebot mit welcher er einst als Edgar Ravenswood in Lucia di Lammermoor ins innerste Herz drang, manche Andere deren Nennung mich zu weit führen würde, sind in diesen Jahren hier aufgetreten. Félicien David brachte im Opernhause seine Tondichtung Le Désert und einige seiner poetischen Lieder, darunter Les Hirondelles zur Aufführung, aber ich weiß nicht ob er zu der Gesellschaft in Beziehung getreten ist; ein eigentümliches Talent, das jedoch die geweckten Erwartungen nicht erfüllt hat. Theodor Döhler der anmuthige Pianist kam, später Thalberg, der nur Liszt nachgestanden ist. Die Gräfin Rossi ließ in jener Zeit von Eduard Magnus ihr Porträt malen, welches auch durch den Kupferstich bekannt geworden ist, seinem Meisterwerk, jenem der Lind weit nachstehend, aber doch ein gelungenes Werk. Ich vermag nicht zu sagen ob schon zu jener Zeit — ich rede von den vor 1848 liegenden Jahren — der Gedanke an einen Wiedereintritt in die künstlerische Laufbahn in ihr

aufgestiegen ist. Schon damals aber können die finanziellen Verhältnisse kaum noch befriedigend gewesen sein, und Graf Rossi war unbedeutend und kein Haushälter.

Die Anwesenheit einer zahlreichen jungen Diplomatie, welche zu der einheimischen Gesellschaft in bestem Verhältniß stand, legte den Gedanken an ein Gesellschaftstheater nahe, und das Pourtalessche Haus eignete sich mehr als ein anderes zu dessen Verwirklichung. Zu Ende Februar 1845 fand die erste Vorstellung statt; Baron Antonini spielte den Impresario, meist jüngere Mitglieder der Gesellschaft waren die Bühnenmitglieder. Daß man zum französischen Theater griff lag auf der Hand; nicht nur weil es sich am besten für solche Zwecke eignet, sondern weil ein nicht geringer Theil der Mitspielenden nur dieser Umgangssprache vollkommen mächtig war. Ein kleines Journal welches die Kritik der Aufführung schon vor derselben brachte, und dem man deshalb den Namen Le Futur passé, journal de la veille gab, wurde in heiterer Gesellschaft bei Albert Pourtalès componirt und vor dem Beginn des Schauspiels vertheilt. Die Aufführungen fanden großen Beifall; der König und die hohen Herrschaften waren zugegen. Später wurde das Theater nach dem königlichen Schlosse verlegt, wo der Raum begreiflicherweise sich besser dazu eignete. An seine Jugenderinnerungen anknüpfend, wünschte der König ein kleines Stück von Marivaux zu sehen, und man wählte eines der kürzesten das freilich nicht zu den bedeutenden gehörte, Le Legs, worin die Gräfin Pourtalès und der Marquis Lucchesini die Hauptrollen spielten. Erstere hatte sich nur auf vielfache Bitten dazu verstanden, noch einmal die Bühne zu betreten auf welcher sie einst Talent und Anmuth entwickelt hatte.

Talent und Anmuth entwickelte sie auch jetzt, obgleich sie an dem Abende über ihr Organ nicht frei verfügte. Lucchesini, der Sohn des einst nur zu oft genannten und vielleicht hart beurteilten Staatsmannes, vormals in der Diplomatie dann auf den ererbten Gütern im Posenschen, war vor kurzem nach Berlin übergesiedelt, wo er sich namentlich dem Hofe des Prinzen Carl anschloß, gewandt, geschmeidig, ein Weltkind, ohne tiefern Gehalt aber nicht ohne gesellige Talente und Brauchbarkeit. Der männliche Theil des Darstellerpersonals gehörte meist der Diplomatie an und besaß in dem Grafen Rességuier, einem Südfranzosen aber österreichischen Kämmerer und Legationssecretär, und in seinem sardinischen Collegen Grafen Cardenas, bemerkenswerthe Talente, in Ersterem für die Darstellung, im Zweiten für das Arrangement von Ensemblestücken mit Couplets. Letzterer hat sich in späteren Jahren durch sein schroffes Auftreten gegen den Liberalismus in seiner Heimat bekannt, und sein politisches Gedicht nach der Melodie und zum Theil nach dem Wortklang von „Le roi Dagobert“ hat einmal viel Aufsehn gemacht. Von einheimischen Damen betheiligten sich die Gräfin Victoire Redern geborene Odescalchi, Gräfin Pückler geborene Constant de Rebecque und die Fräulein von der Marwitz und von Luck, überdies die Frauen des baierischen und des russischen Legationssecretärs, von Perglas und von Fonton, und Gräfin Pourtalès Gorgier. An den Ensemblestücken nahmen aber manche junge Damen Theil, die ein belebendes Element der Gesellschaft bildeten. Zu diesen gehörten die Töchter Bettina's Maxe und Armgard von Arnim nachmals Gräfinnen Oriola und Flemming, die beiden von Olfers deren ältere heute Gräfin York, Gräfin Elisabeth Königsmarck die

sich mit Gustav zu Putlitz vermälte, die Gräfinnen Luise und Mathilde Oriola, jene Palastdame der Kaiserin, diese Baronin Werther. Andere aus diesen Jahren und diesen Kreisen sind zu nennen, Gräfin Eberhard zu Stolberg-Wernigerode geborene Prinzessin Reuß mit ihren Schwägerinnen, Töchtern des Grafen Anton zu Stolberg, Gräfin Schwerin-Schwerinsburg geborene Schimmelmann, Gräfin von der Asseburg geborene Fürstenstein, Frau von Patow erste Gemalin des Staatsministers, Prinzessin Luise von Croy nachmals Gräfin Benkendorf, Gräfin Helene Häseler heute Frau von Hülsen, Fräulein von Zastrow jetzt Gräfin Blumenthal, Fräulein von Bethmann-Hollweg welche Albert Pourtalès heiratete, die Gräfinnen Antonie und Charlotte von Malzan, jene mit Wilhelm Perponcher, diese mit Wilhelm Pourtalès vermält, Fräulein von Prillwitz die erste Gemalin Harry's von Arnim, die Gräfinnen Auguste von Hessenstein, Virginie von Hacke, Clementine Solms-Sonnenwalde nachmals Gräfin Schlippenbach. Bleiben Manche unerwähnt, so bittet mein alt gewordenes Gedächtniß um Entschuldigung. Ueber die kleinen Theaterstücke, welche das auch in diesem Fache unerschöpfliche Paris uns sandte, sind vier Decennien hinweggefluthet, mit ihnen tausend ähnliche, bessere wie namentlich schwächere und schlechtere, und nichts ist davon geblieben als Simple histoire, das kleine Vaudeville, welchem der Stempel von Eugène Scribe's Meisterhand aufgedrückt bleibt. Ihren Zweck aber haben sie erfüllt.

Im Jahre 1842 hatte das glänzende Hoffest von Ferrara viel von sich reden gemacht. Seit dieser Zeit war nichts Aehnliches oder Aehnelndes versucht worden, und wenn man im Carneval 1846 einem Costümball im Schlosse mehr Zu-

sammenhang und poetischen Charakter zu geben versuchte, als solchen Festen ohne ein eigentliches Programm eigen sein kann, so war man doch weit entfernt mit gedachtem Feste irgendwie in die Schranken treten zu wollen. Die Sache ging von dem Pourtalès'schen Hause und dem dortigen engern Kreise aus, nahm jedoch sogleich größere Dimensionen an. Aus den Musäus'schen Volksmärchen wurden acht zu Tableaux und Gruppen gewählt, welche durch Prolog und poetische Erklärung verbunden werden sollten. Der literarische Theil wurde mir übertragen, aber die gewährte Frist war eine äußerst kurze — nur zehn Tage lagen zwischen Plan und Aufführung. Diese fand am 24. Februar 1846 im Weißen Saale statt und bestand aus einem großen Zuge vor König, Königin und Prinzessinnen vorüber, worauf die acht costümirten Gruppen sich bildeten, denen der von mir recitirte Prolog voransging, während die jedesmalige Erklärung folgte. Ein großer Theil der Gesellschaft nahm an diesem Feste Theil, das sich durch Glanz und Mannigfaltigkeit der Costüme auszeichnete, und in dessen Reihen der Prinz von Preußen und die Prinzen Carl und Adalbert nebst andern Mitgliedern regierender Häuser mitwirkten. Drei glänzende Quadrillen, eine mittelalterliche deutsche, eine griechische und eine spanische bildeten den Schluß. Alle Männer, die nicht am Zuge theilnahmen, trugen farbige Dominos, der König allein einen schwarzseidenen. Der Eindruck des Ganzen ist ein günstiger gewesen, und ich für mein Theil habe von allen Seiten, mit König und Königin zu beginnen, viel Freundliches vernommen. Den rasch hingeworfenen Versen aber glaubte ich als Motto August Kopisch's Worte voranstellen zu müssen:

„Nur bitt' ich sehr, die Fackel nicht zu nah!
Die Poesie verhält sich da
Wie die Laterna magica."

An diesem Abende war Prinz Friedrich Wilhelm, jetzt der ruhmgekrönte Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, nicht fünfzehnjährig, soviel ich weiß zum ersten Mal bei einem Feste im Schlosse zugegen. Nach Beendigung von Zug und Gruppen und Quadrillen, als das Tanzen begonnen hatte, stellte Ernst Curtius mich seinem durchlauchtigen Zögling vor, der mich nachmals wiederholt an diesen Abend erinnert und noch nach vielen Jahren mit der Gedächtnißtreue der Jugend manche Verse memorirt hat. Die Frau Prinzessin von Preußen, deren heimatliches Weimar bei einer Benutzung Musäus'scher Volkssagen, an denen die damalige Zeit nochmals und mehr vielleicht als gerade gerechtfertigt sein mochte, besondern Geschmack fand, in Betracht kommen mußte, war durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert. Der Gedanke aber, eine Wiederholung im Palais zu veranstalten, an sich schon bedenklich, konnte schon infolge der raschen Steigerung der Krankheit der Prinzessin Marianne nicht zur Ausführung kommen, welche am 14. April längerm Leiden erlag, tief betrauert von allen Angehörigen, namentlich von der Königin, die in ihr eine treue geprüfte Freundin verlor.

Nachdem ich so manche junge Damen genannt habe welche eine Zierde der berliner Gesellschaft bildeten, muß ich einiger andern erwähnen die nicht mehr jung zu dem engern Kreise des Hofes und der Gesellschaft der Königin gehörten. Von einer und der andern ist schon im Vorübergehn die Rede gewesen, von der Gräfin Voß Mutter der Generalin von

Radowitz und der Gemalin des dänischen Gesandten Grafen Eugen Reventlow, sowie von der Generalin von Luck, geb. de Ste Luce. Ihre Conversation, welche Humboldts Neid weckte, war dem Könige besonders angenehm und vereinigte in der That Gehalt mit Lebendigkeit und Anmuth, deren Eindruck man sich gerne hingab. In jenen Jahren hat sie unter dem Namen „Gräfin Germanie“ verschiedene Jugendschriften geschrieben welche verdienten Beifall gefunden haben. Ihrer älteren Tochter Cäcilie, nachmaliger Frau von Ketteler und Schwägerin des trefflichen Bischofs von Mainz, ist wiederholt gedacht worden. Die Gräfin Münster-Meinhövel war die Schwester des energischen und patriotischen Generals von der Marwitz Friedersdorf und Mutter des damaligen Flügeladjutanten des Königs Grafen Hugo Münster, eines Bildes männlicher Schönheit und Kraft, von welchem niemand erwartet haben würde daß er mitten in seiner Carriere, als er einem Generalcommando nahestand, von schwerem Leiden ergriffen und nach qualvollen Jahren dem Tode zugeführt werden würde. Auch in der Gräfin Münster war französisches Element, durch ihre Mutter eine Le Duchat de Dorville. Bei weitem mehr aber war dies in einer jüngern und immer noch schönen Frau der Fall, der Gräfin von Ingenheim. Sie war eine Enkelin der Gräfin Lichtenau, aus der dritten Ehe ihrer Tochter mit Herrn Thierry, der seinem Familiennamen das „von der Mark“ hinzufügte. Achtzehnjährig mit dem um beinahe zwei Decennien ältern Grafen Gustav Adolf von Ingenheim Sohn K. Friedrich Wilhelms II. und Amalie Elisabeths von Voß verheiratet, lebte sie mit ihm mehre Jahre in Rom, wo ihr Gemal zum katholischen Glauben übertrat, was man bekanntlich auch

vom Prinzen Heinrich, jedoch fälschlich, gesagt hat. Graf Ingenheim hat sich als Kenner der spanischen poetischen Literatur durch seine Romanzen-Uebersetzungen documentirt; im geselligen Umgange machte er geringen Eindruck. Die Gräfin besaß die Gabe einer lebendig anziehenden Unterhaltung, die dem Könige sehr angenehm war. Erst lange nach Friedrich Wilhelms IV. Tode habe ich im Schlosse von Sanssouci die Bekanntschaft einer Frau gemacht, die ihm, seinen Geistesgaben wie seinem Herzen eine wahre Bewunderung gewidmet und ihn in ihren poetischen Ergüssen durch Glück und Leid begleitet hat. Es war die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg, Tochter der obengenannten Marianne Dieterike von der Mark, die in erster Ehe mit dem Erbgrafen dieses edlen Geschlechts vermält gewesen war. Sie besaß ein wirkliches Dichtertalent, und wenn in ihren „Königsliedern" viel Ueberschwängliches ist, so bringen dieselben doch oft eine so richtige Auffassung des Charakters und Wesens des Königs und den Ausdruck eines so warmen Gefühls für das in ihm liegende Schöne und Edle, nebst manchen so glücklichen Wendungen, daß man sie mit Freuden entgegennimmt. Die Gräfin Stolberg hatte ein Herz für Recht und Pflicht. Gerne erinnere ich mich eines originellen kleinen Gedichtes welches sie, ohne sich zu nennen, nach der Belagerung Gaeta's im Jahre 1861 der jungen muthigen Königin von Neapel widmete.

„Die Bomben haben über Nacht
Ihr manchen Liebesgruß gebracht;
Die Nacht hat es dem Tag gesagt —
Wer hätte sonst danach gefragt?
Gar mannhaft ist Europa!" —

Die Strophe enthält eine ernste aber freilich vergebliche Mahnung an die europäische Politik.

In dieser Gesellschaft nahm die Herzogin von Sagan und Talleyrand, Dorothea von Biron Curland eine bevorzugte Stellung ein, welcher noch etwas von Souveränetät anklebte, wie sie denn als Tochter eines wenigstens dem Namen nach souveränen Fürsten geboren war. In derselben Weise wie Albrecht von Hohenzollern den Deutschen Orden säcularisirte und dessen Land von Polen zu Lehn nahm, säcularisirte fünfunddreißig Jahre später Gotthard Kettler den Orden der Schwertbrüder, und erkannte unter Abtretung Livlands für Curland und Semgallen polnische Oberhoheit an. Für diese Länder trat aber kein Großer Kurfürst auf. Bei dem Aussterben der Kettler in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Kampf und das Intriguenspiel russisch-polnischen Parteiwesens verwickelt, verfielen sie nach den theils ohnmächtigen theils stürmischen Regierungen zweier Herzoge aus der gleich den Kettler wie es heißt ursprünglich westfälischen Familie Biron im Jahre 1795 der russischen Herrschaft, die in einem nur zu großen Theile des nordöstlichen germanischen Continents festen Fuß faßte. Im Jahre 1793, somit kurz vor der Thronentsagung Herzog Peters II. Biron geboren, war Dorothea die vierte und jüngste seiner Töchter, welche alle von sich reden gemacht haben. Auch von der schönen und geistvollen Mutter ist viel die Rede gewesen, Anna Charlotte Dorothea, einer gebornen Gräfin von Medem. Nachdem Tiedge, der durch seine intimen Beziehungen zu ihrer Schwester Elise von der Recke von ihren Lebensereignissen volle Kunde hatte, diese vor beiläufig sechzig Jahren ausführlich geschildert, sind wir neuerdings

durch die nur für Freunde bestimmten und wenig in die Oeffentlichkeit gelangten, im Jahre 1871 gedruckten Jugenderinnerungen Gustav Parthey's des gelehrten Enkels des bekannten Buchhändlers und Autors Nicolai, wieder in den Kreis eingeführt worden, dessen Mittelpunkt Löbichau bei Altenburg war, wo der Herzogin in spätern Zeiten die dritte Tochter nachfolgte, Johanna Herzogin von Acerenza Pignatelli, welche ihre Schwestern überlebte, und nach deren Tode das Rittergut an die heute noch einzige Enkelin des Bruders Herzog Peters, Prinzessin Fanny Biron Generalin von Boyen, gelangt ist. Parthey's Eltern hatten im Jahre 1808 den, wie er sich discret ausdrückt, „Nebenschößling einer erlauchten Familie" in ihr Haus aufgenommen, wo dieser „Fritz", einen andern Namen vernehmen wir nicht, zehn Jahre mit den Kindern dieses Hauses erzogen wurde und begreiflicherweise nähere Beziehungen zu dieser „erlauchten Familie" veranlaßte. Die Herzogin pflegte mehre Jahre hindurch den Winter in Berlin zuzubringen, wo sie ein ansehnliches Haus unter den Linden besaß. Mit glänzenden Farben schildert Parthey die Erscheinung der Prinzessin Dorothea in ihrem dreizehnten Jahre, und mögen auch, wie es in solchen Fällen oft vorkommt, die Farben durch die Erinnerung der Jugendeindrücke einigermaßen gesteigert sein, so ist das Bild doch wol im ganzen ein ähnliches. „Sie war von wunderbarer Schönheit. Als ich später den Wilhelm Meister las, bemerkte ich, daß das Porträt, das ich mir von Mignon machte, der Prinzessin Dorothea glich. Die dunkeln unergründlichen Augen hielt man anfangs für braun, sie waren aber von einem intensiven Blau; Stirn und Nasenwurzel von vollendeter griechischer Reinheit, die Nase selbst vielleicht

etwas zu lang, die Oberlippe von wahrhaft classischem Schnitt, das Oval des Gesichtes von feinster Zeichnung. Ihr rabenschwarzes glänzendes Haar trug sie ganz einfach gescheitelt und hinten in einen Knoten geschürzt. Beim Sprechen stieß sie ein ganz klein wenig an mit der Zunge, und dies gab ihr in unsern Augen einen noch größern Liebreiz. Der Ausdruck ihres Gesichts war gewöhnlich sehr ernst."

Dorothea wurde jung in außerdeutsche Beziehungen gezogen. Sechzehnjährig vermälte sie sich zu Frankfurt a. M. 1809 mit dem um sechs Jahre ältern Alexander Edmund von Talleyrand, der damals den Titel Graf von Périgord führte, Sohn Archambaulds, des jüngern Bruders des Fürsten von Benevent, und nachmaligen Herzogs von Talleyrand. Sie soll anfangs von dem fremden Bewerber nichts haben wissen wollen, aber nachdem sie einigemale mit ihm getanzt und seine gesellige Liebenswürdigkeit kennen gelernt, dem Wunsche ihrer Mutter nachgegeben haben. Der Graf von Périgord hatte als Adjutant Berthiers, dann als Oberst eines leichten Reiterregiments an den spätern napoleonischen Kriegen mit persönlicher Auszeichnung theilgenommen, als die Restauration ihn der königlichen Sache zuführte, welcher er treu geblieben ist, wie er denn noch in Spanien 1823 tapfer gefochten und den Generallieutenantsrang erlangt hat. Auf ihn ließ sein Oheim im Jahre 1817 den ihm von König Ferdinand von Sicilien verliehenen Titel eines Herzogs von Dino übertragen, welchen heute sein zweiter Sohn trägt. Die ehelichen Verhältnisse, längst gelockert, lösten sich völlig, ohne Eclat wenngleich nicht ohne viel ärgerliches Gerede, und im Jahre 1830 verließ der Herzog von Dino, in die Reserve versetzt und kein guter Wirth (man erzählte von ihm, mit lächerlicher Ueber-

treibung — on ne prête qu'aux riches —, er habe in einem Jahre 100 000 Francs für Stöcke und Reitpeitschen ausgegeben) mit einem mäßigen von der Familie ihm bewilligten Einkommen Frankreich, und ließ sich in Florenz nieder, wo er genau die zweite Hälfte seines Lebens (er starb 1872) ohne Unterbrechung zugebracht hat. Durch den Tod seines Vaters, 1838, wurde er Herzog von Talleyrand, ein von Ludwig XVIII. im Jahre 1817 geschaffener Titel, da der alte Herzogstitel der Familie, der von Périgord, der zu Anfang 1883 mit Roger Fürsten von Chalais erloschenen ältern Linie zustand. Nach dem Tode seiner Gemalin verheiratete sich der fünfundsiebzigjährige mit einer alten Freundin, Mrs. Macdonell Tochter des dänischen Admirals von Ulrich und Witwe eines britischen Generalconsuls, einer liebenswürdigen, feingebildeten Frau, welche, ein nicht häufiger Fall, mit der Familie im besten Einvernehmen geblieben ist und seine letzten acht Jahre gesellig erheitert hat. Ich habe den Herzog von Dino jahrelang fortwährend gesehn. Er war kein Mann von hervorragenden Geistesgaben, und seine habituelle Zerstreutheit steigerte sich in späten Jahren zu Gedankenlosigkeit. Aber er war ein echter französischer Edelmann, elegant und von vollkommenen geselligen Formen, stets verbindlich und zuvorkommend. Er hatte viel erlebt, gesehen, erfahren, bevor er in den kleinern Interessen des florentiner Gesellschaftslebens aufging, wie er es in den letzten Zeiten der politischen Unbefangenheit und Sorglosigkeit kennen lernte, welcher die Julirevolution einen harten Stoß gab, wovon jedoch noch vieles blieb. Auf seine äußere Erscheinung verwandte er, dessen Kopf im Mißverhältniß zur Taille stand, der aber sonst ein vortheilhaftes Aeußere hatte, große Sorg=

falt: ich glaube darin allein hat er mit seiner Gemalin harmonirt. In der That verstand er es, lange den Verheerungen des Alters zu widerstehn, und wenn man ihm ein Compliment über sein Aussehn machte, erwiderte er wol naiv: Ah! si sous saviez combien de temps il me faut pour ma toilette! Er erreichte das hohe Alter von 83 Jahren.

Die Herzogin von Curland folgte ihrer Tochter nach Frankreich und pflegte einen Theil des Jahres zur Zeit des napoleonischen Glanzes in dem mit fremden Fürstlichkeiten gefüllten Paris zuzubringen. Gleich ihrer Tochter trat sie in engste Beziehungen zu dem berühmten Oheim des Gemals dieser Letzteren, der in dem Winter von 1813 auf 1814 die Rolle eines Mannes spielte, welcher den Gang der Ereignisse bei dem Nahen der von Deutschland, Italien und Spanien zugleich drohenden Gefahren klar ermaß, aber bei dem Mangel an politischer Ueberzeugung eine zwar frondirende und von den echten Napoleonisten durchschaute aber bis zum letzten Moment unentschiedene Attitude beobachtete. Es hat lange gewährt bis er zu der Erklärung gelangte, nach Napoleons Sturz sei die Republik eine Unmöglichkeit, die Regentschaft oder Bernadotte eine Intrigue, die Bourbonen allein ein Princip, und auch dann ermaß er dies Princip allein mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen. Vor wenigen Jahren hat Baron Kervyn de Lettenhove in einer in den Denkschriften der belgischen Akademie der Wissenschaften gedruckten Notiz über die Autographensammlung des Baron de Staffart eine Reihe von Billets und Auszügen aus Billets mitgetheilt welche Talleyrand in den vier Monaten vom 20. Januar bis Ende Mai 1814, von der bevorstehenden Eröffnung des Congresses von Chatillon bis zum Abschluß des ersten

pariser Friedens („j'ai fini mes paix avec les quatre grandes puissances") an die in Paris verweilende Herzogin von Curland richtete, merkwürdige Zeugnisse der unaufhörlichen Schwankungen, des Steigens und Fallens von Hoffnungen und Projecten, die erst mit der von Talleyrand widerrathenen Abreise der Kaiserin aus der Hauptstadt eine entschiedene Wendung nahmen.

Man weiß daß die Herzogin von Dino viele Jahre hindurch die Honneurs bei dem Fürsten Talleyrand machte, der auch nachdem er sein Portefeuille des Auswärtigen an den Herzog von Richelieu abgegeben, um als Oberkammerherr am Hofe zu bleiben, einen Sammelpunkt für die glänzendste Gesellschaft aller Meinungen und Farben, mit Ausnahme der streng royalistischen, und für die europäische Diplomatie bildete. Keine Frau unserer Zeit hat einen ähnlichen Ruf von Weltklugheit und politischer Einsicht, von Kenntniß der Personen und Zustände verschiedenster Länder und verschiedenster Sphären, von Gewandtheit und geselliger Anmuth und Liebenswürdigkeit erlangt. Man hat sich wol kaum verhehlt, daß das Leben in dieser Atmosphäre, der intime Umgang mit einem Manne, dessen politische Laufbahn und moralische Haltung bis zu späten Jahren der Kritik so reichen Stoff boten, mit dem größten Meister der Verwerthung des Axioms, daß dem Menschen die Sprache gegeben ist um seine Gedanken zu verbergen, nicht ohne schädlichen Einfluß bleiben konnte. Aber man ist im allgemeinen geneigt gewesen über die Schattenseiten hinwegzugehen und den Blick nicht zu tief unter die Oberfläche dringen zu lassen, durch den wirklichen Glanz dieser Oberfläche angezogen, ja bezaubert. Talleyrand war achtzig alt, als er sich im Jahre 1834 von der

londoner Ambassade zurückzog, deren Hauptresultat das „cordiale“ Einverständniß mit England war, welches Thiers im Jahre 1840, Guizot ernstlicher noch 1846 störte. Seine geistigen Kräfte waren sozusagen ungeschwächt, seinem Umgang waren die Anmuth und der Reichtum der Conversation geblieben, welcher ein langes ereignißvolles Leben Nahrung bot und worin er der Meister seiner Richte gewesen war. Ich erinnere mich immer lebendig des Eindrucks, welchen seine nicht lange vor seinem Tode in der Akademie der moralisch-politischen Wissenschaft auf Reinhard, Schillerschen Andenkens, gehaltene Gedächtnißrede auch auf die Leser hervorbrachte. Durch das Leben des Bischofs von Orléans Msgr. Dupanloup, von seinem frühern Generalvicar Abbé Lagrange, sind die Details der allerdings späten Versöhnung mit der Kirche bekannt geworden, deren Aufrichtigkeit aus diesen Details weniger problematisch hervorgeht als sie Vielen erschienen ist, und die jedenfalls einem langen Skandal ein Ende gemacht hat. Die Herzogin von Dino und ihre junge Tochter Pauline, welche heute als verwitwete Marquise von Castellane auf Schloß Rochecotte an der Loire ein ernster Frömmigkeit und guten Werken geweihtes Leben führt, haben an dem langsam gereiften Entschluß und dem bis zum letzten Moment verzögerten Act der Versöhnung nicht geringen Antheil gehabt.

Nachdem durch den Tod der ältesten Schwester, der ebenfalls durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bemerkenswerthen Herzogin Katharine von Sagan, und durch Uebereinkunft mit der zweiten, der Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin von Dino und Talleyrand im Jahre 1844 in den Besitz des ansehnlichen, einst Wallenstein, dann den Lobkowitz gehörenden schlesischen Lehnfürstentums ge-

langt war, lebte sie viel in Berlin, ohne jedoch dort ein Etablissement zu haben. Ihre Stellung war die distinguirteste: sie hatte den Rang unmittelbar nach den Prinzessinnen. Sie war nicht mehr jung — als sie Sagan erbte, zählte sie einundfünfzig Jahre — aber wunderbar conservirt, wozu allerdings ihre Toilettenkünste, die sich später fürchterlich an ihr gerächt haben, das Ihrige beitrugen. Nicht über Mittelgröße, bewahrte sie Feinheit der Taille und Anmuth der Erscheinung mit mehr als Resten von Schönheit und gewinnendem Ausdruck. Auch die berliner Gesellschaft, nicht immer gutmüthig, war geneigt ihr um ihrer geistigen Vorzüge und ihrer Liebenswürdigkeit willen eine gewöhnlich nur in Souveränetätsfällen vorkommende Concession zu machen, und es nicht zu genau mit einer Liaison zu nehmen welche Anstoß erregen konnte, einer Liaison welcher die frankfurter Schauderscenen des August 1848 ein plötzliches entsetzliches Ende bereiteten. Die Unterlage des deutschen Elements, welches dem dominirenden französischen gewissermaßen zur Folie diente, verlieh der Conversation der Herzogin besondern Reiz. Der König liebte diese Conversation sehr; die Vereinigung höherer Interessen mit den eigentlich gesellschaftlichen und der Reichtum der Erinnerungen aus den Tagen seiner eignen Jugend, aus ereignißschweren Zeiten und von bedeutenden Menschen, verbunden mit gesundem und billigem Urteil und mit maßvoller Auffassung, zogen ihn immer an. Er hat die Herzogin so viel ich weiß mehr als einmal in Sagan besucht, wo man fürstlich lebte. Die Königin war nicht ganz gleicher Meinung; die Dame erschien ihr zu gekünstelt. Ich habe sie zuletzt in Berlin im Herbste 1857 gesehn, wo sie noch viel von ihrer eleganten Erscheinung und geistigen

Lebendigkeit bewahrte, bevor sie von qualvollen nervösen Leiden ergriffen wurde, denen sie im Frühling 1862 erlag.

Mehre Verwandte der Herzogin verweilten in jenen Jahren zu längerm oder kürzerm Aufenthalt in Berlin, die Nachkommen des Bruders des letzten Herzogs von Curland, Prinz Carl von Biron Wartenberg und seine beiden Schwestern Gräfin Lazareff und Prinzessin Fanny, deren schon gedacht worden ist. Die älteste der Schwestern, die treffliche Gräfin Luise von Hohenthal war im Sommer 1845 auf der Rückreise aus dem Harz in Braunschweig einem typhösen Fieber erlegen, im Beisein der Schwester des Mannes, in dessen Hause ich fünf Jahre früher ihre Bekanntschaft in Rom gemacht hatte, des Oberstlieutenant von Molière. Diesen selber hatte wenige Monate früher ein unerwartetes herbes Geschick in voller Kraft und Frische abberufen. An spätem Abende, gegen Ende April, aus Albano heimkehrend wo seine Familie zeitweilig wohnte, war er durch Schuld des schlafenden Kutschers mit dem Wagen gestürzt, wobei er mehre Rippen brach was die Lunge so verletzte, daß er nach ein paar Tagen eine Leiche war. Die Kunde seines Heimgangs war das Letzte was der Ministerresident von Buch mit schwacher Hand unterzeichnete. Fast unmittelbar darauf, am 4. Mai erlag dieser jahrelangem Brustleiden, ein achtungswerther und tüchtiger Mann, der nicht immer die ihm gebührende Anerkennung gefunden und in erregter Zeit redlich dazu beigetragen hat, die Wirkungen fremder Fehler durch verständig maßvolle Haltung abzuschwächen.

Die Familie Biron veranlaßt mich hier eines Diplomaten zu gedenken, der mit derselben durch verschiedentlich gedeutete Bande zusammenhing, und für den der König mehr=

fach Interesse bezeigt hat, ohne darum mit dessen Haltung und Ansichten immer einverstanden zu sein. Es ist mehr als sechzig Jahre her seit ein Lied in Aller Munde war, die Nachahmung einer bekannten venetianischen Barcarole, die mit den Worten: O pescator dell'onda beginnt. Auch heute erinnern sich noch Manche des anmuthigen „Das Schiff streicht durch die Wellen", und wenn man es noch hie und da in einer Sammlung, wie z. B. in Philipp Wackernagels Trösteinsamkeit, und als Namen des Verfassers „Brassier" angegeben findet, so wissen wol die Wenigsten, wer dieser Poet ist. Joseph von Brassier wurde nach einer, wahrscheinlich von ihm selbst stammenden Angabe zu Brixlegg in Tirol am 8. August 1798 geboren; sein Vater, der im französischen Militärdienst gewesen und durch die Revolution aus seinem Vaterland verdrängt worden war, lebte längere Zeit zu Polnisch-Nettkow in Schlesien als Verwalter Biron'scher Güter. Eine wahrscheinlich apokryphe Sage läßt den Sohn in nahen Beziehungen zu einer der Damen gedachter Familie stehen, ist aber wol daraus entstanden daß die Fürstin Pauline von Hohenzollern, an welche diese Güter gelangten, bis zu ihrem Tode ein lebendiges Interesse für ihn gezeigt und in seinen nicht seltenen Geldverlegenheiten mit ihrem Reichtum ausgeholfen hat. Der Jüngling wurde auf dem Gymnasium in Züllichau erzogen und kam zu Ostern 1819 auf die berliner Universität um Rechtswissenschaft zu studiren. Seine Verbindung mit den Biron brachte ihn in die mit der obengenannten Familie Parthey, während seine schöne Tenorstimme und sein nicht gewöhnliches musikalisches Talent ihn mit dem zu früh verstorbenen begabten rheinischen Componisten Joseph Klein befreundete, der eine Tochter dieses

Hauses geheiratet hatte. Die Barcarole ist in jenen Tagen entstanden, und man hat sich noch lange daran erinnert daß der Poet sie zur Guitarre, welche er wie Theodor Körner als „verwegener Zitherspieler" an blauseidenem Bande trug, mit seinem schönen Tenor zu singen pflegte. Von Berlin ging Brassier nach Heidelberg, welches damals den Ruf einer der ersten juristischen Facultäten genoß, kehrte nach der Hauptstadt zurück, arbeitete bei den Gerichten, ging als Attaché zur Gesandtschaft am russischen Hofe und trat sodann als Legationssecretär in den regelmäßigen diplomatischen Dienst. Wenn ich nicht irre waren er und Graf Ferdinand Galen die Ersten, welche das diplomatische Examen bestanden. Brassier hatte gute Studien gemacht und war zum doctor iuris creirt worden; dennoch soll er drauf und dran gewesen sein im Examen durchzufallen. Einer der Examinatoren, der Statistiker Hoffmann, von dem man sagte, er kenne die Einwohnerzahl jedes Dorfes im Königreich Preußen, frug ihn, wie viel das Pfund Talglichter in St. Petersburg koste. Herr Geheimerath, erwiderte der Examinandus, ich habe die Wachskerzen durch meinen Diener kaufen lassen. Eine Antwort die begreiflicherweise große Entrüstung hervorrief, während sie zu gleicher Zeit die Runde durch Berlin machte.

Zuerst ging Brassier als Legationssecretär nach Lissabon, wo er sich mit den portugiesischen Verfassungsangelegenheiten eingehend beschäftigte, wovon eine kleine im Jahre 1827 erschienene Schrift: Ueber die Form und das Wesen der portugiesischen Cortes, Zeugniß ablegte. Es waren wesentlich die Arbeiten des frühern Archivdirectors und spätern miguelistischen Ministers des Auswärtigen, Vicomte de Santarem, mit

dem er auch in späteren Jahren während des Exils desselben in Paris viel verkehrte, die ihm das Material lieferten. Von Lissabon ging er mit seinem damaligen Chef, dem im Radziwillschen Hause befreundeten Major von Royer nach Constantinopel. Anfang und Ende seines dortigen längern Aufenthalts fielen mit zwei Krisen des türkischen Reiches zusammen. Er kam während des russisch-türkischen Krieges von 1828—29, und ging während des ägyptischen Krieges. Der Friede von Adrianopel vom 14. September 1829 wandte die unmittelbare Gefahr von dem Islam ab, aber Herr von Royer, den diese Angelegenheiten vielfach in Anspruch genommen hatten, erfreute sich der Resultate nicht lange, und Herr von Brassier blieb nach dessen Tode ungewöhnlich lange als Geschäftsträger auf einem wichtigen Posten; eine Stellung, in welcher er seine Kenntnisse und Talente zu verwerthen wußte und sich einen guten Namen machte. Nach der Ankunft des Herrn von Martens wurde er als Legationsrath zu der Gesandtschaft in Paris versetzt, wo er mehre Jahre geblieben ist, um später als Ministerresident nach Athen, dann als Gesandter nach Stockholm, endlich nach Turin zu gehen. Man hatte wol von seinem dortigen Vorgänger Grafen Heinrich Redern gesagt, er übernehme die Rolle seines österreichischen Collegen in der Beurteilung des Charakters der piemontesischen Regierung gegenüber dem Kaiserstaate. Er hingegen ging um so bereitwilliger auf und in die Cavour'schen Ideen ein und hat kaum anders, als mit der Brille des geistvollen und gewandten sardinischen Premiers gesehen, der eine seltsame Grimasse gemacht haben muß, als der preußische Gesandte ihm einmal eine seine Politik scharf tadelnde Depesche seines Gouvernements vorzulesen den Auftrag hatte.

Herr von Brassier ließ es an nobeln Passionen nicht fehlen. Er hatte einen leider zu starken Hang zum Spiel, und dieser hatte ihn namentlich in Paris in manche Verlegenheit gebracht. Bis in ziemlich späte Jahre war er ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts. Er hatte ziemlich spät, im Jahre 1849, eine Tochter des bekannten russischen Diplomaten Grafen Ribeaupierre geheiratet, aber die kinderlose Ehe war nicht glücklich, und die beiden Gatten lebten viele Jahre hindurch und bis ans Ende von einander getrennt. Courmachen und Spiel waren ihm zur andern Natur geworden, und während seiner turiner Mission war es eine Marquise P. der er seine Huldigungen widmete. Man erzählte sich in Bezug auf dieselbe eine ergötzliche Anekdote. Nach einem Diner an welchem die Dame theilnahm, gab er derselben den Arm, um sie in den Salon zurückzuführen. Er war ein Freund der Malerei und hatte eins seiner Empfangszimmer mit einer Menge meist mittelmäßiger Bilder gefüllt, unter denen sich auch eins mit der Geschichte der Susanna befand, an welcher so manche Maler früherer Zeiten Gefallen gefunden haben. Im Vorübergehen hatte er den für einen Mann von Geist und Welt unglaublichen Einfall zu seiner Dame zu sagen: Ah, Madame, il n'y-a plus de Susanne aujourd'hui. Die Angeredete blieb ihm die Replik nicht schuldig. C'est possible, Monsieur, mais il-y-a toujours des vieux. Er liebte die Poesie und hatte selber hübsch gedichtet, aber er war im Grunde eine cynische Natur. Während seines Aufenthalts in Schweden hatte er ein ganzes Bändchen Gedichte eines dortigen lebenden Poeten übersetzt, welche so erotischer Natur waren daß er sich doch scheute sie an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Ich habe wenigstens

16*

nicht vernommen, daß etwas von denselben bekannt geworden ist. Es war schade um solche Lebensanschauung und Neigung, denn sie hat ihm kein Glück gebracht und hat ihm in der Beurteilung der Welt geschadet. Er hatte treffliche Eigenschaften, warmes Herz, reiche Kenntnisse und scharfen Verstand und hat es nie an rechter Thätigkeit fehlen lassen. Dies erkannte auch der König an, der überdies seine lebendige und witzige Conversation liebte und seine in manchen Ländern erworbenen Anschauungen schätzte, sich aber selbstverständlich durch seinen Mangel an rechtem Ernst und Regel unbefriedigt fühlte. Lange hegte er den Wunsch, in den Grafenstand erhoben zu werden und legte eine Menge Deductionen vor, welche seinen Zusammenhang mit einer französischen Familie seines Namens nachweisen sollten. Der König sagte wol vertraulich, es möchte Grafen des Namens geben, aber das Band zwischen ihnen und seinem Gesandten erscheine ihm ungewiß. Dennoch wurde er im Jahre 1857 zum preußischen Grafen von Brassier de St. Simon-Vallade creirt. In seinen letzten Jahren lag auf einem Tische in seinem Cabinet einer der prachtvoll ausgestatteten Bände des Nobiliaire général des Marquis de Magny. Ich will wünschen, daß er bessere Proben für seine Ansprüche hatte, als die welche ihm durch die großentheils wenn nicht schlimmer, problematischen Stammbäume dieses Charlatans geliefert wurden. Daß ein klarer Kopf wie Brassier sich in vorgerücktem Alter dem Spuk des Somnambulismus hingeben sollte wie er in der Jugend einer der begeistertsten Prediger der Homöopathie gewesen war, muß befremden, aber bei einem andern sonst scharfsinnigen Mann, dem Freiherrn von Arnim-Suckow Gesandten in Paris und Märzminister

des Auswärtigen, begegnen wir demselben Phänomen. Während des Aufenthalts des kranken Königs in Florenz im December 1859 sandte er mir von Turin seine dienstthuende Somnambule zu, um sie der Königin zur Consultation über den Zustand ihres Gemals zu präsentiren. Ich brauche nicht zu sagen wie diese das Ansinnen aufnahm.

Im Jahre 1862 wurde er nach Constantinopel versetzt. Ein Fünfunddreißigjähriger hatte er Pera ungern verlassen: vierundsechzig alt kehrte er zurück, und empfand den großen unterdeß in den Dingen wie in seiner Person und in seinen Anschauungen vorgegangenen Wechsel. Mit seiner unleugbaren Gewandtheit hat er aber die beinahe völlig veränderten Verhältnisse richtig erfaßt und gut zu verwerthen gewußt. Nach Verlauf von sechs Jahren kehrte er, wie man sich am Bosporus auszudrücken pflegt, nach Europa zurück, und zwar nach Florenz, wohin unterdessen die piemontesische Regierung infolge napoleonischer Nöthigung ihren Sitz verlegt hatte. Das durch die Uebereinkunft vom Jahre 1864 ins Leben gerufene Provisorium machte sich ihm wie allen seinen Collegen nur zu sehr bemerklich. Ich wüßte kaum einen derselben zu nennen, der es nicht empfunden hätte daß es sich hier nur um ein Intermezzo handelte, welches durch fremden Willen geschaffen worden war; ein Intermezzo an welchem jedoch nicht der Charakter der neuen Hauptstadt Schuld trug, die im Gegentheil so recht geeignet schien die noch hochgehenden Wogen der Zustände des italienischen Einheitsstaates in möglichst sichere Grenzen einzudämmen und die moderirende Eigentümlichkeit des toscanischen Geistes wohlthätig walten zu lassen. Ob er mit allen Resultaten der Politik, welcher er einst so laut applaudirt hatte, auf dem

fremden Boden immer einverstanden gewesen ist, lasse ich dahingestellt sein; jedenfalls aber hat er dazu beigetragen, ein gutes Verhältniß zwischen Italien und dem von ihm repräsentirten Lande aufrecht zu erhalten, was bei gewissen Velleitäten in höchsten Kreisen während des deutsch-französischen Krieges nicht immer leicht war. In den Jahren 1871 und 72 habe ich ihn in Florenz vielfach gesehen, und meine alten Beziehungen zu ihm sind immer gute geblieben. Seine späten Jahre waren keineswegs heiter, obgleich er sein gewohntes Leben fortzuführen suchte. Das Verhältniß zu seiner Frau war das unerfreulichste, und seine Gesundheit hatte sehr gelitten. Schon früher hatte er in dem traurigen Leucker Bade in Wallis wiederholt Hülfe gegen Leiden gesucht, die später drohende wurden. Als Italien Rom zur Hauptstadt machte, ging er dorthin als deutscher Reichsgesandter, ohne sich jedoch dauernd niederzulassen, indem sein Gesundheitszustand ihn nach Florenz zurückführte, wo er am 22. October 1872 einer schweren Operation erlegen ist.

Doch es ist nöthig in die berliner Welt zurückzukehren. Wissenschaft und Literatur waren in derselben nicht ohne Auszeichnung vertreten. So namentlich im diplomatischen Corps. Der schwedische Gesandte Baron Charles d'Ohsson, der schon in den zwanziger Jahren das große Tableau de l'Empire Ottoman seines Vaters Mouradja d'Ohsson durch einen dritten Band fortgesetzt aber noch nicht abgeschlossen hatte wie es denn unvollendet geblieben ist, war vor seiner Uebersiedelung nach Berlin im Haag (wo er, nebenbei gesagt, eine lebendige und hübsche Tochter des Landes aus einer in der Diplomatie bekannten Familie, Sirtema de Grovestins,

heimgeführt hatte) i. J. 1835 mit einer von Dschengiskhan bis Tamerlan reichenden Geschichte der Mongolen aufgetreten. Der Gesandte der Vereinigten Staaten Henry Wheaton schrieb in Berlin in französischer Sprache die Geschichte der Fortschritte des Völkerrechts in Europa und Amerika von dem Westfälischen Frieden bis auf unsere Tage, welche zuerst 1841, dann vielfach verbessert 1846 in Leipzig erschien, im Augenblick wo er die diplomatische Laufbahn verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren. Man sah ihn ungerne scheiden, einen einfachen, wohlwollenden, in politischen Fragen verständigen und versöhnlichen Mann, den die königliche Akademie der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede gewählt hatte. Berlin hat später einen anderen ausgezeichneten Literaten als Vertreter der großen Republik geehrt, den Historiker Bancroft. Von Beiden habe ich, durch ein seltsames Zusammentreffen, in Paris Abschied genommen, von Wheaton im September 1846, von Bancroft im Juni 1873 bei einem Diner bei Thiers, an welchem Mignet, Renan, Jules Simon, Barthélemy St. Hilaire, de Pressensé u. A. theilnahmen. Im Jahre 1845 kam J. B. Nothomb als belgischer Gesandter und hat den Rest seines Lebens in Berlin verbracht, wo er als Altersdoyen des diplomatischen Corps im Herbste 1881 gestorben ist. Klug, gewandt, einsichtig, berechnend, vielseitig gebildet und im Arbeiten und Studium unermüdlich, der rechte Typus eines auf einen liberalen Advocaten gepfropften, durch Erfahrung und richtige Erkenntniß der Lage der Dinge conservativ gewordenen Staatsmannes. Sein Essai historique et politique sur la révolution belge, zu einer Zeit erschienen wo das junge Königreich zwar seine Selbständigkeit anerkannt sah, aber die Probe seiner Lebensfähigkeit noch zu

bestehen hatte, und dreiundvierzig Jahre später zum vierten Male in erweiterter Gestalt ans Licht getreten, legt auch von Nothombs schriftstellerischen Gaben vollgültiges Zeugniß ab, wie er denn zu denen gehört, welche der historischen Literatur ihres Heimatlandes, die immer mit einer Zwitterstellung zu kämpfen gehabt hat, eine jetzt allgemein anerkannte Bedeutung gewonnen haben. Der türkische Legationssecretär Davoud Oglou veröffentlichte später eine umfassende Arbeit über die altdeutschen Stammrechte, welche seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zur Folge hatte.

Die einheimischen höheren Gesellschaftskreise standen nicht zurück. Fürst Hermann Pückler verweilte nach seinen ägyptischen Wanderungen wiederholt längere Zeit in Berlin, ein Gast seiner geschiedenen Gemalin, wegen seines lebendigen und originellen Geistes und seiner durch seltene Beobachtungsgabe in den verschiedensten Ländern und Kreisen bereicherten und gewürzten Conversation, abgesehen von seinem eminenten schöpferischen Talent in der Gartenkunst, auch von solchen gerne gesehen, denen seine sittlichen Lebensanschauungen nicht zusagten. Seine schriftstellerische Laufbahn hatte ihren Höhepunkt überschritten. „Aus Mehemet Ali's Reich“ hatte mäßigen, die „Rückkehr“, die er damals in Berlin drucken ließ, gar keinen Beifall gefunden. Pücklers Freund Varnhagen von Ense ist soviel mir bekannt zu dem König nicht in nähere Beziehungen getreten und blieb zu jener Zeit der Hof- und diplomatischen Gesellschaft ferne. Durch seine für Preußen geradezu compromittirende Haltung während seiner Mission in Carlsruhe 1819 hatte er sich in der Diplomatie wenigstens zeitweilig unmöglich gemacht, obgleich man einmal daran gedacht hat, ihn nach den Vereinigten Staaten

zu senden. Graf Bernstorff, der sein Redactionstalent und seine politischen und sonstigen Kenntnisse und Erfahrungen schätzte, brauchte ihn noch gelegentlich, was jedoch unter Ancillon aufhörte, sodaß er mehr und mehr ein Literatenleben führte und in seinen Erwartungen getäuscht und gekränkt, in eine Opposition hineingerieth, die sich im Jahre 1848 bis zur persönlichen Verbissenheit schärfte, während er Einflüssen verfiel, die ihm in jeder Beziehung nur geschadet haben, selbst über das Grab hinaus. Ein bedeutendes obgleich oberflächliches Talent mit Beobachtungsgabe und seltener Formvollendung, zum Memoirenschreiber wie gemacht, wenn die von ihm geschilderten Verhältnisse nicht allzu oft kleinlicher Art wären und die breite Behandlung nicht rechtfertigten; ein gewandter und geschmackvoller Biograph, mögen immerhin seine Lebensbilder aus der neuern preußischen Kriegsgeschichte durch spätere Arbeiten überholt worden sein.

Graf Athanasius Raczynski benutzte die Pausen zwischen seinen Missionen in Dänemark, in Portugal und Spanien zu mehrfachem Aufenthalt in Berlin, wo seine reiche Gemäldesammlung von den Linden in das Local am Thiergarten übergesiedelt war, das sie nun verlassen hat. Einen eifrigern und großmüthigern Kunstfreund hat es selten gegeben, und wenn sein großes kostbares Werk über die deutsche Kunst, bei dessen Ausarbeitung ich ihn im Jahre 1835 kennen gelernt hatte, verfrüht war, bewahrt es doch immer historischen Werth, während es eine Menge trefflicher Nachbildungen bringt. Sein Buch über die Kunst in Portugal, welches damals erschien, enthält eine Masse schätzbaren Materials, das später theilweise zu weiterer Arbeit Anlaß geboten hat. Der edle und liebenswürdige General Rühle

von Lilienstern, dessen Name in die Zeit der Freiheitskriege und zu Max von Schenkendorf zurückversetzt, damals Chef des Militär-Erziehungswesens, versuchte sich außerhalb seines militärischen Faches in historischen und philosophischen Arbeiten, denen es nicht an Geist, wohl aber an strenger Schule fehlte. General von Peucker, welcher nach Jahren die Leitung des Militär-Bildungswesens antrat, war ein höchst kenntnißreicher Offizier, der sich auch in der Geschichte des Kriegswesens des Altertums als Schriftsteller sehr bewandert gezeigt hat. Der Hofmarschall des Prinzen Carl, von Schöningh, veröffentlichte kriegsgeschichtliche Werke, die den Ruhm der preußischen Waffen älterer Zeiten feierten; der Major Leopold von Orlich, der eine Geschichte König Friedrich Wilhelms I. verfaßt hatte, lieferte in seinen an Humboldt und Ritter gerichteten Reisebriefen aus Indien schätzbare Beiträge zur Kenntniß eines Landes, das er mit Ernst und Fleiß kennen zu lernen sich bestrebt hatte. Auch einen „Flüchtigreisenden“ hatte die Hofgesellschaft, den Oberschenk von Arnim, gewöhnlich Pitt-Arnim genannt, Bruder Ludwig Achims, dessen Bändchen allerdings den Titel, den er sich beilegte, rechtfertigten, aber doch manche Blicke in die geselligen und sittlichen Zustände der vielen von ihm besuchten Länder werfen ließen. Fürst Otto von Lynar und Graf Wilhelm Blankensee, Beide nicht unbegabt, aber Letzterer durch Excentricität verdorben, machten als Poeten größern Anspruch, als die kritische Welt ihnen zuzugestehen geneigt war. Das deutschredende Ausland hatte einen Mann nach Berlin gesandt, der durch Geburt und gesellige Beziehungen wie durch Talent und vortheilhafte äußere Erscheinung befähigt schien, sich in der Gesellschaft eine angesehene Stellung

zu schaffen. Es war Alexander von Sternberg, den ich bald nach meiner Ankunft im Jahre 1843 daselbst kennen lernte, und welchen das Interesse, welches die Frau Großherzogin Großfürstin von Weimar einmal an ihm genommen, mächtig fördern zu müssen schien. Aber in seinem novellistischen Talent war etwas was nicht in die rechte Tiefe ging und ihn nie zu rechter Lösung gelangen ließ, in seinen Ansichten und Lebensanschauungen war etwas Schillerndes, was an wahrem Ernst zweifeln ließ, selbst bevor sie sich auf einen schlüpfrigen Boden verloren, von welchem aus sich üble Nachrede über seine Lebensweise verbreitete, die mit mancherlei Unordnungen vereint ihm beinahe die Thüren verschlossen. Seine historischen Romane und Charakterschilderungen sind durchaus willkürlich und wissentlich unwahr.

In diesen Jahren trat in der berliner Gesellschaft häufig ein Mann auf, dessen Stellung, Geschicke und geistige Gaben die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen geeignet waren. Dieser Mann war Felix Lichnowski, welcher, obgleich erst ein Dreißiger, schon auf ein ereignißreiches Leben zurückblickte. In Rom war ich im Winter 1842/43 mit seinem Vater dem Fürsten Eduard Maria namentlich im Spaur'schen Hause fast täglich zusammengetroffen. Nicht gewöhnliche geistige Eigenschaften zeichneten Letztern aus. Seine Geschichte des Hauses Habsburg, welche er inmitten der Regierungszeit Kaiser Maximilians nicht ferne von dem beabsichtigten Abschluß unvollendet zurückließ, entspricht dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr, und ist auch wol, ungeachtet fleißiger Forschung, nie ohne ernste Mängel der Kritik wie der Darstellung gewesen. Aber der Verfasser war ein Mann von scharfem Geiste und lebensvoller Auffassung und wie er

in seinem historischen Urteil dem Absolutismus der Fürsten und den vor nunmehr fast einem Jahrhundert aufgekommenen Revolutionsgrundsätzen gleiche Schuld an der Untergrabung des christlichen Princips von Recht und Pflicht der Obrigkeit und von der, Gott verantwortlichen Stellung derselben zu der Gesammtheit zuerkannte, betrachtete er die Entwicklung der Geschichte als eine organische und nicht durch Einzelheiten bedingte. Bei solcher Grundanschauung entschieden monarchisch und katholisch gesinnt, hatte er den Vortheil der Consequenz welche diese Gesinnung, wo sie ernst und tüchtig, verleiht. Er war vielseitig und gründlich, durch Studien wie durch reiche, auch trübe Lebenserfahrung unterrichtet, ein gewandter Dialektiker, nicht eigentlich streitsüchtig aber in der Conversation ein Gegner dem man stets zu pariren sich bereit halten mußte. Auf seinen ältesten Sohn war nicht wenig von seinem Geiste übergegangen, nur daß diesen der Drang von Thätigkeit und Wechsel, der den Vater bis zu reifen Jahren nicht zum Vortheil seiner Familienverhältnisse beherrscht hatte, frühe schon auf eine militärische Laufbahn trieb, deren Natur seinem abenteuernden Charakter zusagte. Anfangs im preußischen Kriegsdienst (die Lichnowski, im Grunde überwiegend Oesterreicher, sind sujets mixtes), trat er in den des spanischen Kronprätendenten, und hat über zwei Jahre lang Erfolge und Niederlagen eines zeitweilig glücklichen aber am Ende doch von der Masse der Nation nicht unterstützten Parteikampfes getheilt, dessen Fährlichkeiten er nicht ohne Gewandtheit und Lebendigkeit geschildert hat. Man weiß, daß es längere Zeit hindurch von einer Anerkennung Don Carlos' durch die drei großen nordischen Höfe nicht gar ferne gewesen ist. Als er im Jahre 1840 auf eine Zeitlang nach Hause zurückkehrte,

fand er die zerrütteten Vermögensverhältnisse in den Händen einer verständigen Mutter, einer Gräfin Zichy Muhme der Fürstin Metternich, und schon damals, namentlich aber nach dem Tode seines zu München am Neujahrstage 1845 verstorbenen Vaters ist es seine eifrige Bemühung gewesen, dieselben zu bessern, was ihm auch ungeachtet seines kurzen Lebens gelungen ist. Felix Lichnowski — dreimal glücklicher Felix, wie Fürst Pückler ihn anredete — war ein Mann von unleugbarer Begabung. Von rascher und lebendiger Auffassung, von frischem Muthe der freilich bis zur Bravade und Provocation gehen konnte, stets schlagfertig mit der Zunge wie mit der Hand, ein Welt= und Lebemann der sich jedoch von Passionen nicht dominiren ließ sondern den Dingen kaltblütig ins Gesicht sah, gewandt und von leichter Bewegung, kräftig und von vortheilhaftem Aeußern — so erschien er in jenen Tagen. Es klebte ihm etwas vom vornehmen Abenteurer an, was Viele hinderte ihm ein rechtes Vertrauen zu schenken — ich glaube es würde sich bei ihm verloren haben, wäre ihm ein langes Leben beschieden gewesen, in welchem seinen edlen Eigenschaften Zeit und Raum zur Klärung, seinem Charakter Reife zum Ausstoßen der Schlacken, seiner Erscheinung Ruhe zur Abstreifung des Schillernden geboten worden wäre. Denn ich bin der Ansicht, daß das monarchische und dabei freisinnige Princip bei ihm wie bei dem Vater Wahrheit war.

Von schriftstellernden Frauen sind Bettina und die Verfasserin von Godwie Castle zu nennen. Erstere die sich wiederholt öffentlich wie vertraulich an den König wandte, sah man außer im eignen Hause unter den Linden nur bei Savigny, Letztere nur in ihrer Wohnung, die auch die ihres

Bruders Wilhelm Wach war. Die Vorliebe des Königs für diese späten Nachahmung n Walter Scotts habe ich nie begriffen. Im Jahr 1846, im Jahr vor ihrem Tode verrieth der über allen Begriff traurige „Jakob van der Nees“ die vergeblichen Bemühungen, einem an sich falschen Genre eine neue interessante Seite abzugewinnen. Ida Hahn-Hahn kam und ging, mehr durch das Mutterbedürfniß des Besuchs bei ihrer in einer Heilanstalt untergebrachten, bis zum Erschrecken blödsinnigen Tochter zum Aufenthalt in Berlin veranlaßt, als durch anderes, wie sie denn nicht in Gesellschaft ging. Ihre eigentümliche geistige Frische und Gefühlstiefe bei einer Mischung von Poesie und Realität waren unverändert, obgleich seit dem Erscheinen von „Sigismund Forster“ und „Cecil“, die noch ebenbürtige Brüder der „Gräfin Faustine“ waren, ihre Erfindungsgabe abgeschwächt erschien, wie denn die „Orientalischen Briefe“ (1844) den Höhepunkt ihrer Beobachtungsgabe bezeichnen. Aristokratische Morgue hat man ihr wegen ihrer Lebensanschauungen und der steten Wahl der Stoffe „aus der Gesellschaft“, in welcher allein sie geistig heimisch war, mit zweifelhafterem Rechte vorgeworfen, als man überhaupt an ihrer Auffassung von Welt und Leben hätte Anstoß nehmen mögen. Jedenfalls war sie ein glänzendes Talent, das jedoch schon Spuren der Ermattung zeigte, bevor ihre Conversion sie auf ganz andere Bahnen führte. Ich habe die Gräfin Hahn zu Zeiten viel gesehen, seit ich sie auf ihrer ersten italienischen Reise 1838 durch einen von Herrn von Usedom ihr mitgegebenen Brief in Florenz kennen gelernt hatte, und habe sie immer im Umgang einfach, natürlich, liebenswürdig und ohne eine Spur von schriftstellerischer Prätension gefunden. Eine andere

Schriftstellerin, die man wol neben der Hahn genannt hat, erschien im Spätherbst 1846 in der berliner Gesellschaft, in welcher sie gut aufgenommen wurde, Therese d. i. Frau von Bacharacht geb. von Struve. Nicht mehr in der ersten Jugend, war sie eine anmuthige und anziehende Erscheinung und eine Frau von Welt und liebenswürdigem Wesen, die im vornehmen Salon eine gleich gute Figur machte wie im literarischen Kreise. Ihre Romane, die auch wie die der Hahn in höhern Kreisen spielen, sind letzteren an Tiefe und Gluth der Empfindung nicht zu vergleichen, während sie gleich ihren Reisebriefen von feiner Beobachtung zeugen, die jedoch nicht hingereicht hat, Reisebriefe und Romane vor baldigem Vergessen zu schützen. Drei Jahre nach ihrem berliner Aufenthalt heiratete Frau von Bacharacht den niederländischen Obersten von Lützow, dem sie nach Java folgte, wo sie bald dem Klima erlegen ist.

Die eigentliche berliner Literatenwelt ist mit Ausnahme der wenigen bereits genannten Männer soviel mir bekannt nicht in eigentlichen Beziehungen zum Hofe und zu der Hofgesellschaft gestanden. Bei einem derselben hat es mir namentlich leid gethan, bei Willibald Alexis. Aber er war damals zu sehr in ein, man verzeihe mir den Ausdruck, gewerbliches Schriftstellerwesen, in Buchhandels- und, wenn ich nicht irre, Häuserbau-Speculationen und dergleichen hineingerathen, um sich recht frei zu bewegen. Ich habe ihn meist bei Friedrich von Raumer getroffen. Ein seltnes Erzählertalent und vollständige Beherrschung seiner Stoffe in historischer, culturgeschichtlicher, localer Beziehung vereinigten sich bei ihm mit einem warmen Herzen, mit echter Hingebung an seine Aufgabe, mit schlagendem Witz, mit herzhafter

patriotischer Gesinnung, und wenn er doch das Höchste nicht erreicht hat, dem er so nahe gekommen, liegt es theils daran, daß er das rechte Maß der Bedeutung seiner Stoffe und somit des Interesses des Lesers nicht erkannt, theils an einem Mangel an Klarheit in Auffassung und Charakteristik selbst der Hauptperson, wie es in dem sorgfältigst ausgearbeiteten seiner Romane, dem Falschen Waldemar der Fall ist. Die Mark Brandenburg hat in ihm ihren talentvollsten und liebenswürdigsten Dichter im erzählenden Fache gehabt.

Es liegt mir selbstverständlich ferne, die berliner Gelehrten= und Literatenwelt jener Tage schildern zu wollen. Auch der fremden, wenn sie nicht in wenigstens vorübergehende Beziehungen zum Könige und zum Hofe kamen, wie der edle Herzog von Luynes, Honoré d'Albert, die Archäologen Raoul Rochette und Ludwig Roß, welcher Athen, wo er so belebend gewirkt, mit Halle vertauschte, wo ein herbes Geschick ihn traf, Andersen, der liebenswürdige und wahrhaft poetische Erzähler und Märchendichter, der Engländer Monkton Milnes nachmals Lord Houghton, habe ich hier nur flüchtig zu erwähnen. Georg Herwegh's Mißaventüre ging meiner berliner Zeit um ein Jahr voraus. Schönlein des Königs Leibarzt hatte diesen veranlaßt, den Dichter, dessen Verse Aufsehen machten obgleich das Negative und Unklare seiner Dichtung Vielen sogleich auffiel, zu sehen. Herwegh spielte seine Rolle schlecht, und sein Brief war tactlos und unpassend: zur Ausweisung lag aber doch schwerlich ein Grund vor, und Heine's allbekanntes Gedicht brachte die Lacher auf seine Seite. Emanuel Geibel, der mit Ernst Curtius längere Zeit in Griechenland verweilt hatte, war im Jahre 1847 nach Berlin gekommen und wurde durch seine

lyrischen Poesien, die sich einer in Deutschland später vielleicht nur durch den Dichter des Trompeters von Säckingen übertroffenen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben, der erklärte Liebling des Publicums, was er durch Innigkeit und Wärme des Gefühls, durch ethischen Gehalt, durch Harmonie der Sprache und Meisterschaft des Versbaus, durch classischen Geist verdiente. Solche Vorzüge in seltenem Verein würden ihn dem Könige empfohlen haben, auch wenn Herr von Rumohr in seiner letzten Lebenszeit dessen Aufmerksamkeit nicht auf den jungen Mann gelenkt hätte, als dessen literarische Thätigkeit ihn eben erst weiteren Kreisen bekannt zu machen begonnen hatte, wobei der Monarch ihm, den er noch nicht persönlich kannte, freiere und unabhängige Ausbildung seines seltenen Talents erleichterte. Geibels Freundschaft mit Ferdinand Freiligrath verleitete ihn, dessen Herz für sein Vaterland warm schlug, nicht zur Betheiligung an der politischen Opposition, die im Jahre 1848 zur Rebellion wurde. Freiligrath hatte in der Umgebung des Königs manche Freunde, unter ihnen General von Radowitz, welcher auffallenderweise den „Löwenritt" bewunderte, dies versificirte Gaukelspiel von falschen mühsam zusammengetragenen Bildern und factischen Unmöglichkeiten, welches den Leuten imponirte, weil es sie mit der Karroe des Kaffers und dem Gnu Bekanntschaft machen und vom afrikanischen Wüstensaum das Frühroth über Madagaskar leuchten sehen ließ. Freiligraths ungewöhnliches und frisches Talent, welches in die Lyrik einen belebenden Hauch brachte, neue Bahnen einschlug, den Blick in ferne Regionen eröffnete und eine unbekannte Welt erschloß, während es mit den Schwierigkeiten der Form gleichsam spielte, gefiel sich nur zu oft in Verkünstelung und Unnatur,

indem es durch falsche Farben zu blenden und durch Ungeheuerlichkeiten ohne innere Wahrheit zu überraschen suchte, wobei dann wieder gelegentlich die echtesten zum Herzen dringenden Accente die leidige Manier durchbrachen. Seine Uebertreibungen sind in ihrer Art ebenso falsch und geschmacklos wie die Marini's, Gongora's und Lohensteins, die auch Leute von Talent waren. Sein Verhalten gegenüber dem Könige der ihm wohlwollte, habe ich tief beklagt. Wenn seine politischen Anschauungen andere wurden und ihm nicht mehr gestatteten eine Gabe anzunehmen, die ihm ohne Bedingung noch Verpflichtung geboten worden war, niemand durfte ihm verargen, wenn er sie nicht mehr annahm. Aber sein Uebertritt in das demokratische Lager lieferte eine zu grelle Dissonanz mit seiner Vergangenheit, und drei Jahre später schändete er seine Muse und sich selber durch die gemeinsten Schmähungen gegen die Person eben dieses Königs, Schmähungen, dadurch noch verächtlicher, daß sie nicht in der Hitze des Kampfes, sondern nach „vier Monden“ hingesudelt wurden, nach dem Zeughaussturm, nach der Straßenschlacht der pariser Anarchisten, die „werth des lorbeerreichsten-Grabes“! Schlimmer als schlechte Verse, eine schlechte Handlung. Wenn es amende honorable giebt für solche Versündigung gegen Anstand, Vaterlandsgefühl, ja gesunden Menschenverstand, so hat der Poet sie in den Tagen des glorreichen Kampfes geliefert, in welchem Deutschland unter dem „Prinzen“ siegte, dessen „Wiederkehr“ seine „Todten“ den Lebenden auch als Verbrechen angerechnet hatten, ein Kampf, in welchem er wieder Accente fand, die seiner bessern Tage und seiner noch reinen Muse würdig waren.

Ich kann diese Skizze der geselligen Verhältnisse in diesen

letzten Jahren altherkömmlicher Zustände nicht abschließen ohne eines Mannes zu gedenken, der wol befähigt gewesen wäre eine Rolle zu spielen, welchen aber ich weiß nicht ob vielmehr eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, oder ein Mangel an Energie bei einem sonst keineswegs passiven Temperament vom Hervortreten abhielt, sodaß er heute völlig verschollen ist, während er einst zu anderm befähigt und bestimmt schien. Hermann Franck war der Sohn eines vermögenden Banquiers in Breslau. Er machte ernste Studien, unter anderm in seiner Vaterstadt wie in Göttingen, wo er Heinrich Heine viel sah, bei dessen Uebertritt zum Christentum er Zeuge war. In der Heimat trat er in enge freundschaftliche Beziehungen zu Carl Schall dem heiter geistvollen Lustspieldichter; Heinrich Laube hat in seinem lebendigen Charakterbilde dieses nicht unbedeutenden Mannes, der in der schlesischen Hauptstadt längere Zeit hindurch auch in geselligen Kreisen seinen Humor leuchten ließ, auch Francks gedacht. Dieser ging nach Paris, dann nach Rom, wo ich ihn im Jahre 1836 kennen lernte. Er lebte viel in der höhern Gesellschaft, in welche er, ein Mann von Geist und Kenntnissen, von feiner Bildung und von nicht gewöhnlicher musikalischer Begabung, vortrefflich hineinpaßte. Seine Beziehungen zu dem General von Lepel und zu dem gastfreien Vollardschen Hause brachten es mit sich daß er eine natürliche Tochter des Prinzen Heinrich, die unter dem Namen Mathilde Hunter seit ein paar Jahren in letzterem Hause lebte, kennen lernte. Es ist oben darauf hingewiesen worden wie der Prinz sich immer mehr einer menschenscheuen Stimmung hingegeben hatte, die ihn mit der Zeit von allem Umgange ausschloß, sodaß er, bei

17*

meiner Ankunft in Rom nicht über fünfundfünfzig alt, ohne krank zu sein das Bett nur auf ernstlichstes Andringen des Arztes verließ und niemand sah als eine neapolitanische Dame, die Baronin Senardi Witwe eines Müratschen Kriegsministers, die ihm von Neapel gefolgt war, deren beide verheiratete Töchter und seinen Secretär — man behauptete mit seinem Adjutanten Lepel spreche er gewöhnlich nur durchs Schlüsselloch. In dieser Vereinsamung, in welcher er sich meist mit Lectüre beschäftigte (alles Neuerscheinende ließ er sich senden), ließ er nun, ich glaube es war im Jahre 1833, diese Tochter von Berlin zu sich kommen, und sie brachte regelmäßig einen Theil des Morgens bei ihm zu. Sie war wohlgebildet ohne hübsch zu sein, nicht glänzend aber verständig und einfach.

Im Frühling 1838 kam mit des Prinzen Einwilligung ihre Heirat mit Dr. Franck zustande. Nach Deutschland zurückgekehrt leitete dieser längere Zeit die Brockhaus'sche „Deutsche Allgemeine Zeitung" und lebte, nachdem er dies Verhältniß aufgelöst, einige Jahre in Dresden in den angenehmsten Verhältnissen und in stetem Umgange mit den Literaten und Künstlern, an denen die sächsische Hauptstadt nie Mangel gehabt hat und unter welchen damals ein ergiebigeres Leben begonnen hatte als dasjenige der Zeit der Abendzeitung und ihres Kreises gewesen war. Wiederholt habe ich ihn in Dresden besucht, einer Stadt die mir von meiner ersten Anwesenheit her die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hat und wo ich mit Hermann Hettner, Heinrich Wilhelm Schulz, Ludwig Gruner, August Grahl, Julius Hübner, Moritz Steinla gerne verkehrte. Sei es daß der Wunsch eines größeren Schauplatzes oder daß die Absicht

doch noch in später Stunde sich ein Feld amtlicher Thätigkeit zu verschaffen ihn bewogen, im Jahre 1846 zog Franck nach Berlin, wo er, in bequemen pecuniären Verhältnissen, mancherlei Verbindungen anknüpfte oder erneute und Viele so aus dem Gelehrten- wie Künstlerstande bei sich sah. Er war wie gesagt ein fein gebildeter Mann von vielen und gründlichen Kenntnissen und scharfem Urteil, ein Liberaler aber ohne eine Spur demokratischer Uebertreibung. Ich habe ihn bis zu meinem Scheiden aus Berlin im Herbste 1847 viel gesehen und mich stets seines lebendigen Geistes und der Fülle seiner Anschauungen erfreut. Zur Zeit des Vereinigten Landtags gingen viele Leute bei ihm aus und ein und er wäre den politischen Dingen nicht ferne geblieben, wenn über diese und sein Geschick nicht heftige Stürme hereingebrochen wären. Ein entsetzliches Schicksal hat diesen Mann betroffen. Aus seiner glücklichen Ehe hatte er einen Sohn, einen schönen und blühenden Knaben. Dieser war heranwachsend als die Mutter an einem für völlig unbedeutend gehaltenen Anfall fliegender Gicht plötzlich starb. Der Witwer vereinigte nun alle Liebe und Sorge auf das Haupt dieses Kindes und lebte nur für dessen Erziehung und Gedeihen. Frühe schon legte der Knabe die stärkste Hinneigung zu dem Seemannsstand an den Tag, und kein Zureden noch irgend welche Bemühungen des Vaters vermochten ihn von dieser Neigung abzubringen. Als der Vater gewahrte daß nichts half, brach er alle seine noch übrigen Beziehungen ab und zog mit dem Sohne in die ferne Gegend Berlins, wo die Schwimmanstalt diesem Gelegenheit zu seiner ersten Ausbildung bot. Er ist endlich mit ihm nach England gegangen, wo der unterdessen zum Jüngling Herangewachsene Beschäftigung zu finden

hoffte. Hier ist die Katastrophe eingetreten. Der Vater konnte sich von dem Sohne nicht trennen. Je näher der Augenblick trat in dem diese Trennung doch stattfinden mußte, um so mehr verdüsterte er. Der Jüngling sollte seine Probefahrt auf einem Kauffahrteischiffe machen, welches von Brighton abzusegeln bestimmt war. Die Beiden trafen in dieser Hafenstadt ein, wo sie die Nacht vor der Abfahrt des Fahrzeugs in einem Hotel zubrachten. Plötzlich in der Nacht hörten Dienstleute im Hofraum einen schweren Fall; man eilte hinzu und fand den Vater mit zerschmettertem Schädel am Boden liegen. Man eilte hinauf in den obern Stock, wo der Jüngling todt auf dem Lager lag. Ganz klar ist die Sache nie geworden; die Untersuchung hat nicht gehörig constatirt was den Tod herbeigeführt hat, und es ist der traurigen Annahme Raum geblieben daß der unglückliche Vater, unvermögend sich von dem Sohne zu trennen, in einem Anfall von Geistesstörung diesem das Leben genommen und dann das eigene gewaltsam beendet hat.

Während der drei Jahre von 1844 bis 1846 bin ich in vielfachen Beziehungen zum Könige gestanden. Mein amtliches Verhältniß brachte es mit sich daß ich über literarische Dinge Bericht zu erstatten, eingesandte Schriften durchzusehen und die Antworten des Königs, namentlich französische und italienische zu entwerfen, meinerseits auch manche neue Werke besonders aus Italien zu überreichen hatte. Dies gab dann Anlaß zu mancherlei Besprechungen. Meist fanden sie Abends beim Thee in den Gemächern der Königin, in der schönen Jahreszeit auch bei der Tafel in Sanssouci und Charlottenhof statt, im Spätherbst im Schlosse zu Charlottenburg. Die Abende waren, wie bereits geschildert worden, völlig

einfach und zwanglos, auch wenn fürstliche Gäste zugegen waren, wie es mit den mecklenburgischen beider Linien, den baierischen, den anhaltischen, dem Herzog von Braunschweig u. A. wiederholt geschah. Häufig wurde Abends vorgelesen, wobei freilich fremder Besuch nicht selten störte. So wurde z. B. im März 1844 eine Vorlesung Carl Ritters über die oberen Nilgegenden in der Mitte unterbrochen. Am 25. Juli desselben Jahres war ich Abends im Schlosse, wo der Domchor mehre Choräle mit der Virtuosität ausführte, welche dieses Institut mit Recht berühmt gemacht hat. Die Majestäten waren von Sanssouci in die Stadt gekommen um am folgenden Morgen nach Erdmannsdorf und später nach Ischl zu reisen. Der Minister von Bodelschwingh, Graf Wilhelm Redern, Herr von Massow u. A. waren zugegen, von Damen blos die zum Hofe gehörigen. Der König war sehr heiter und das Gespräch berührte Manches aus meiner engeren Heimat. Am folgenden Morgen bei der Abfahrt feuerte der vormalige Bürgermeister Tschech unter dem Schloßportal zwei Kugeln auf den Wagen ab, von denen die eine den König auf der Brust traf, die andere den Hut der Königin streifend in die obere Decke des Wagens einschlug. Das Attentat hinderte die Abfahrt nicht; auf dem schlesischen Bahnhof angelangt, legte der König den Mantel ab und Oberst Graf Brühl knöpfte ihm Rock und Weste auf, worauf die Kugel zu Boden fiel, welche eine leichte im Augenblick nicht bemerkte Contusion hervorgebracht hatte. Ohne die Falten des Mantels wäre der König wahrscheinlich verloren gewesen. Man weiß welchen Eindruck dieser Mordanfall in der Hauptstadt und bald darauf im ganzen Lande machte. Ausgenommen in Paris, waren Verbrechen

dieser Art damals weit seltener als sie, Gott sei's geklagt, seitdem geworden sind.

Am 1. Juni fand in der Singakademie die Gedächtnißfeier für Thorwaldsen statt, zu welcher bildende Künste und Musik sich vereinigt hatten. Rungenhagen hatte die Composition zu einem Prolog von Kopisch geliefert, Taubert eine Cantate; mir war die Festrede zugefallen. Im August begab ich mich nach dem Rhein und von dort durch die französische Schweiz und über den Mont Cenis nach Turin und Florenz, wo ich die Ehre hatte die von Rom kommende Frau Prinzessin Carl während ihres Besuches umherzuführen. Ich habe mich stets der großen Güte des Prinzen und der Prinzessin zu erfreuen gehabt, und in den ersten Jahren meines berliner Lebens, als deren Kinder Prinzessin Luise und Prinz Friedrich Carl noch einen besonderen Haushalt hatten, bin ich wiederholt zu diesen zu Tische geladen worden, mit dem Feldpropst Bollert, dem nachmaligen Regierungspräsidenten von Viebahn, dem Bildhauer Rauch u. A. Anfang October begab ich mich von Florenz über Bologna nach Ravenna, eine Stadt die ich noch nicht kannte und welche mir das lebendigste Interesse einflößte. Sie bildet gleichsam das Mittelglied zwischen Altertum und Mittelalter, und repräsentirt eine Zeit, aus welcher in Rom die Monumente seltener zu werden beginnen, während sie mit Einer Ausnahme, der gegenwärtig nur zum geringsten Theil im alten Stande erhaltenen Paulskirche, die ravennatischen an Bedeutung und Glanz bei weitem nicht erreichen. Ueber Verona, München, Regensburg, wo ich die Walhalla besuchte, und Dresden war ich nach Mitte des Monats wieder in Berlin und wurde bald nach Sanssouci gerufen, wo bei der Mittagstafel große Gesellschaft

war, wozu außer dem Hofe Humboldt, General von der Gröben und Olfers, Sir George Staunton, damals der erste Kenner des chinesischen Reiches, und unser Consul in Jerusalem Dr. Ernst Gustav Schultz gehörten, dem man die topographische Beschreibung und den schönen Plan der Stadt verdankt, welche auch heute nach vielen zum Theil großartigen Forschungen nicht geringen Werth bewahren. Abends blieb ich im Schlosse. Die Königin erinnerte mich sogleich an meine letzte Anwesenheit in ihrem Kreise am Abende vor dem Attentat. Mein Besuch in Ravenna war für den König, dem diese Stadt bei seinem italienischen Aufenthalte das lebendigste Interesse eingeflößt hatte, Anlaß zu nicht minder lebendiger Conversation, in welche auch das von ihm angekaufte Mosaik der Apsis von San Michele in Affricisco hineingezogen wurde, welches ich daselbst gesehen hatte und das an geeignetem Orte ein Gegenstück zu dem Musiv von Murano zu bilden bestimmt war, welches das Halbrund des Chores der Friedenskirche schmückt.

Das Jahr 1845 brachte mich gleich bei seinem Anfang in wiederholte Beziehung zu meinen königlichen Herrschaften. Im Spätherbst 1843 war Niccolini's Tragödie Arnaldo da Brescia erschienen, von welcher ich, wie schon erzählt, in dem Vortrag über die neuere italienische Poesie gehandelt hatte. Seitdem war von diesem Stücke auch diesseits der Alpen, wo man es nachdruckte und übersetzte, vielfach die Rede gewesen, und wie es nicht anders sein konnte waren die Meinungen sehr getheilt. Nun wollte der König nähere Kenntniß von dem Drama nehmen und hieß mich die Vorlesung desselben beginnen, die ich an verschiedenen Abenden fortgesetzt habe, ohne jedoch, wie es bei den vielfachen Störungen

vorauszusehen war, damit zu Ende zu gelangen. Was ich las, genügte jedoch vollkommen eine richtige Anschauung von diesem merkwürdigen Werke zu erlangen, in welchem neben viel doctrinärer Declamation und neben einer vagen liberalisirenden Tendenz, die sich bald gegen die Kirche, bald gegen die Kaisergewalt wendet, echte patriotische Gesinnung und ungewöhnliche poetische Begabung hervorleuchten, während wahrhaft ergreifende dramatische Scenen sich mit großen lyrischen Schönheiten verbinden. Nicht selten bot die Lectüre Schwierigkeiten dar, soferne es sich um das Auditorium handelte, welches übrigens neben den Majestäten nur wenige Personen zählte, zu denen Olfers Usedom u. A. gehörten. Gerne erinnere ich mich eines Diners in Charlottenhof in der ersten Hälfte des Juli. Das Wetter war prachtvoll und wir speisten unter dem Porticus. Später spazierte der König, der sehr wohl und heiter war, mit Olfers und mir längere Zeit im Garten, wobei selbstverständlich namentlich von Kunst die Rede war, wozu die anmuthige Localität den nächsten Anlaß bot. Der Thee wurde in dem seltsamen Drachenhause im Park servirt, das Souper oben im Schlosse. Gegen Ende Juni war der König in Kopenhagen gewesen, wohin Humboldt ihn begleitet hatte. Zwischen König Christian VIII. und Friedrich Wilhelm IV. mußten vielfache geistige Beziehungen stattfinden, während die freundschaftlichen Beziehungen Beider zu Carl Friedrich von Rumohr sie einander noch näher brachten. Wie der Kronprinz im Jahre 1828 Herrn von Rumohr, so war dieser mehre Jahre früher dem damaligen dänischen Thronfolger nahe getreten und hat es ausgesprochen, wie dessen hohe Vorzüge des Geistes und Herzens ihn „zu mehr als dürrer Ehrfurcht, zu treuer

Freundschaft und Anhänglichkeit" verpflichteten. Der Königin Caroline Amalie Schwester Herzog Christians von Augustenburg, hatte Rumohr im Jahre 1827 seine „Italienischen Forschungen" gewidmet, seinen Worten zufolge auf den Antheil vertrauend, welchen sie wie jedem edleren Bestreben so besonders den bildenden Künsten zugewendet hatte, in der Erinnerung an das Herrliche, welches sie in Italien gesehen und gewürdigt, an das historisch Bedeutende, für welches sie mit seltener Sicherheit des Blicks den rechten Standpunkt aufzufinden wußte. Gelegentlich werde ich noch auf diesen Besuch zurückkommen, von welchem der König die angenehmste Erinnerung bewahrte.

Am Abend des 10. August traf der König mit mehren der Prinzen in Aachen ein zum Empfang der Königin Victoria, die einen Besuch in Brühl und auf Stolzenfels abzustatten kam. Ich brachte den Abend im Präsidialgebäude zu, dessen Räume mit vornehmen Gästen gefüllt waren. Die Generale von der Gröben und von Neumann, der Minister von Bodelschwingh, Graf Anton Stolberg, Herr Eichmann Oberpräsident der Rheinprovinz, Graf Brühl, Bunsen, Baron Schleinitz, Graf Albert Pourtalès u. m. A. waren zugegen. Nach dem Souper fand ein Fackelzug mit Musik und Gesang statt, bei Illumination der ganzen Umgebung. Der König war mit dem Empfange sehr zufrieden, lachte aber über die Hochrufe, die ihn als „König von Preußen" leben ließen. Am folgenden Tage fand der Empfang der Königin auf dem Bahnhofe statt, wozu der König und alles Gefolge in Galauniform erschienen. Die Stunde war auf Mittag angesetzt, aber man hatte drittehalb Stunden zu warten ehe der Zug der Königin eintraf — wol ein seltener Fall für

einen Souverän. Mit den preußischen Galauniformen contrastirten die grauen Paletots des Prinzen Albert und des englischen Gefolges auf seltsame Weise. Die Königin stieg aus, hörte am Arme Sr. Majestät eine von einer jungen Aachenerin gesprochene poetische Anrede an und stieg in den Wagen um Münster und Rathhaus zu besuchen, eine Fahrt um die Stadt zu machen und bei Herrn Carl Nellessen-Kelleter ein Gabelfrühstück einzunehmen, worauf die Abfahrt nach Brühl um 5 Uhr stattfand. Die Straßen waren mit Fahnen und Guirlanden geschmückt und Alles hatte ein festliches und freundliches Aussehen. Viele Jahre später habe ich die englische Herrscherin auf derselben Stelle gesehen, als sie die Prinzessin Alice nach Darmstadt führte, und wie einst durch Friedrich Wilhelm IV. bin ich ihr damals durch seinen durchlauchtigsten Bruder und Nachfolger vorgestellt worden.

Einige Tage später ging ich durch die Eifel nach Trier, von dort die Mosel hinab nach Coblenz und begab mich sodann auf einige Wochen nach England, indem ich Freunde in Devonshire und mit Herrn von Thile, unserm gemeinsamen römischen Freunde dem österreichischen Botschaftsrath A. von Brenner Felsach und dem Hannoveraner von dem Knesebeck die mittleren Grafschaften, mit Oxford, Shakespeare's Geburtsort Stratford, Kenilworth, Coventry besuchte und die Familie Bunsen auf ihrem freundlichen Landsitze Oakhill in Berks, nicht über zehn englische Meilen von der Hauptstadt sah. Nach kurzem Aufenthalte in Belgien war ich Ende October wieder in Berlin und wurde bald darauf nach Charlottenburg geladen, wo ich die Majestäten im kleinsten Kreise wieder fand. Der Winter von 1845 auf 1846 war ein sehr geselliger, worauf ich schon hingedeutet habe. König

und Königin beehrten häufig sowol die Häuser der Minister und Hofchargen wie diplomatische mit ihrem Besuch, ja der König wohnte einem Kinderball bei Graf Westmorland sowie der Aufführung einer Cantate Proserpina bei, in welcher Jenny Lind sang. Ich hatte damals ein Bändchen drucken lassen, welches unter dem Titel „Dichtergräber" die Schilderungen von Ravenna, Arquà und Certaldo, den Grabstätten Dante's, Petrarca's und Boccaccio's enthielt. Diese las ich Abends im Schlosse vor und hatte die Freude, daß der König mir damals und noch wiederholt später das Interesse ausdrückte, welches er an diesen Darstellungen nahm. Kurz vorher hatte er mir den Rothen Adlerorden verliehen. An manchen Abenden im Schlosse las Humboldt vor, so aus den Briefen Ludwigs XVIII. an Emmanuel de St. Priest, wie aus Lamartine's Geschichte der Girondins, z. B. die Erzählung von der Flucht nach Varennes, die sich bei ihm dramatisch genug gestaltet, aber durch spätere Mittheilungen noch manche Modification erhalten hat. Im Mai gingen die Majestäten auf einige Tage nach Dresden. Mitte Juni war ich zuletzt in Sanssouci, wo Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande als Gäste weilten. Die Grafen Ernst von Oriola und Georg von der Gröben Begleiter des Prinzen Waldemar auf seiner ostindischen Reise waren eben aus Ostindien zurückgekehrt, und so fehlte es nicht an Conversation, woran Humboldt lebendigen Antheil nahm. Nach der Tafel spazierte die ganze Gesellschaft auf der wundervollen Terrasse und im Park.

Am folgenden Morgen verließ ich Berlin, um mich zunächst nach dem Rhein und nach Belgien, sodann nach London zu begeben. Unser dortiger Legationsrath von Thile

hatte längern Urlaub erhalten, und im Einverständniß mit seinem Chef sollte ich ihn während dessen vertreten. Es war die Zeit der spanischen Heiraten, welche so vielen Staub aufgewirbelt und das Verhältniß zwischen England und Frankreich momentan arg gestört haben, und des „offenen Briefs" König Christians VIII., welcher den dänischen Gesammtstaat durch Veränderung der Erbfolge in den nordalbingischen Herzogtümern und Succession der weiblichen Linie zu sichern versuchte, aber die heftige Opposition in den Herzogtümern selbst wie in ganz Deutschland, sowol seitens des Bundes wie der öffentlichen Meinung hervorrief. Der dänische Gesandte Graf Reventlow Criminil war unermüdlich im Bestreben, die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieses Schrittes zu vertheidigen, womit er aber ebensowenig Glück hatte wie der französische Geschäftsträger Graf von Jarnac, sonst ein sehr gerne gesehener Mann (der Botschafter Graf Ste Aulaire war abwesend) mit der Guizot'schen Politik. Während meines Aufenthaltes in England kam die Frau Prinzessin von Preußen dorthin mit der verwitweten Königin Adelheid, bei welcher sie eine Zeit lang zum Besuche blieb. Ich hatte die Ehre die Prinzessin am 28. August mit Herrn Bunsen in Woolwich zu empfangen und später bei ihrem Besuche im Tower und dessen Umgebung zu begleiten, wobei das Frühstück bei dem Prinzen Eduard von Weimar Cousin-germain der Prinzessin eingenommen wurde, der eben damals im Tower befehligte. In der zweiten Hälfte des September begab ich mich über Folkestone und Boulogne nach Paris, wo ich unter anderm durch ein Billet Humboldts bei Guizot eingeführt wurde. Erst Anfang November war ich wieder in Berlin und konnte ein paar Tage später in Sanssouci

dem Könige über vieles Gesehene und Erlebte Auskunft ertheilen. Fürst Pückler, Humboldt, Herr von Brassier und manche Andere waren zugegen. Ende Novembers war der Kronprinz von Schweden nachmals König Carl XV. in Berlin anwesend, und ihm zu Ehren fand bei Baron d'Ohsson eine brillante Soirée statt. Der König war auf der Jagd, aber Prinz und Prinzessin von Preußen erschienen, überdies Prinz Georg von Hessen-Cassel und Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. Der Kronprinz, damals erst zwanzig alt, führte die Conversation deutsch — seine Neigungen sind später nicht nach deutscher Seite gegangen. Wer hätte es dem schönen und kräftigen jungen Manne prophezeit, daß er kaum die Mitte des Lebens erreichen und es in einem Hafen seines väterlichen Reiches beschließen würde, nachdem er eben erst in einem deutschen Bade Hülfe gegen ein zu tief eingewurzeltes Uebel gesucht hatte.

Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mannes welcher seitdem Europa, ja man darf sagen die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hat. Es war der Major von Moltke, der nach mehrjährigem Aufenthalt und großer militärischer Thätigkeit in der Türkei Herrn von Molière im vorhergehenden Jahre als Adjutant des Prinzen Heinrich nachgefolgt, nach dessen am 12. Juli 1846 erfolgtem Tode Rom verlassen hatte und längere Zeit in Berlin verweilte. Seine Beschäftigung mit der Karte der römischen Campagna, deren Vollendung durch den Wechsel seiner Bestimmung verhindert worden war, brachte mich in nähere Beziehungen zu ihm, indem eine Zeitlang die Zugabe eines durch mich in dem historisch-topographischen Theile zu bearbeitenden Textes be-

absichtigt wurde, welche dann jedoch wegen der Unmöglichkeit, demselben eine örtliche Abrundung zu geben, unterblieb. Nur ein Torso, ist diese Arbeit in Betracht der großen Sorgfalt der Ausführung auch nach den neueren französischen und italienischen Aufnahmen höchst werthvoll geblieben. Meines wiederholten Zusammenseins mit dem trefflichen Manne werde ich mich stets mit Freude erinnern.

VIII.

Vereinigter Landtag. Herbstreise nach Venedig.

Während der späteren Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. war der Kronprinz unausgesetzt mit den ständischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Man betrachtete dieselben im Lande als sein eigentliches Feld. Die Ansicht daß es bald zu einer Regelung dieser Fragen kommen müsse, sprach sich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung aus. Ein volles Vierteljahrhundert war seit dem Ende der Freiheitskriege verstrichen ohne daß die im Jahre 1810 zuerst verkündete, fünf Jahre später definitiv verheißene Neubildung der Provinzialverfassungen und Schaffung einer Gesammtverfassung für den Staat, an welche letztere, wiederum nach fünf Jahren, die Zulässigkeit der Contrahirung neuer Staatsschulden geknüpft wurde, ins Leben getreten wären. Nun waren nochmals sieben Jahre der neuen Regierung verflossen und man stand in Bezug auf die Gesammtverfassung auf demselben Fleck. Das im Jahre 1841 erfolgte erneute Zusammentreten der seit dem Jahre 1823 ins Leben gerufenen Provinzial-Landtage, so wohlthätig ihre Institution auch für die einzelnen Landestheile war, konnte umsoweniger auch nur als momentaner Ersatz für die verzögerte Bildung von

Reichsständen gelten, da die Aufgaben und Befugnisse der im folgenden Jahre zuerst und dann wiederholt in Berlin tagenden ständischen Ausschüsse so knapp bemessen waren, und der König überflüssige Sorge trug, jede Hoffnung, als enthalte diese Institution den Keim weitergehender politischer Entwicklung, selber zu zerstören.

Es ist ein großes Unglück für Deutschland gewesen daß Preußen, in der Zeit des bis zum Jahre 1830 factisch ungestörten Friedens, auf der Bahn dieser politischen Entwicklung, welche im Sinne seiner großen Staatsmänner lag und in der That mehr als einmal nahe bevorzustehen schien, nicht vorwärts gegangen ist. Es ist aller Grund vorhanden anzunehmen, daß die entschlossene und freisinnige Ausbildung des ständischen Elements auf umfassender nationaler Grundlage, wie sie den wirklichen Bedürfnissen und der gerechten Erwartung des Landes entsprochen hätte, einerseits den durch das längere Warten naturgemäß sich steigernden und ins Weite schweifenden Wünschen ein Ziel gesetzt, andererseits der Nation eine an ihre Vergangenheit erinnernde und sich anschließende Form nahegebracht, und sie von der Bahn sklavischer Nachahmung fremder Institutionen abgelenkt haben würde. Ein starker Staat wie Preußen hätte überdies seinen mehr oder minder schwachen süddeutschen Nachbarn, deren Verfassungen alsbald ernste Uebelstände herbeiführten, einen Rückhalt gewährt. Man weiß welche Erscheinungen und Besorgnisse im Innern störend eingriffen, und wie vom Jahre 1830 an außerdeutsche Ereignisse und die unsicher gewordene allgemeine politische Sachlage, welche das Werk der anticonstitutionellen Congresse vom Anfang der zwanziger Jahre mit Vernichtung bedrohte wie sie den Bau des wiener Con=

gresses schon umzustürzen begonnen hatte, den Gedanken selbst an die geringste Modification der monarchischen Gewalt auf die Seite legen ließen.

Friedrich Wilhelm IV. konnte nicht daran denken, auf dem von seinem Vater so viele Jahre lang behaupteten Standpunkte stehen zu bleiben. Er besaß nicht den Grad von Autorität welche die Ereignisse diesem verliehen und sein Alter bekräftigt hatte — er besaß auch zu viel historisches Urteil um nicht zu erkennen, welchen Wechseln die Weltlage und die Ansichten unterlegen waren. Aber indem er die Nothwendigkeit einer Gesammtverfassung für den Staat anerkannte, hielt er an der Grundanschauung fest, daß dieselbe keine von dem ständischen Princip der Provinzial-Landtage abweichende Repräsentation des Volkes nach den Normen moderner Constitutionen, sondern vielmehr eine Zusammenfassung dieser schon bestehenden Vertretung unter Hinzufügung eines Herrenstandes mit bestimmten Kategorien, ausgestattet mit Rechten in Bezug auf Steuern und Anleihen, aber wenigstens zuvörderst ohne Periodicität sein sollte. Diese Gesammtvertretung dachte er sich concurrirend mit den, abwechselnd mit den Sitzungen der Provinzialstände, alle zwei Jahre zusammentretenden Ausschüssen dieser letzteren, denen die gewöhnlichen Geschäfte, darunter die Feststellung vierjähriger Budgets, zufallen würden. Wenigstens vom Jahre 1844 an stand diese Idee beim Könige fest, obgleich er sich wie Anderen auch damals schon gestand, daß er von deren Ausführung zunächst keine Befriedigung erwarte.

Ich habe keine Geschichte des preußischen Verfassungswesens zu schreiben, dessen Genesis, so in den Entwürfen aus Friedrich Wilhelms III. Tagen wie in den dem Patent vom

3. Februar 1847 in Bezug auf die Zusammenberufung des Vereinigten Landtags, wesentlich auf der Grundlage obenbezeichneter Anschauungen vorausgegangenen Berathungen, gegenwärtig aus den Mittheilungen der amtlichen Schriftstücke klar ersichtlich ist. Auch die Anlässe zu der langen Verzögerung der Ausführung sind nun bekannt. Diese Verzögerung ist nicht dem Könige allein oder auch nur hauptsächlich zur Last zu legen. Abgesehen von den Zeitverhältnissen, welche namentlich beim Regierungsantritt infolge der neuen orientalischen Verwicklung und der Stellung Frankreichs zu derselben höchst ungünstig waren, ist in den aus der bisherigen Staatsverfassung der Monarchie an sich, wie in ihren Beziehungen zu den befreundeten Großmächten entspringenden ernsten Bedenken der Grund zu suchen. Das rasche Aufsteigen Preußens, welches, man kann sagen in einem Paar Menschenalter, zu einer Stellung gelangte zu welcher andere Staaten Jahrhunderte brauchten, ließ jede tiefgehende Aenderung seiner Constitution ernster Prüfung unterziehen. Der königliche Verfassungsentwurf ist in der That ein Compromiß zwischen der alten Machtvollkommenheit der Krone und solchen Forderungen gewesen, welche nach Friedrich Wilhelms IV. Anschauung ebenfalls auf historischem, im Laufe der Zeiten mehr oder minder verdunkeltem Rechte beruhten, einem Recht das er bereitwillig anerkannte, welches er aber zugleich von den ihm modern und nichtig erscheinenden Ansprüchen unterschied. Der König ist gewarnt worden: er möge nicht warten, die Zeit schreite rasch, die öffentliche Meinung werde durch Aufschub nicht günstiger; er möge an die Eventualität einer Krisis denken.

Der im Allgemeinen wenig günstige Eindruck welchen

die königliche Eröffnungsrede am Sonntag den 11. April machte, ist mir noch heute lebendig. Die Versammlung erschien den Meisten als eine Verneinung der Idee einer Gesammt-Repräsentation wie sie der unendlichen Mehrzahl nun einmal vorschwebte, und man sah in ihr, was sie wirklich war, nur die locale Vereinigung der Vertreter der verschiedenen Provinzen. Die Rede erschien als das Widerspiel der Thronreden, woran man sich schon, auch in England, gewöhnt hatte, ein individuelles politisches Glaubensbekenntniß, und als solches den Ansichten wie den Wünschen und Erwartungen der immensen Majorität widersprechend, während sie auch den alten Verheißungen nicht zu genügen schien. Selbst diejenigen welche die Eloquenz dieser Rede anerkannten und die Wahrheit mancher der in ihr ausgesprochenen Meinungen gelten ließen, hielten sie meist für inopportun, wie sie denn wirklich für Viele unverstanden blieb. Die Meisten aber sahen einen politischen Fehler in dem offenbaren Bestreben des Königs, der Zukunft eine Norm vorzuschreiben die nicht von ihm, nicht von Menschenmacht abhing, in der Erklärung des Willens auf einem Standpunkte zu beharren, der für seine eigene Voraussicht nicht unwandelbar sein konnte, in seiner Auffassung des Ursprungs constitutioneller Rechte, welche doch auf einer urkundlichen Vereinbarung zwischen Herrscher und Volk beruhen, die er mit klaren Worten ablehnte. Wozu der Zukunft vorgreifen? Sufficit diei malitia sua. Berlin hatte selten, vielleicht nie, eine brillantere Scene gesehen als die Auffahrt vom 12. April zur Präsentation im königlichen Schloß, aber die durch den Gang der Verhandlungen des Landtags von vornherein geweckte Befriedigung war eine sehr geringe. Denn alsbald gab sich der Zwiespalt kund,

daß die Versammlung auf Grund der alten Verheißungen ihr zustehende Rechte in Anspruch nahm, denen in der Meinung Vieler die in dem Februar-Patent ihr zuerkannten Befugnisse nicht vollständig entsprachen, während der König aus eigener Machtvollkommenheit den Ständen Rechte beigelegt zu haben glaubte, die sie früher nicht ausdrücklich besaßen. Die Verhandlungen sind häufig sehr unerquicklich gewesen und die Versammlung hat in oppositioneller Verstimmung Regierungsvorlagen von unbestreitbarer Nützlichkeit und Opportunität abgelehnt, auf welche man in späteren Zeiten wieder hat zurückkommen müssen. Aber ein Bruch ist vermieden worden, und wenn am Schlusse der König die Periodicität des Landtags innerhalb von vier Jahren auch ohne besondere Veranlassung zugestand, während er die Fortentwicklung der ständischen Verfassung auf dem Wege der Vereinbarung im Princip anerkannte, so wurde damit doch die Aussicht auf eine Möglichkeit künftigen Einvernehmens eröffnet, so weit auch die Meinungen auseinandergehen mochten, und so ungefügig sich die ganze Maschine mit ihren Ausschüssen und der mit ihr zusammenhängenden Deputation für das Staatsschuldenwesen, bei diesem ersten Versuche erwiesen hatte.

Die Opposition gegen das ganze System wie gegen einzelne Vorlagen der Regierung war am stärksten von den beiden entgegengesetzten Theilen der Monarchie, von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten und Stimmungen aus aufgetreten. Ostpreußen war das Land wo die alten ständischen Institutionen am tiefsten Wurzel geschlagen hatten, und das nahe Schreckbild des par excellence absolutistischen Staates auch auf kühlere Beobachter eine Art mahnenden Einflusses

übte. Das Rheinland, der jüngste Zuwachs des Staates war nicht blos durch seine Geschichte an selbständige Bewegung und uralte communale Rechte gegenüber schwachen Regierungen kleiner Staaten gewohnt gewesen, sondern stand auch unter dem politischen Einfluß Frankreichs, ein Einfluß zu dessen Verstärkung der Mangel an öffentlichem Leben im Inlande wesentlich beigetragen hatte und welcher auch durch die doch sehr naheliegende Betrachtung des geringen Bestandes der constitutionellen Formen und des Ueberwiegens von leerem Wortgepränge im Nachbarlande nicht abgeschwächt worden war. Diese beiden Provinzen sind es denn auch gewesen, denen bei dem großen in kürzer als Jahresfrist eingetretenen Wechsel auch in Bezug auf Persönlichkeiten eine bedeutende, wenngleich in Hinsicht auf letztere zeitlich beschränkte Rolle zugefallen ist.

Die Resultate des Vereinigten Landtags sind in legislativer Beziehung wenig befriedigend gewesen, und zwar, wie schon angedeutet, nicht durch Schuld der Regierung, sondern durch Schuld des zwischen ihr und der Repräsentation bestehenden principiellen Zwiespalts. Aber diese Zusammenkunft war doch von Ergebnissen begleitet, die nicht gering angeschlagen werden dürfen. Sie hat das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile der Monarchie, wofür unbegreiflich wenig geschehen war, belebt und gekräftigt, indem sie Landschaften wie Personen einander nahe brachte. Sie hat Gelegenheit geboten, einander scheinbar widerstrebende und doch auf einen Ausgleich angewiesene Kräfte miteinander zu messen und gegenseitige Motive besser kennen zu lernen. Sie hat endlich den Uebergang von altherkömmlichen zum Theil erprobten Zuständen zu einer un=

abweisbar gewordenen Umgestaltung vorbereitet, die von dem Alten vieles herüberzunehmen hatte. Die in der Versammlung der vereinigten Ausschüsse zu Anfang des nächstfolgenden Jahres erzielte Verständigung in Bezug auf materielle Fragen, und die königlichen Zugeständnisse hinsichtlich der festen Bestimmung der Periodicität des Landtags, und der Beschränkung der die Autorität der Gesammtheit präjudicirenden Befugnisse der Ausschüsse deuteten auf einen friedlichen Ausgleich und auf eine Weiterentwicklung der Verfassung hin, als der Sturm hereinbrach, der die ganze mühsame Arbeit vernichtete und mit einem Bruch mit der Vergangenheit drohte, dem man doch am Ende nur mit schweren Opfern und mit Annahme eines wesentlich verschiedenen Princips der Gesammtverfassung entging. Ob der Ausgleich zwischen den Anschauungen des Königs von der ständischen Grundlage einer solchen Verfassung, welche einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung unberücksichtigt ließ, und den Forderungen wie den Bedürfnissen der Neuzeit ohne diesen Sturm wirklich hätte durchgeführt werden können, wer vermag's zu sagen?

Dies Jahr brachte vieles Leben. Schon bevor der Vereinigte Landtag, man kann sagen zum erstenmal, die Provinzen nach der Hauptstadt führte, herrschte in dieser große gesellige Bewegung, welche dann inmitten aller politischen Sorgen und des nicht zu verkennenden Ernstes der Lage fortwährte. Auf dem ersten Ball, der zu Anfang Januar bei Baron Canitz stattfand, erschienen beide Majestäten, mit ihnen der Prinz und die Prinzessin von Preußen, der aus Aegypten zurückgekehrte Prinz Albrecht, die Prinzen Georg, August von Württemberg und Georg von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Augustenburg und der zu sehr

brillantstralende Fürst von Fürstenberg. Auch dem Ball im Schauspielhause wohnte der König bei. Anfang Februar erkrankte jedoch die Königin ernstlich und ihr Gemal ist in größter Sorge um sie gewesen, umsomehr als, nachdem die Heftigkeit des Uebels gebrochen war, die Genesung langsame Fortschritte machte. Während ich mich im Schlosse nach dem Zustande der hohen Kranken erkundigen ging, bin ich dem Könige, welcher ausfuhr, wiederholt begegnet. Als es im letzten Drittel des Monats besser zu gehen anfing, bin ich Abends mehrmals zu dem Könige befohlen worden, welcher einen kleinen Kreis in seinen Zimmern empfing. Graf Stolberg, Humboldt, Graf Voß, Olfers, Eichhorn, Schelling und Andere gehörten zu den Gästen; Stüler, aus Italien heimgekehrt, brachte einen Schatz von Anschauungen und Nachrichten mit. Die Conversation war die lebendigste und mannigfaltigste. Sie ging von den großen Unternehmungen zur Austrocknung der toscanischen Maremmen und von den angekauften Blöcken von Polcevera-Marmor auf Lola Montez über, welche eben damals in München la pluie et le beau temps machte und König Ludwigs Minister nebst Professoren und andern Leuten über die Klinge springen ließ, eine Execution, von deren Opfern Berlin eines zu sehen bekam, Herrn von Aretin, welcher aus seiner Stellung als Archivdirector zu der baierischen Gesandtschaft versetzt wurde, während er wahrscheinlich nie an eine diplomatische Carriere gedacht hatte. Ein andermal, wo Humboldt, Redern, Olfers, Rauch zugegen waren, kam der König mit großer Lebendigkeit auf seinen kopenhagener Aufenthalt zurück. Die Architektur der königlichen Schlösser in Stadt und Umgebung mit ihren zum Theil durch Klima und locale Erfordernisse

bestimmten Eigentümlichkeiten, mochten dieselben auch gegen Stilgesetze verstoßen, interessirte ihn lebendig, aber Manches behagte ihm sehr wenig. Das Thorwaldsen-Museum, sagte er, scheine das nahe Residenzschloß lehren zu wollen wie man griechisch bauen müsse, während es selbst ein Mischmasch sei. Die Frauenkirche sei ungefähr so wie Ronge eine Kirche bauen würde, wenn er ein großer Herr wäre. Dann kam der König noch auf Manches, was sich auf Kirchenarchitektur bezog. Es handelte sich damals gerade darum eine zweite katholische Kirche in Berlin zu bauen, da bei dem durch die Stadt gewonnenen Umfange und der Zahl der zerstreut wohnenden Katholiken, über 40 000, die Hedwigskirche nicht ausreichte. Der König hatte Sta Giustina in Padua, die ihm immer lieb gewesen war, für diesen Bau ins Auge gefaßt, wie sie denn auch der heutigen St. Michaelskirche ein Vorbild gewesen ist, wobei freilich eintraf was ich immer fürchtete, daß die Verkleinerung der Dimensionen die Wirkung der edlen Einfachheit und Harmonie dieses Baues sehr beeinträchtigen würde. Auf anderes noch lenkte der König das Gespräch, auf S. Lorenzo in Florenz, auf Sto Spirito und die eigentümliche Anordnung der ein vollständiges lateinisches Kreuz beschreibenden Säulenreihen, welche mit den Halbsäulen an den nur wenig vertieften Capellen den reichsten und in seiner Art einzigen Effect hervorbringen, sodaß man sich in einem Säulenwalde zu befinden glaubt.

Nach der Genesung der Königin machte dann das Gesellschaftsleben wieder seine Rechte geltend, und im Schlosse, im Palais des Prinzen von Preußen und anderwärts war es sehr lebendig, bevor noch die große Bewegung begann. Begreiflicherweise gewann nach Eröffnung des Vereinigten

Landtags die berliner Gesellschaft ein anderes Aussehen. Obgleich die Veränderung ihrer Natur nach wesentlich vorübergehend war, traten in den nächstfolgenden Zeiten doch so große Wechsel im Staatsleben und in allen Verhältnissen ein, daß man sagen kann, das Jahr 1846 sei das letzte für diese Gesellschaft gewesen, welche der Thronwechsel von 1840 zwar in ihren Beziehungen zum Hofe, namentlich zu der Person des Monarchen modificirt, aber im Ganzen und Großen in früherer Verfassung gelassen hatte. Nun befand man sich plötzlich wie in einer neuen Welt. Gewissermaßen lernten Hauptstadt und Provinzen einander erst jetzt persönlich kennen. Besonders war dies mit den westlichen Landestheilen der Fall. Für die um die Hauptstadt gelagerten Regionen war diese ein Centrum, für Rheinland und Westfalen nicht, selbst nicht für Preußen welches stets viel Particulares behielt. Umstände die sich, worauf schon hingedeutet worden ist, allsogleich auch in politischen Erscheinungen kundgaben und von der Regierung nicht unbeachtet blieben. In den von den einzelnen Theilen der Monarchie damals gelieferten Contingenten zu Landtag und Gesellschaft verkündigten sich mancherlei Unterschiede, die in nicht geringem Maße der historischen Formation derselben entsprachen. In Rheinland-Westfalen war der Stand der Fürsten und Herren besonders zahlreich vertreten, und hier begegnete man den vormaligen Reichsunmittelbaren und vielfach mit noch regierenden Häusern Verschwägerten, den Solms-Braunfels und Lich, den Wied, den Salm der verschiedenen Linien, den mit Belgien mehr noch als mit Preußen zusammenhängenden Arenberg und Croy, den Sayn-Wittgenstein von Berleburg und Wittgenstein, den Bentheim von Tecklenburg und Steinfurt.

Auch in Schlesien fehlten die fürstlichen Geschlechter nicht, aber mit geringen Ausnahmen, wie die Carolath und Lichnowski, waren sie der Provinz nicht ursprünglich angehörig sondern aus andern Theilen eingewandert, während in Brandenburg, in Pommern, Preußen u. s. w. andere Elemente vorwalteten. Und wie groß waren die Unterschiede, wenn man namentlich auf die Vertreter der Städte und der Landgemeinden sah. Wie gering erschien bisweilen die Zusammengehörigkeit, nicht blos zwischen den Abgeordneten neuer und denen der seit Jahrhunderten unter dem Scepter des Hauses Hohenzollern vereinten Provinzen, sondern auch bei letzteren selber. Wie nahe lag die Betrachtung, daß die einheitliche Tendenz in diesem Staate, ungeachtet der festen Formen der Verwaltung, eine schwache war und es einer durchgreifenderen Assimilirung bedurfte, welche, ohne irgendwie den berechtigten und aus dem germanischen Nationalcharakter entspringenden Eigentümlichkeiten der einzelnen Landestheile zunahezutreten, die Centralisation in ihrer nothwendigen Wirkung verstärkte und das Bewußtsein dieser Nothwendigkeit mehr entwickelte.

Der Vereinigte Landtag hat zu Betrachtungen solcher Art vielfachen Anlaß geboten, und wie in manchen Beziehungen so auch in diesem Falle Gutes gewirkt. Man ist sich näher getreten, man hat sich kennen gelernt. So auf Seite der Regierenden wie bei der Gesammtheit der vom Lande nach der Hauptstadt Gesandten, ist diese nähere Bekanntschaft fördernd gewesen. Sie hat manche Differenzen ausgeglichen, manche Vorurteile zerstört. Wenn im darauf folgenden Frühling, beim Nahen der schweren Krisis, der erste Magistrat der größten rheinischen Stadt gegen den König die Besorgniß vor Absonderungsgelüsten der Provinz

äußerte, so hat er darin wol einer momentanen Beängstigung durch den Lärm von Journalisten und schlechten Advocaten Raum gegeben, von denen sodann Manche den Mantel nach dem Winde zu hängen und einträgliche Stellen zu erlangen nicht faul gewesen sind, aber er hat nicht der Gesinnung der großen ordnungliebenden und pflichttreuen Mehrheit Worte geliehen. Wie gesagt, der Vereinigte Landtag hat Gutes gewirkt. Auch dem Könige, der während der Sitzungen viel in Gesellschaft ging, eine Menge Leute der verschiedenen Stände sah, sich mit ihnen ruhiger unterhielt als es auf Reisen geschehen konnte, abgesehen von dem Umstande, daß auf Reisen vorzugsweise die Behörden zum Worte kommen, hat sich Gelegenheit zu vielerlei Wahrnehmungen geboten. Berlin war äußerst lebhaft und großstädtisch geworden. Feste folgten auf Feste, und wenn man die Weiterungen in Anschlag brachte, welche den sachlichen Verhandlungen der Ständeversammlung verzögernd vorausgingen, mochte man sich des Wortes des Fürsten von Ligne über den wiener Congreß erinnern: Le congrès danse, mais ne marche pas. Beim Grafen Redern, der es an Glanz und Zahl seiner Abende Allen zuvorthat, beim Grafen Anton zu Stolberg, beim Grafen Arnim-Boitzenburg dessen schönes Haus am Pariser Platz eben damals fertig wurde; bei den Radziwill, Savigny, Canitz und Andern folgten die Empfangsabende einander in rascher Folge. Begreiflicherweise sah man eine Menge Personen, die in der berliner Gesellschaft völlig neu waren. In der am 13. April im Palais des Prinzen von Preußen stattfindenden Assemblée waren über fünfzehnhundert Personen anwesend, und man sah manche schwarze Halsbinden, während selbst ein Ueberrock nicht fehlte. Neben den Bällen und einfachen Ver-

sammlungen fehlte es nicht an Concerten, so in dem Radziwillschen und Rossischen Hause, an lebenden Bildern bei Savigny, an Vorlesungen wie die des Faust mit der Musik des Fürsten Anton Radziwill, an Vorträgen wie die des Baron Klesheim in oberösterreichischer Mundart und anderm Verwandten. Endlich am 24. Juni erfolgte die königliche Botschaft an die Ständeversammlung, die sich dann rasch auflöste, worauf verhältnißmäßige Ruhe eintrat. Leider blieb die Zeit der Versammlungen nicht ohne ein in Berlin neues Symptom, eine traurige Vorbedeutung des nächstfolgenden Jahres. Es waren Arbeiterkrawalle an zwei Tagen welche durch die Gardecuirassiere, zum Glück unblutig, zerstreut werden mußten.

Unter den Gästen des Sommers dieses Jahres befand sich ein Mann, der in der vornehmen Gesellschaft wie in der Gelehrtenwelt eine Rolle gespielt hat. Es war der Duca di Serradifalco, der reiche und kunstsinnige sicilianische Edelmann, welcher während einer langen Reihe von Jahren gewissermaßen die literarisch-künstlerischen Honneurs von Palermo machte. In seiner Jugend hatte er in Mailand unter Luigi Cagnola dem Erbauer des napoleonischen Triumphbogens Architektur studirt, sich aber durch den damaligen Classicismus einer zum Theil übelverstandenen antikisirenden Epoche doch zu keiner Einseitigkeit verleiten lassen, so daß er, selbständig geworden, nicht blos den großartigen antiken Monumenten der Baukunst seiner heimatlichen Insel seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern auch ihren sicilisch-normannischen Kirchen, unter denen der Dom von Monreale die erste Stelle einnimmt. Sein großes Werk über die ersteren, welches im Jahre 1842 vollendet wurde, machte ihn

in ganz Europa bekannt, und wenn es ebenso wie dasjenige über die mittelalterlichen Bauten der Kritik mehrfach Raum gab, so blieb das Verdienst des Verfassers um Altertumskunde und Kunstgeschichte seiner Heimat dennoch ungeschmälert. Er hat durch Herstellung und Herausgabe dieser bedeutenden Werke in einem Kreise, wo an geistiger Bewegung gerade kein Ueberfluß war, wohlthätig gewirkt, abgesehen selbst von der Beschäftigung, die durch ihn Architekten, Zeichnern, Kupferstechern zu Theil ward. Daß er, obgleich kein Gelehrter im eigentlichen Sinn und in der classischen Literatur wenig bewandert, in einem jeden dieser verschiedenen Zweige zu Hause war, wurde Allen klar, die sich auch nur kurze Zeit mit ihm unterhielten. Er war mit allen unsern Archäologen und Freunden der classischen Literatur persönlich bekannt oder im Briefwechsel und vom Könige schon ausgezeichnet worden, bevor er in gedachtem Sommer in Berlin erschien, wo er eine seiner Stellung und seinen Verdiensten entsprechende Aufnahme fand und der neapolitanische Gesandte alles aufbot, seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Wer hätte gesagt, daß nicht ein halbes Jahr später dieser Mann, einer der vornehmsten, wenngleich nicht der energischsten Theilnehmer an der Umwälzung werden würde, welche Sicilien verstörte und in unsägliches Elend gebracht hat! Als junger Mann hatte er sich im Jahre 1812 an der Opposition der sicilischen Barone unter englischem Einfluß gegen die Regierung König Ferdinands betheiligt. Seine echte Höflingsnatur an Stelle politischer Ueberzeugung hatte ihn aber bald mit den Bourbonen wieder ausgesöhnt, und vierzig Jahre ist er an der Spitze einer sehr einträglichen General-Direction, jener der Douanen gestanden.

Doch wußte er mit den Liberalen in gutem Einvernehmen zu bleiben, und am 12. Januar 1848 sah er sich an der Seite Ruggero Settimo's zum Mitglied des Revolutionscomité's gewählt, bei der Parlamentseröffnung am 25. März zum Präsidenten der Pairskammer, während sein Schwiegersohn, der Marquis von Torrearsa, an die Spitze der Deputirtenkammer trat. Am 21. Juli landete er im Hafen von Genua auf einer französischen Fregatte an der Spitze der Deputation, welche dem Herzog von Genua seine Wahl zum König von Sicilien anzuzeigen bestimmt war. Nicht die Neigung des Königs Carl Albert, wohl aber die sich überstürzenden kriegerischen Ereignisse dieses Sommers hinderten bekanntlich die Annahme, und der Duca di Serradifalco, der es nicht gerathen fand nach Palermo zurückzukehren, war einer der dreiundvierzig, die nach der Wiedereroberung der Insel durch General Filangieri von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Er lebte dann in Florenz, wo er Grundbesitzer ward, und war in der dortigen Gesellschaft, die es mit politischen Ansichten nie genau nahm, gerne gesehen, während sein größtes Crève-coeur darin bestand, daß er nicht zu Hofe gehen konnte, denn nur in der Hofatmosphäre athmete er leicht. Als ihm König Ferdinand, den er mit unablässigen Suppliken und Empfehlungen, auch fremder Souveräne bestürmt hatte, endlich im Jahre 1857 in Anbetracht seiner politischen Ungefährlichkeit die Rückkehr nach Palermo gestattete, entschloß er sich dazu nur nach langem Zögern und lebte auch später meist in Toscana, indem nach den Umwälzungen von 1859 sein Schwiegersohn, nachmals Senatspräsident, erster piemontesischer Präfect von Florenz wurde. Hier starb er zweiundachtzigjährig und längst ge-

schwächt am 15. Februar 1863, der Letzte seiner Familie, auf welche er ungeachtet seiner schlimmen politischen Wandlungen einen hellen Glanz geworfen hat. Es war lächerlich, ihn zu einem Märtyrer des Patriotismus machen zu wollen, aber man durfte an ihm loben, was lobenswerth war, die reichen Kenntnisse und die in höhern Verhältnissen gewonnene Umsicht und Erfahrung, vereint mit feiner Sitte und wahrer Courtoisie, mit Bereitwilligkeit zur Förderung des Nützlichen und Schönen, mit reger und thätiger Theilnahme an Personen und Dingen.

Im Sommer erschien Gasparo Spontini wieder in Berlin, wo er seit dem heftigen Sturme von 1842, infolge dessen er sein Amt als General-Musikdirector niederlegte, nicht mehr gewesen war. Dieser Sturm hatte sich vom Horizont verzogen; man hatte sich versöhnt, und er kam, um Abschied zu nehmen. Es mag ein Irrtum gewesen sein, Spontini zu jener Stelle zu berufen, aber man hielt zu jener Zeit (1820) in Deutschland vielfach noch an der alten Praxis der Wahl italienischer Maestri für deutsche Operntheater fest, und König Friedrich Wilhelm III. hatte aus Paris eine günstige Meinung vom Componisten der Vestalin und des Fernand Cortez mitgebracht. Spontini war unglaublich eitel, und man hatte auch in Deutschland vielfach dazu beigetragen, seine hohe Meinung von dem eigenen Verdienst zu steigern. Ich habe als heidelberger Student im Hoftheater zu Darmstadt einer Probe der Olympia beigewohnt, in welcher der alte völlig gekrümmte Großherzog Ludwig selber die Musik dirigirte. In Berlin trat dem Componisten dann aber auch eine Opposition entgegen, die nach manchen Seiten hin etwas sehr Verletzendes hatte und den schon in der Natur der

Dinge liegenden Zwiespalt unendlich verschärfen mußte. Die Katastrophe, welche Spontini's Thätigkeit ein Ende machte, ist bekannt. Er beging ein schweres Unrecht, und er hat es gebüßt und sein Verschulden erkannt. Er kehrte nach seiner Heimat zurück, an die er auch während seines langen Aufenthaltes im Auslande immer gedacht hatte, und erwarb ansehnliches Grundeigentum in der Nähe seines kleinen Geburtsortes Majolato bei Jesi in der anconitanischen Mark. Papst Gregor XVI. erhob ihn, wie es im Römischen bei solchen Ankäufen nicht selten geschehen ist, auch in Anerkennung seiner Verdienste als Tonkünstler, zum Conte di Sant' Andrea. Ich habe ihn damals in Rom kennen gelernt; man merkte ihm seine Selbstgefälligkeit allerdings an, aber seine Haltung und sein Ton verriethen, daß er in guter Gesellschaft zu leben gewohnt war. Bei seinem Besuche in Berlin, fünftehalb Jahre später, ist man ihm mit großer Zuvorkommenheit begegnet, und die alten Differenzen waren vergessen. Während dieses Aufenthaltes bin ich mehrfach mit ihm in Berührung gekommen und habe nur erfreuliche Erinnerungen bewahrt. Seine Frau Mlle. Erard, aus der Familie des berühmten Pianofortefabrikanten, machte den angenehmsten Eindruck. Er kehrte nach Italien zurück und ist im Jahre 1851 in seinem Geburtsorte gestorben.

Im Frühling hatte ich unter dem Titel: „Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit“ unter der Bezeichnung „Von dem Verfasser der römischen Briefe“, einen Band drucken lassen, welcher außer einer Bearbeitung der bekannten von Caracciolo herausgegebenen Briefe mit zahlreichen historischen und literarischen Anmerkungen einen Versuch über die Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens im Anschluß an

eine Charakteristik Papst Clemens' XIV. enthielt. Nach den vielen seit jener Zeit über die Aufhebung und die dabei betheiligten Personen bekannt gewordenen Actenstücken und sonstigen Aufschlüssen bin ich geneigt, manches in verschiedenem Lichte zu sehen, während ich in die Authenticität eines Theils der unter dem Namen des Papstes erschienenen Schriftstücke weit stärkere Zweifel setze als damals. In der Hauptsache aber hege ich auch heute noch dieselbe Ansicht wie im Jahre 1847, eine Ansicht, welche im wesentlichen mit derjenigen des dem Orden Loyola's keineswegs geneigten Alexis de St. Priest übereinstimmt, daß nämlich die Jesuiten durch das gefallen sind, worin sie gesündigt haben, durch die Politik. Der König ließ sich meine Einleitung durch Humboldt vorlesen und hat mir im Ganzen und Großen seine Zustimmung nicht versagt. Das Buch wurde viel gelesen und viel besprochen, selbstverständlich in verschiedenem Sinne. Ich erinnere mich einer Aeußerung von Nothomb, den ich an einem Abende im Mai bei Olfers traf. Es handelte sich um das angebliche Versprechen Cardinal Ganganelli's während des Conclave, welches ihn zum Papste wählte. „Il ne fallait pas donner de promesse. Je ne crois pas qu'il l'ait donnée; si pourtant il l'a fait, il ne fallait pas la tenir." Ich lasse die Moral der Ansicht auf sich beruhen. Wie sollte aber der neue Papst, falls er, was dahingestellt bleiben mag, sich verpflichtet hat, den bourbonischen Höfen gegenüber sich verhalten, deren Drängen seinem Vorgänger den Tod gebracht hatte?

Während dieses Frühlings machte ich, wie das nicht anders sein konnte, manche neue Bekanntschaften unter den zahlreichen Gästen, welche Berlin aufnahm. Nur ein paar

derselben will ich nennen. Beim Grafen Trauttmansdorff traf ich Joseph Alexander Hübner, damals österreichischer Generalconsul in Leipzig, später Botschafter und Staatsminister und geistreicher Schriftsteller, dessen zwei ganz verschiedenen Fächern angehörige Bücher, die Geschichte Papst Sixtus' V. und die Reise um die Welt, um die Wette Glück gemacht haben. Meine Begegnung bei Savigny war anderer Art. Der österreichische Geheimerath Salvotti, soviel ich weiß ein Südtiroler, war einer der zumeist Handelnden in den politischen Processen gewesen, welche auf die österreichische Herrschaft in Lombardo-Venetien ein trübes Licht geworfen haben, und er ist mit Paride Zajotti, welchen Heinrich Stieglitz in Betracht seiner literarischen Talente vor zu harter Beurteilung zu schützen versuchte, eine der bêtes noires der italienischen Liberalen geblieben, die nicht geneigt waren der amtlichen Stellung des Mannes irgendwelche Concession zu machen. Bei Olfers lernte ich zu jener Zeit Georg Rosen kennen, damals Dragoman bei der Gesandtschaft in Constantinopel, von wo er später als Consul nach Jerusalem ging, in welcher Stellung er sich wie sein Vorgänger Schultz vielfach verdient gemacht hat, so als gelehrter Orientalist wie durch historisch-topographische Studien auf einem nicht zu erschöpfenden Boden.

Ich hatte vier Winter in Berlin zugebracht, und der Einfluß des Klima's auf meine Gesundheit wie die fortwährende gesellschaftliche Bewegung neben mancherlei Arbeit waren gerade keine sehr wohlthätigen gewesen. Mein Wunsch Italien wiederzusehen, war darüber immer lebendiger geworden. Im Juli erbat ich mir Urlaub für den Winter; der König gewährte mir denselben, indem er dabei sagte:

„Ich bedaure nur, daß wir Sie so lange nicht sehen werden.“ Am 9. dieses Monats war ich in Sanssouci, wo zahlreiche Gäste versammelt waren, General von Thile, Graf Redern, Baron Senfft=Pilsach, Herr von Massow, Humboldt nicht zu vergessen u. m. A. Abends kamen der Prinz und die Prinzessin von Preußen und die Fürstin von Liegnitz. Der König sah das große Werk des römischen Architekten Luigi Canina über die altchristlichen Basiliken durch, welches ich ihm vorgelegt hatte, und woran sich naturgemäß viele Bemerkungen knüpften. Von der Königin vernahm ich viel Freundliches über meine historischen Skizzen italienischer Familien, welche damals in den Monatsblättern der Allgemeinen Zeitung zu erscheinen begonnen hatten und später in den „Beiträgen zur italienischen Geschichte“ überarbeitet und gesammelt worden sind. Die hohe Frau war im Bgriff nach Ischl abzureisen. Sie bedurfte des Bades dringend nach dem heftigen Leiden, von welchem sie zu Anfang des Jahres befallen worden war. Der König sollte ihr später folgen und beabsichtigte zugleich einen Besuch in Venedig und an den Ufern des Gardasees zu machen. Dieser Plan war es, der ihn nicht lange darauf veranlaßte, mich zu seinem Begleiter auf dieser Tournée auszuersehen. Ich brauche nicht zu sagen wie ehrenvoll und erfreulich mir ein solcher Auftrag war. Die Urlaubsangelegenheit wurde bald im auswärtigen Amt geregelt. Es währte übrigens noch längere Zeit, bevor der König Sanssouci verließ, von wo er noch einen Ausflug nach Dobberan machte. Am 19. August sah ich ihn zum letzten Male vor der Abreise. Das Diner fand bei hohem Thermometerstande in dem Berceau statt. Eine Menge Offiziere waren zugegen, die Generale von Thile, von Neumann,

von Werder, der Kriegsminister von Boyen, der an diesem Tage seinen erbetenen Abschied erhalten hatte, und verschiedene Andere. Humboldt und Tieck waren beinahe die einzigen Civilisten. Der hohen Temperatur ungeachtet schien das Speisen im Freien dem Dichter wenig zu behagen; ich bin ihm bei dieser Gelegenheit zum letzten Male begegnet, wie er denn mehr und mehr auf das Haus beschränkt wurde. Das Plätschern der großen Fontäne war eine angenehme Tafelmusik, während das dichte Grün der Terrasse dem Sonnenbrand wehrte. Nach der Tafel bestimmte der König über die Reise, deren Route ich eben mit dem Grafen Keller besprochen hatte, und über mein Eintreffen mit ihm in Triest. In den spätern Nachmittagstunden wurde eine Fahrt auf der Havel nach Sacrow unternommen, wo auch die Frau Prinzessin von Preußen und Fürstin von Liegnitz sich einfanden. Auf dem Platze vor der Kirche wurde der Thee genommen. Es war ein schöner Abend, und dieser reizende Punkt an dem Strome erschien so recht in seiner friedlichen Anmuth. Ich fuhr mit Humboldt nach Sanssouci zurück, wo man noch ziemlich spät zusammen blieb.

Ein paar Tage später war ich noch einmal im Park von Sanssouci bei der Frau Fürstin von Liegnitz, bei welcher der Prinz und die Prinzessin von Preußen mit ihrem Sohn sich einfanden. Oben im Schlosse war alles leer und still; der König war morgens nach Ischl abgereist; Humboldt, welcher damals noch eine Reise nach Paris beabsichtigte, die aber, soviel mir bekannt, nicht zustande gekommen ist, war nach Tegel gegangen. Wir waren anfangs im Gartenpavillon, dann im Salon der hübschen Villa, die auch zu des Königs Anlagen gehörte. Die kleine Gesellschaft war

aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, und neben den Damen von Kalb und von Block befanden sich General von Unruh Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, und Ernst Curtius, dem zu jeder Zeit Philologie und Altertumskunde keine getrockneten Herbariumsblumen sondern lebendige fruchttragende Zweige geboten haben. Am Abende des 27. verließ ich Berlin auf der schlesischen Eisenbahn. In der Frühe des 29. August war ich in Wien. Das Eisenbahnreisen war zu jener Zeit nicht so leicht wie heute; sechs verschiedene Bahnen ohne Verbindung und Anschluß, dazu in Annaberg ein nichts weniger als bequemer Omnibus; ich war froh als ich im „Erzherzog Carl" saß. Der König hatte mir einen Auftrag an den Fürsten Metternich gegeben, den ich in seiner berühmten Villa am Rennwege aufsuchte. Seine Haltung war ziemlich steif, aber er war sehr verbindlich, seine Rede war langsam und wie mit schwerer Zunge. Er äußerte sein Bedauern, den König in Ischl nicht haben aufsuchen zu können, sprach von schweizerischen und italienischen Angelegenheiten, von Graf Ficquelmonts Sendung nach Venedig und dessen Auftrag an den König. Ob er das Bedenkliche der Lage Italiens in vollem Maße erkannte, weiß ich nicht; Feldmarschall Radetzky hatte wenigstens nichts unterlassen, die Herren in Wien von der Stimmung der Gemüther in Kenntniß zu setzen und die Nothwendigkeit militärischer Bereitschaft zu betonen. Am 2. September verließ ich Wien. Der Semmering unterbrach noch die Eisenbahn, welche dann schon in Cilli ein Ende nahm, worauf es im Courierwagen weiterging. Auf der Höhe von Optschina sah ich Triest tief unter mir liegen, während das adriatische Meer sich weithin ausbreitete und der Himmel

blau und glänzend war, nachdem wir unterwegs auf dem unwirthlichen Karst viel Regen nicht ohne Sturm gehabt hatten.

Am Morgen des 3. war ich im Hotel Metternich, das die schönste Aussicht über Hafen und Meer bietet. Am 5. um Mittag traf der König ein, mit dem Grafen Stolberg und seinen militärischen Begleitern, nicht ermüdet, heiter, bei guter Gesundheit. Nach Frühstück und Vorstellung der Behörden wurde sogleich an die Besichtigung der Stadt gegangen; Tergesteum, San Giusto, Winckelmanns Grab wurden besucht; Feldzeugmeister Graf Giulay, der hier commandirte, zeigte dem Könige die Citadelle, die eine prachtvolle Aussicht gewährt. Bei dem Diner im Hotel Metternich war er des Königs Gast mit Baron Bruck, dem damaligen Director des Lloyd und nachmaligen Finanzminister, Baron de Cussy früherem Attaché der französischen Gesandtschaft in Berlin und in den Hof- und Gesellschaftskreisen wohlgelitten, nun Generalconsul in Triest, in der literarischen Welt durch seine zum Theil mit Ch. de Martens herausgegebenen publicistischen Arbeiten und Sammlungen politischer Verträge vortheilhaft bekannt. Um 10 Uhr Abends waren wir an Bord des Lloyddampfers „Imperatore". Es war eine schöne sternhelle Nacht, und der König blieb lange auf dem Verdeck, wo ich ihm unter Anderm Platensche Gedichte recitirte. Früh am Morgen sahen wir Chioggia vor uns und fuhren längs den kolossalen Murazzi, welche die Lagunen von der offenen See scheiden, und dem Deich von Malamocco. In die Lagunen eingelaufen, gerieth der Imperatore bald auf seichten Grund; das Schiff war zu groß für die geringe Tiefe des Wassers. Die Boote wurden ausgesetzt, und wir waren nicht weit gelangt als Prinz Carl,

der mit seiner Familie infolge der Erkrankung seiner ältern Tochter längere Zeit in der Nähe von Genua verweilt hatte und mit der Prinzessin zur Begrüßung des Königs nach Venedig gekommen war, uns entgegen kam, mit seinem Sohne, mit Lucchesini, A. von Roon u. A. In fröhlichem Geplauder ging die Fahrt weiter, und bald landeten wir beim herrlichsten Wetter an der Piazzetta.

Die knappgemessene Zeit für Venedig wurde sorgsam benutzt. Ehe der König nach dem Hotel ging, sah er sich schon San Marco und Dogenpalast an. Im Danielischen Gasthof an der Riva dei Schiavoni war treffliches Quartier bereitet, und bald ging es nochmals nach Kirche und Palast und den Canalgrande hinauf bis zur Eisenbahn, dann durch Canareggio, worauf beim Rialto ausgestiegen wurde, die Kirche des Salvatore und Sanquirico's bekanntes großes Magazin zu besuchen. Nach dem Diner an welchem auch die Prinzessin Carl mit Gräfin Virginie Hacke theilnahm, ging es nach dem Teatro Fenice, wo Mercadante's Oper der Horatier und Curiatier aufgeführt wurde. Der folgende Tag nach stürmischer Nacht war wenig versprechend, und in der That wurde die Fahrt nach Torcello, wo der König den Dom sehnlich wiederzusehen wünschte, durch den heftigen Wind verhindert, der die Lagune weithin aufwühlte und zur Rückkehr nach San Michele di Murano nöthigte, wo wir einen Regensturm hinbrausen lassen mußten, nachdem wir vorher den Dom San Donato von Murano selbst besucht hatten. Nach der Rückkehr in die Stadt wurden noch vor, dann nach dem Frühstück mehre Kirchen besucht. Graf Ficquelmont war des Königs Gast. Der Patriarch Cardinal Monico stattete einen Besuch ab. Vorher schon hatte der

König die Herzogin von Berry in ihrem schönen und reichen Palast Vendramin Calergi besucht. Das lebendige Interesse für die Familie der Bourbonen hat bei dieser Generation unserer königlichen Familie fortgewährt. Die Erinnerungen an die Schrecknisse der Terroristenzeit haben die Eindrücke des vielen Schlimmen, welches Deutschland von dieser Familie erfahren hat, auch noch nach ihrer Restauration, als es bei dem wiener Congresse die Neugestaltung unseres Vaterlandes recht gründlich zu hindern und zu verderben galt, in den Hintergrund gedrängt, und das Jahr 1830 hat diese edle aber im Grunde wenig verdiente Sympathie wiederbelebt.

Früh am 8. war der Himmel hell, die Luft frisch, die Alpenkette leuchtete weithin im frischen Schnee. Wir gingen schon früh mit dem Könige aus, über den Marcusplatz nach San Mosé, Santo Stefano, Santa Maria Zobenigo, hierauf in den Palast Pisani zu Friedrich Nerly, der dem Könige in guter Erinnerung geblieben und schon wegen des Andenkens seines Gönners und Erziehers Rumohr willkommen war. Zu den verschiedenen Bildern, die der König schon von ihm besaß, kam jetzt noch die Bestellung einer Ansicht von San Michele di Murano, Veduten und Scenerie, worin Nerly, so lange Jahre hindurch in Venedig lebend und mit Venedig beschäftigt, eine seltene Meisterschaft erlangt hat. Von dem Belvedere des Palastes Pisani aus genossen wir einer weiten pittoresken Umsicht über die nähern Theile der wundervollen Stadt. Hierauf wurde das merkwürdige Musiv von San Michele in Affricisco in Ravenna in Augenschein genommen, von dem bereits die Rede gewesen ist, und welches sich jetzt hier zur Ausbesserung be-

fand. Leider ist dem Könige nicht mehr die Freude zu Theil geworden, dies ansehnliche Werk christlicher Kunst aus einer im europäischen Westen wenig vertretenen Epoche zu einem entsprechenden Zweck verwendet zu sehen. Dann wurden die Säle der nahen Akademie, die Frari, Sta Maria de' Miracoli und die Salute besichtigt, dieser prächtige Zopf, welcher der Stelle die er einnimmt alle Ehre macht. Der König war in freudigster, freiester Stimmung. Die Erinnerungen alter Zeiten waren in ihm lebendig und er überließ sich ihnen mit vollem Behagen, im Genusse einer Geist und Herz erquickenden Gegenwart voll künstlerischer Anregungen, die auch das Schöne noch zu verschönern schien.

Der Nachmittag war schon vorgerückt als wir von der längeren Wanderung in den Gasthof zurückkehrten und uns rasch umkleideten, um zum Diner bei dem Vicekönig in den königlichen Palast zu gehen. Erzherzog Rainer und seine Familie waren zu längerm Aufenthalt in Venedig, wo der Beginn der Gelehrtenversammlung, der neunten italienischen, bevorstand. Obgleich die seit einem Jahr unaufhörlich sich steigernde Stimmung, namentlich in Mittelitalien, ihre Schlagschatten schon hereinwarf, war das Verhältniß in der Lagunenstadt zwischen Regierung und Bevölkerung doch von dem in der Lombardei, namentlich in Mailand, sehr verschieden. Die nicht ohne künstliche Mittel geförderte Antipathie, namentlich der höhern Stände und der Literatenwelt, wie sie besonders in Mailand immer ärger wurde und nur auf einen Anlaß zum Bruch zu warten schien, existirte in Venedig nicht. Die großen Bemühungen Oesterreichs um Hebung des tiefgesunkenen Flors der Stadt und der Erfolg dieser Bemühungen, wie er sich in Handel und Wandel, im

Fremdenzufluß, in der Steigerung des Werthes des Eigentums, in der neuerwachten Bauthätigkeit, in allen Aeußerungen des öffentlichen und Privatlebens aussprach, waren doch zu evident um einer Bitterkeit Raum zu gewähren wie die Lombarden sie nährten. In der That war Venedig seit einem halben Jahrhundert nie so blühend gewesen wie eben damals, so kurz vor dem Ausbruch einer Umwälzung, welche unsägliches Unheil über die Stadt heraufbeschworen hat. Der Erzherzog und die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie erfreuten sich begreiflicherweise dieser günstigen Stimmung, welche in den höhern gouvernementalen Kreisen größeres Vertrauen zu dem Bestande der öffentlichen Dinge hervorgerufen zu haben scheint, als thatsächlich gerechtfertigt war. Eine zahlreiche Gesellschaft war in den schönen Räumen des Palastes versammelt. Der König stellte sein Gefolge den österreichischen Herrschaften vor, unter denen auch der Viceadmiral Erzherzog Friedrich, von dem blutigen Kampfe um Saint-Jean d'Acre im Jahre 1840 vortheilhaft bekannt und vom Könige früher schon herzlich begrüßt, sich befand. Erzherzog Rainer hatte in seinem Wesen etwas ungemein Leutseliges; die Vicekönigin, Carl Alberts von Sardinien Schwester, war immer noch eine imposante Erscheinung. Nach dem Diner, es war Abend geworden, spazierte der König auf dem von Menschen gefüllten hell erleuchteten Marcusplatz.

Am 9. September waren wir um sieben Uhr auf dem Bahnhof, wo der Vicekönig und seine Söhne zum Abschiednehmen bereit waren. Prinz Carl fuhr bis Padua mit. Hier wurden die Arena mit der durch Giotto's Fresken berühmten Capelle der Scrovegni, die Eremitani, die Sala

delle Ragione, Dom und Baptisterium besucht, und in dem vielgerühmten Café Pedrocchi mit Chocolade gefrühstückt. Hierauf wurde noch Il Santo und des Königs Lieblingskirche Sta Giustina in Augenschein genommen. Dann ging's weiter nach Vicenza, wo dem Dom und dem Palazzo della Ragione sowie den schönen Familienpalästen Chiericati, Valmarana, Porto, Tiene, diesen Zeugnissen palladio'schen Häuserstils, ein Besuch zu Theil wurde. Nach dem Mittagsmal im Gasthofe ging es zu Palladio's Olympischem Theater, zu der Rotunde Capra, wo wir schon entzückender Aussicht genossen, und dann hinauf nach der Madonna von Monte Berico, einem der schönsten Punkte von ganz Oberitalien. Ein wahrhaft paradiesisches Land lag vor unseren Blicken ausgebreitet. Die fruchtbare dichtbevölkerte Ebene, die Höhen der Euganeen, die Verischen Hügel, abgeschlossen von der glänzenden Alpenkette, deren Ausläufer diese Gruppen bilden. Es wurde dem Könige schwer, sich von der wundervollen Scene zu trennen. Wer hätte damals geahnt, daß genau neun Monate später diese schönen, tiefen Friedens sich erfreuenden Orte, die Rotunde, die Madonna del Monte und ihr langer Säulengang Schauplatz eines der hartnäckigsten und blutigsten Gefechte des Krieges von 1848 werden würden! Es war die Erstürmung des Monte Berico durch die Brigaden Clam und Wohlgemuth am 10. Juni, wobei die gegen den Willen ihres Souveräns kämpfenden päpstlichen Schweizer bei der Vertheidigung ihrer Verschanzungen eine Zwölfpfünderbatterie im Sturmschritt in der Front angriffen, ungefähr wie ihre Landsleute mehr als drei Jahrhunderte früher in der Schlacht von La Bicocca unter Marschall Lautrec gethan hatten, und wo Massimo d'Azeglio, ein tapferer Mann, aber ein besserer

Literat denn Soldat, sich die Wunde holte, an der er bis an sein Lebensende gekrankt hat. In Padua hatte ich den dortigen Universitätsbibliothekar Tommaso Gar, einen Trientiner der sich durch historische Forschungen einen guten Namen gemacht hatte und als Generaldirector des großen Archivs in Venedig gestorben ist, in Vicenza den Abate Antonio Magrini, dessen bedeutendes, auf zahlreiche urkundliche Schriftstücke gestütztes Werk über Palladio ich bereits vor längerer Zeit dem Könige zu überreichen die Ehre gehabt hatte, diesem vorgestellt, und Letzterer war zur königlichen Tafel gezogen worden. Kein Gelehrter hat sich in unseren Tagen um die architektonische Geschichte Vicenza's in gleichem Maße verdient gemacht wie dieser Mann, dem die nachmaligen politischen Vorgänge Trübsal gebracht, und dessen Ende sie beschleunigt haben.

In Vicenza nahm die Eisenbahn ein Ende. Es war ziemlich spät am Abende als wir Verona erreichten, wo die Militär- und Civilbehörden den König empfingen. Unter den Empfangenden war Graf Orti Manara, der vieljährige Podestà der Stadt, dem Könige schon seit Jahren durch seine literarischen Arbeiten bekannt, wofür der König ihm schon Auszeichnungen gewährt hatte. Orti, nach seinem Taufnamen Girolamo bei seinen Mitbürgern gewöhnlich Conte Mommolo genannt, war kein großer Gelehrter und am wenigsten Stilist, aber er war von lebendigstem Interesse für Geschichte und Altertümer seiner Heimat erfüllt, die er mit unablässigem Eifer erforschte und erläuterte, und worüber er eine ganze Reihe Druckschriften veröffentlichte, deren zum Theil sehr unbequemes Format leider den Gebrauch oft erschwert, während die bildlichen Illustrationen bei den geringen

Mitteln der veroneser Anstalten nur zu viel zu wünschen übriglassen, obgleich sie den Verfasser nicht unansehnliche Summen gekostet haben sollen. Ein reicher Mann, mit der vornehmsten Familie der Stadt, den Marchesi von Canossa naheverwandt, an den öffentlichen Angelegenheiten allerwärts betheiligt und im Ganzen beliebt, obgleich seine Hinneigung zu Oesterreich Vielen unbequem war, hat Orti durch ungeschickte Verwaltung seines Vermögens nahezu Ruin über sein Haus gebracht und ist mehr an Herzeleid als an Krankheit gestorben, von nicht Wenigen betrauert wegen seiner Herzensgüte und wegen des regen Eifers, den er stets für alle heimatlichen Interessen an den Tag gelegt hat.

Der folgende Morgen wurde der Besichtigung der Stadt gewidmet, welche der König schon gut kannte, die ihm durch ihre schönen und zum Theil einzigen Monumente aber immer wieder das größte Interesse einflößte. Es wurde eine große Umfahrt gehalten, welche den mächtigen neuen Friedhof, die Piazza Brá, das Amphitheater, ein neu ausgegrabenes Theater, San Zeno, den Dom, Sta Anastasia, die Gräber der Scaliger und den Platz der Signori umfaßte. Kurz vor elf waren wir auf dem Wege nach Peschiera. Der König fuhr in Orti's Wagen, in welchem ich ebenfalls Platz fand. An der südlichen Spitze des Sees wurde in Sermione gehalten. Es ist ein äußerst malerischer Punkt, der die Ruinen und die Erinnerungen des Altertums, die Trümmer der Villa Catulls und mittelalterliche Befestigungen die auch wieder in Trümmer gefallen sind, mit der schönsten Natur vereinigt. Eine Schilderung Sermione's hat Orti verfaßt und dem Könige gewidmet. In Desenzano wurde das Frühstück in dem Gasthofe eingenommen, von

dessen Balcon und Fenstern aus man die weite Umsicht hat, deren Viele sich mit Freude erinnern werden. Hier verabschiedete Graf Orti sich bei dem Könige, der ihm ein gutes Andenken bewahrt, ihn aber nicht wiedergesehen hat. Während der Fahrt war auch von anderm als von Kunst und Altertum die Rede gewesen, aber ich weiß nicht, ob der König durch seinen Begleiter ein klares Bild der öffentlichen Lage erhalten hat. Verona ist eine der Städte gewesen die unter der österreichischen Herrschaft, als Mittelpunkt eines gewaltigen militärischen Netzes, am meisten prosperirt haben, und Mancher mag heute unter sehr veränderten Umständen innerlich sehnsüchtige Blicke nach den Fleischtöpfen Aegyptens werfen. Aber ihre Bevölkerung, mag man ihr dies nun zum Tadel oder zum Lobe anrechnen, war darum doch nicht mehr zu Gunsten Oesterreichs gesinnt und hat hierin mit der Mehrzahl der lombardischen Städte harmonirt. Ich habe mich immer darüber gewundert, daß bei solcher Stimmung der gute Orti neun Jahre lang an der Spitze der municipalen Verwaltung gestanden ist, da er aus seiner Hinneigung zu Oesterreich kein Geheimniß machte.

Das Dampfschiff Benaco lag vor Desenzano zur Aufnahme des Königs bereit. In drei Stunden fuhren wir über den See. Nie in meinem Leben habe ich eine schönere Fahrt gemacht. Die Wasserfläche war klar und glatt wie ein Spiegel, die Farbe tiefgrünblau, die Bergmassen mächtig und in ihren Formen stets abwechselnd, um so schärfer und kantiger je mehr wir uns der tiroler Seite näherten. Wir hielten uns an das brescianische Ufer, und hatten dessen hübsche Orte zum Theil ganz nahe vor uns mit ihren pittoresk gelegenen Kirchen und ihren schimmernden Limonieren.

Um sieben Uhr landeten wir in Riva, wo die Wagen mit Postpferden bereitstanden. Anfangs blieb uns noch die hübsche Aussicht auf den Wasserspiegel bis jenseit Torbole, dann kamen wir in die Engpässe der gegen den See sich herabsenkenden tiroler Berge, und leider trat bald die Dunkelheit ein. Bei der Ueberfahrt über die Etsch brannten weithin Reisigfeuer und brachten einen höchst malerischen Effect hervor. Um zehn Uhr langten wir in Roveredo an, wo wir mit dem Könige zu Nacht speisten, der von der Fahrt äußerst befriedigt und gar nicht ermüdet war. Am nächsten Morgen, schon vor sieben, setzte der König seine Rückreise fort. Ich hatte von ihm Abschied genommen; noch aus dem Wagen reichte er mir freundlich die Hand.

Diesen Abschied werde ich nimmer vergessen. Als ich nach beiläufig zehn Monaten den König wiedersah, war er ein in manchen Beziehungen veränderter Mann. Die Wildflut bricht über eine blühende Flur herein, die Wasser verlaufen sich, aber die Blüte ist weggeschwemmt.

Auf der Straße zwischen Roveredo und Bozen holte Herr von Usedom, welcher nach Herrn von Buchs Tode zum Gesandten beim heiligen Stuhl ernannt, in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 dort eingetroffen war, den König ein. Seit dem 13. August war die militärische Besetzung Ferrara's durch die Oesterreicher erfolgt, welche, im Grunde unnöthiger Weise, so viel böses Blut gemacht und so vielen Staub aufgewirbelt hat. Herr von Usedom hatte es für indicirt gehalten, den König zu einer Vermittlung bei dem österreichischen Gouvernement zu veranlassen, und ließ sich mit einem Schreiben desselben an den Fürsten Metternich nach Wien senden, wo eine solche Vermittlung einigermaßen

auffallen durfte. Ich weiß nicht, ob der König mit der Ansicht seines Gesandten völlig einverstanden gewesen ist, aber kurz, er that was dieser ihm vorschlug, und noch dazu in der „Hatz", wie er sich in dem Briefe an den Staatskanzler ausdrückte, und recht buchstäblich pris au dépourvu. In Wien sind nun durch Herrn von Usedom und den Fürsten Metternich Bedingungen normirt worden, welche der römische Hof von der Hand wies. Wenn dieser überhaupt eine Verhandlung desavouirte, zu der er keinerlei Auftrag noch Ermächtigung gegeben, wie er ja in der That nicht darum wußte, so war er in seinem vollen Rechte. Die gute Absicht desjenigen, der die Sache ins Werk setzte, konnte an dem factischen Bestande nichts ändern, abgesehen von dem Umstande, daß dies persönliche Hineinziehen des Souveräns, noch dazu in eine fremde Sache, allen diplomatischen Regeln und Traditionen widersprach.

Von seiner Jugend an war Herr von Usedom dem Könige bekannt und hatte sich stets seines besonderen Wohlwollens und Interesses erfreut. Er entstammte einer alten und angesehenen pommerschen Familie, die in mehren Zweigen blüht und deren Name auf die baltische Insel hinweist, während seine heute im Mannsstamm ausgestorbene Linie schönen Besitz auf Rügen hat. Der Repräsentant derselben trat mit glänzenden Gaben und Erwartungen ins Leben. Er vereinigte klaren Verstand mit maßvollem Urteil, was sich auch in seiner Devise „Aequo pondere" ausspricht, reife classische und allgemeine literarische und wissenschaftliche Bildung mit gründlichen Studien in dem Fache, welchem er seine Thätigkeit zu widmen dachte. Rasche Auffassung und schnell erworbene Umsicht befähigten ihn zu guter und gewandter Rede, und man hat einmal geglaubt, daß er fähig

sein werde, das Schiff eines großen Staates inmitten der parlamentarischen Strömungen zu lenken. Solche Hoffnungen haben sich jedoch nicht verwirklicht. Mangel an Consequenz in seinen politischen Ansichten hat ihm überhaupt geschadet, während er bei der Ausführung von Aufträgen, die nicht mit seinen Anschauungen übereinstimmen mochten, gelinde ausgedrückt keine Befriedigung erlangt noch gewährt hat. Er war kein Geschäftsmann und verlor einen zu großen Theil seiner Zeit mit Reden, die auch im besten Fall nicht zum Ziele führten. In concreten Fällen hat er sich bedeutend geirrt. Er machte sich vollkommene Illusion über den Charakter der berliner März-Bewegung, bis er ihr ins Gesicht schaute. Er hielt an der Trias-Idee noch fest, als sie unhaltbar geworden war, und ich weiß nicht, ob er die nachmalige Gestaltung der deutschen Angelegenheiten richtig erkannt hat. Von Charakter im Grunde ein ruhiger und besonnener Mann, konnte er sich doch in eine gewisse politische Aufregung gewissermaßen hineinreden. Seine nicht gerade geschickte Einmischung in die ferraresische Angelegenheit steht nicht allein. In Gaëta wollte er mit aller Gewalt eine allgemeine Betheiligung der größeren Mächte an der Restauration des Papstes ins Werk setzen, wofür es keinen thatsächlichen Anhalt gab als einen unilateralen Vorschlag des Königs von Neapel, der einen Congreß in seiner Hauptstadt ambitionirte, womit er ein Paroli auf eine schon im December 1848 von dem spanischen Gouvernement bei den italienischen Staaten, mit Oesterreich, Baiern und Frankreich beantragte Conferenz zur Erledigung der römischen Frage zu biegen suchte. Unausbleibliche Weiterungen, auf welche in erster Linie der Papst und sein Minister sich einzulassen wohlweislich sich hüteten. Von Usedoms

20*

unruhigem Wesen während der Belagerung Roms wird noch die Rede sein. Seine im Jahre 1849 erschienenen politischen „Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart" haben heute nur noch das Interesse eines Spiegels damaliger Stimmungen, abgesehen von dem Charakterbilde Papst Pius' IX., welches eine gewisse historische Bedeutung bewahrt. Seine verschiedenen Missionen in Rom, Frankfurt, Turin und Florenz (eine außerordentliche nach London lasse ich gerne beiseite) haben mancherlei gute Eindrücke zurückgelassen, aber seine staatsmännische Thätigkeit hat im Ganzen keineswegs dem entsprochen, wozu seine nicht gewöhnlichen Fähigkeiten ihn berechtigt zu haben schienen. In einem verhängnißvollen Moment hat seine letzte Mission ihn zu einem Irrtum geführt, dessen Bekanntwerden durch eine Art Indiscretion seinem Rufe nicht genutzt hat. Während des Krieges 1866 hat Graf Usedom sich auf den schlüpfrigen Boden eines Völkerrechts verirrt, das seinen Stammbaum nicht auf Hugo Grotius zurückführt, sondern mit der allermodernsten Revolution beginnt. Er hat dabei vergessen, daß man gegen einen Widersacher, den man nicht vernichten kann und, könnte man, nicht vernichten soll, keine Mittel brauchen darf, die man schwerlich zu den ehrlichen zählen kann und durch deren Anwendung man überdies ins eigne Fleisch schneidet.

IX.

Die Jahre 1848 und 1849.

Unmittelbar nach des Königs Abreise von Roveredo trat ich die Rückfahrt nach Venedig an. Dort blieb ich bis Ende September, um der Gelehrtenversammlung beizuwohnen, auf welcher so viele Anzeichen drohender Stürme sich meldeten, obgleich im Allgemeinen, wenn man von der Ausweisung des spectakelsüchtigen und später nur zu schlimm beleumundeten Fürsten von Canino Carl Lucian Bonaparte absieht, die Dinge ziemlich glatt verliefen. Es erklärt sich leicht, daß die Zeitverhältnisse die täglich zunehmende Spannung zwischen Oesterreich, Sardinien und dem Papste, und das schon tolle Gebahren der periodischen Presse auch in dem Theile der Halbinsel, wo man noch Maß zu halten suchte, einen Widerschein auf Verhandlungen warfen, welche wissenschaftlicher Natur sein sollten und im Ganzen auch waren. Ein Mann, der bald in seiner Vaterstadt eine große Rolle zu spielen bestimmt war und in gewissem Sinne von seinem Familiennamen einen Flecken getilgt hat, welchen Schwäche und Unglück darauf gelassen haben, der Advocat Daniele Manin, übrigens kein Verwandter des letzten Dogen der Republik, machte sich damals zuerst über die Grenzen Venedigs hinaus bekannt. Der Vicekönig und der Gouverneur des

Venetianischen Graf Anton Palffy, der nicht lange darauf von der politischen Bühne verschwinden sollte, übten glänzende Gastfreundschaft, welcher Graf Giovanelli, Präsident der Versammlung, und andere Patricier würdig entsprachen. Unter den künstlerischen Genüssen ist die Aufführung des Sophokleischen König Oedipus nach Felice Bellotti's gelungener Uebersetzung, mit Giovanni Pacini's, des damals noch oft vernommenen Componisten des Ultimo giorno di Pompei Musik zu den Chören zu nennen. Sie fand in Palladio's Olympischem Theater zu Vicenza statt und der Effect dieses Versuchs einer auch dem Local nach möglichst treuen Reproduction des antiken Drama's wäre ein noch bedeutenderer gewesen, hätte nicht der Repräsentant der Hauptrolle, Gustavo Modena, ein talentvoller Künstler aber ein maßlos unberechenbarer Mensch, denselben durch sein Verhalten abgeschwächt. Auf des Königs Wunsch sandte ich ihm die Compositionen des mir persönlich bekannten Tonkünstlers, und man hat soviel mir bekannt dieselben an unserm Hofe vernommen.

Am Schlusse des Congresses führte eine Fahrt auf demselben Dampfer, der den König nach Venedig gebracht hatte, eine nicht unbedeutende Zahl von Mitgliedern der Versammlung nach Pola. Das Schiff glitt sanft an der buchtenreichen Küste von Istrien vorüber, nicht zu ferne um nicht ein Bild der zahlreichen Ortschaften derselben zu gewähren. Die römischen Monumente der Stadt, deren Formenreichtum schon auf spätere Zeiten hinweist, bilden gleichsam einen Vorhof zu den großartigen Resten des Diocletianischen Palastes, die dem dalmatischen Spalatro so große Bedeutung verleihen. Am Abende leuchtete das Amphitheater weithin über Küste

und Meer. Am letzten Tage des September verließ ich Venedig um mich nach Florenz zu begeben, wo ich den Rest des Herbstes und einen Theil des Winters zu verbringen beabsichtigte. Der blühende Zustand der alten Gebieterin der Adria drängte die Gedanken an gewaltsame Störung und großes Elend zurück, und doch wie rasch war beides im Anzuge! In Bologna, wo ich einen Tag verweilte, alte Freunde wiedersah und die Bekanntschaft Marco Minghetti's machte, dessen Name bald in Aller Munde sein sollte, gewahrte ich die Spuren der sich mehrenden Aufregung. In der toscanischen Hauptstadt war dieselbe schon lebhaft genug um einen scharfen Contrast mit den altgewohnten Zuständen hervorzurufen. Noch war es, wenn man so will, eine Revolution à la fleur d'orange, aber doch eine Revolution. Seit dem Tode der beiden vieljährigen Lenker der Staatsgeschäfte Graf Fossombroni und Don Neri Corsini, 1844 und 1845, war die Verwaltung in den Händen von Männern geblieben, die nicht ohne Geschäftskenntniß, aber ohne umfassenden Blick und höhere staatsmännische Gaben waren, völlig unfähig das Schiff zu steuern, als mit dem Jahre 1846 die Bewegung begann, welche rasch eine so allgemeine werden sollte. Männer welche sich in liberalen und namentlich in akademischen Kreisen einen gewissen Namen gemacht hatten, aber ohne alle praktische Erfahrung waren, nahmen ihnen das Heft aus der Hand und führten den Großherzog von einer Concession zur andern, gerade wie es bei Pius IX. geschehen war, ohne Maß noch Ziel zu kennen. Von festlichfreudigen sogenannten Demonstrationen und Verbrüderungsscenen kam es bald zu Lärm und Tumulten, worüber die alte Polizei in die Brüche ging, zu Café- und Straßen-

skandalen, wobei, ein rechtes Merkmal der noch halb gutmüthigen halb perversen Bewegung, der Herr Minister des Innern in hocheigener Person in einem in einen politischen Tummelplatz umgewandelten Café auf den Tisch stieg um das Volk durch seine Rede zu beruhigen, was alles dann selbstverständlich zu ernstlicheren Unordnungen führen mußte, welche in Florenz noch mäßig, in Livorno in einen Aufstandsversuch ausarteten, der von der Regierung noch mit einem letzten Rest von Energie unterdrückt wurde. Die periodische Presse war längst außer Rand und Band und Ausdrücke wie „questo cane“ in Bezug auf den Herzog von Modena waren keine Seltenheit.

Bei meiner Ankunft in Florenz war der preußische Ministerresident Graf Schaffgotsch ernstlich leidend und hatte seit längerer Zeit dem Ministerium nicht berichtet. Selbstverständlich hatte ich zu solcher Berichterstattung keine Befugniß, aber ich richtete an den König verschiedene längere Schreiben, die Lage der Dinge zu schildern. Am 1. Februar 1848 erhielt ich folgendes Schreiben: „Berlin 22. Jänner 1848. Ihre Briefe, lieber R., interessiren mich ganz außerordentlich, und wenn ich einen neuen sehe, macht's mir Freude, denn ich gewinne in einem jeden nicht allein richtige, wohlgeprüfte, mit Tact und Mäßigung aufgefaßte Nachrichten aus so anziehenden und abstoßenden Verhältnissen, wie es die gegenwärtigen italienischen und in specie toscanischen sind, sondern auch den Genuß musterhaften Vortrags und schöner Sprache. Also herzlichsten Dank, und fahren Sie so fort, bester R. — Wie schön war der Anfang der Bewegung in Italien! wie ganz verschieden von ähnlichen in anderen Ländern, wo Gemeinheit, Bosheit, frecher Ungehorsam die ersten

Augenblicke bereits schänden, doch Sie wissen, wie besorgt mich gleich die Schwäche der Regierungen machte, durch die der Pöbel aller Stände eine Art Dictaturgefühl gewann. Was sich jetzt so traurig offenbart, ist die reine Entwicklung dieses Anfangsfehlers. Der Mangel an Gemeinheit in der römischen Bewegung hatte mich förmlich bestochen und hingerissen, denn nach dem Mangel an Gemeinheit sehne ich mich in allen Dingen als nach einem Ideal, dessen Verwirklichung in Deutschland leider unsäglich ferne zu liegen scheint!! Jetzt bricht die Gemeinheit aber schon in der ewigen Stadt, wenn auch in mäßiger Dosis hindurch. Das schlägt mich nieder. Und wie muß es den herrlichen Pontifex schmerzen! In Toscana schien mir von Anfang ein gewisses Wehethunwollen gegen den Großherzog durchzuschimmern. Es gehört aber eine gute Portion Gemeinheit dazu einem so vortrefflichen Herrn, dem wahren Vater von Toscana, Kummer machen zu wollen. Bei den jüngsten livorneser Ereignissen haben die Schurken die letzte Maske abgeworfen und das kann gewiß zum Guten führen. Geb' es Gott, daß es geschehe. Der Anfang ist vortrefflich, zumal die blitzschnelle Abführung der Rebellenhäupter nach Elba. — Was macht Ihre Gesundheit? Bleiben Sie den Winter ruhig in Florenz oder haben Sie noch römische Projecte? Sollten Sie den Großherzog sehen, so empfehlen Sie mich seinem Andenken auf das angelegentlichste. Ich liebe und verehre den vortrefflichen Herrn von Herzen. Mit der verwitweten Großherzogin scheint es ja Gottlob besser zu gehen. — Sollte à bas prix was Gutes in Marmor, Erz oder gebrannter Erde zu Florenz feil sein, so lassen Sie mich's wissen. — Die Königin läßt sie grüßen. Sie fehlen unsern ruhigen Abenden

recht in diesem Winter. Möge die italische Luft Ihnen wohlthätig sein und die Farbe jenes Himmels (womit ich schreibe) Sie erheitern. Von Graf Orti Manara aus Verona hab' ich einen gar lieben Brief dieser Tage erhalten. Leben Sie wohl, bester R. Gott führe Sie glücklich im schönen Lande und dann über die Alpen zu den kalten und warmen Quellen des Vaterlandes zurück. Friedrich Wilhelm."

Wie bald sollte in Berlin alles anders werden!

Ich blieb nur noch kurze Zeit in Florenz. Die am 17. Februar verkündigte Verfassung, ein mit Mäßigung und durchgehendem Anschluß an ältere politische Verhältnisse ausgearbeiteter Act hätte ungeachtet der parlamentarischen Unerfahrenheit, welche häufig in der politischen Tribüne eine akademische Kanzel sah, der momentanen Zerfahrenheit ein Ziel setzen und Gutes wirken können, wenn es für Toscana möglich gewesen wäre sich der beunruhigenden Eindrücke von außen zu entziehen. Am vorletzten Tage des Monats war ich in Rom, welches ich vor beinahe einem Lustrum verlassen hatte und wo ich auf dem Capitol bei Herrn von Usedom gastliche Aufnahme fand, aber nur zu bald Gelegenheit hatte die große und bedrohliche Umwandlung zu erkennen. Ich brauche hier nicht die Zustände zu schildern, welche infolge der pariser Revolution blitzesschnell vorwärts schritten und in wenigen Wochen zu einer Art Anarchie führten, indem der Ausbruch des lombardischen Krieges die bereits herrschende Gährung zur Frenesie steigerte und die längst schwankende päpstliche Regierung thatsächlich aus dem Sattel hob. Unterdessen fanden die berliner Märzereignisse statt, welche Herrn von Usedom nach Berlin zurückriefen wo er eine einstweilige Bestimmung nach Frankfurt erhielt, während der Legations-

rath von Canitz als Geschäftsträger zurückblieb. Ich habe mich nie über deren Charakter getäuscht und meine anfänglichen Besorgnisse sind nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Ich brauche mich hier nicht über die Umstände zu verbreiten, welche mich, eine Courierreise nach München und zurück abgerechnet, bis zur zweiten Hälfte des Juli in Rom und Toscana festhielten. Am 20. d. M. verließ ich Florenz und gelangte am 23. nach Mailand, von wo ich ohne Aufenthalt über den Gotthard weiter reiste. Wäre ich nur um zwei Tage später gekommen, so würde ich mich in die unendliche Verwirrung verwickelt gefunden haben, welche der Rückzug der piemontesischen Armee herbeiführte. Denn am 24. Juli schlug Feldmarschall Radetzky den sardinischen König bei Custoza aufs Haupt und mit diesem einen Tage war die Lombardei für Piemont verloren. In Frankfurt verweilte ich drei Tage bei meinem Freunde von Thile, damals Legationsrath bei der Bundestags-Gesandtschaft, und sah etwas von dem Parlament der Paulskirche, wo ich einen seit manchen Jahren nicht wiedergesehenen heidelberger Universitätsgenossen wieder fand, den geistreichen Hannoveraner J. H. Detmold, der nicht lange darauf Justizminister der Reichsgewalt gewesen ist und von der Linken der Versammlung schon auf die Rechte übergesiedelt war. Am 31. Juli war ich in Berlin. Den Eindruck, welchen die Hauptstadt mir im ersten Moment mit ihrer Bürgerwehr an Stelle unserer braven Truppen machte, will ich nicht schildern.

Schon am folgenden Tage war ich in Sanssouci wo ich bis zum nächsten Morgen verweilte. Von König und Königin aufs gütigste aufgenommen, hatte ich nach der Tafel mit Ersterem eine längere Unterredung über die Dinge in

Italien, wo eben damals infolge der entscheidenden Niederlage des piemontesischen Heeres (am 1. August gingen die Oesterreicher über die Adda, während die Piemontesen sich in zwei Abtheilungen auf Pavia und Piacenza zurückzogen) die Krisis begann, welche zum Umsturz der päpstlichen und der toscanischen Regierung und in letzter Instanz zu König Carl Alberts Thronentsagung führte. Aber was bedeuteten die italienischen Dinge, während es im eigenen Hause trostlos aussah? Am 20. Juni war das Ministerium Camphausen nach beinahe dreimonatlichem Bestande zurückgetreten. Es hatte namentlich zu Anfang Dienste geleistet und die Wogen der Revolution in etwas besänftigt, den Weg zu einer Verständigung zwischen der monarchischen Gewalt und der Volksvertretung zu ebnen gesucht, war aber damit nicht weit gelangt und hatte die Schmach des Zeughaussturmes und die Straßenherrschaft des Pöbels erlebt, vor welcher seine eigenen Mitglieder nicht sicher waren. Nicht einen vollen Monat nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung hatte Camphausen, welcher unter allen kurzlebigen Ministern dieser aufgeregten Zeit persönlich die meiste Zustimmung und Hochachtung der verschiedenen Parteien gewonnen und bewahrt hat, einer neuen Verwaltung den Platz geräumt, an deren Spitze dem Namen nach der Oberpräsident von Preußen Rudolf von Auerswald stand, deren Seele aber der bisherige Finanzminister David Hansemann war, der sie bildete. Einen schärferen Contrast als den zwischen diesen beiden Minister-Collegen konnte man sich nicht wohl denken. Herr von Auerswald, der Sohn eines um seine ostpreußische Heimat wohlverdienten, dem Königshause in guten und schweren Zeiten treu ergebenen Mannes, zu den Prinzen dieses Hauses

in den Tagen der Trübsal in genauesten persönlichen Beziehungen, in den Freiheitskriegen und einige Jahre darüber hinaus im Militärdienst, in landschaftlichen und Staatsämtern manchfach thätig und wohlerfahren und mit den Angelegenheiten der Rheinprovinz vertraut, in seinen politischen Anschauungen das was man als alt-liberal zu bezeichnen pflegt, wie es in seiner engeren Heimat vorzuwalten pflegte, war wohlwollend, gebildeten Geistes, von angenehmen Umgangsformen. Aber ihm mangelte die Energie welche eine Stellung wie die ihm nun übertragene überhaupt erfordert hätte, umsomehr in einem Moment wie derjenige in welchem er das Ministerium übernahm, gegenüber einer Versammlung die schon vom demokratischen Element beherrscht wurde, und einer Bevölkerung in welcher die Straßen-Emeute Recht behielt. Hansemann, ein norddeutscher Predigerssohn, aber durch seine ganze Vergangenheit dem Rheinlande angehörend und Kaufmann in Aachen, hatte sich durch Gründung und geschickte Leitung von ökonomisch-industriellen Anstalten, welche zu hoher Blüte gelangt sind, wie durch einsichtige Förderung des Verkehrs- und Eisenbahnwesens, um gedachte Stadt und die südwestlichen Gebietstheile namhafte Verdienste erworben, während er als politisch-ökonomischer Schriftsteller wie als Mitglied der Provinzial-Landtage ungewöhnlichen Scharfsinn und Kenntnisse an den Tag legte. In seinen politischen Anschauungen dem entschiedensten Constitutionalismus französischen Genres huldigend, hatte er kein Herz für Preußen. Seit lange ein erklärter Gegner preußischen Verwaltungswesens und Lobredner Frankreichs, würde er, mit seiner maßlosen Meinung von der Gültigkeit seiner Theorien, über welche das Gelingen seiner obenbezeichneten Gründungen ihn

verblendete, die gesammte Organisation des Staates wie dessen politische Stellung im Wege des Experiments aufs Spiel gesetzt haben, wenn er freie Hand gewonnen und behalten hätte. Während für ihn die Revolution, die ihn auf die Ministerbank geführt, eine „glorreiche" war, zog der neue Minister des Innern Herr Kühlwetter, ein Rheinländer der vor kurzem durch ihn Regierungspräsident in Aachen geworden, in seiner Erstlingsrede vor der Revolution überhaupt devotest den Hut ab.

Zur Zeit als dies Ministerium, welches seinem Princip nach ein Majoritäten-Ministerium sein sollte und sich demgemäß aus den verschiedenen Kammerfractionen recrutirte, die Probe zu bestehen hatte, war die frankfurter Nationalversammlung wenn nicht auf dem Wege der innern, doch auf dem der äußern Constituirung eines einheitlichen Deutschland vorgegangen. Am 29. Juni war Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt und an die Spitze einer provisorischen Centralgewalt des Deutschen Reiches in spe gestellt worden, hatte angenommen und war am 11. Juli in Frankfurt eingetroffen. Den auswärtigen Großmächten wurde das Factum der Constituirung dieser Centralgewalt durch diplomatische Agenten verkündigt, die eine in der diplomatischen Welt ungewohnte Rolle gespielt haben. Die Krisis dieser Centralgewalt, die vielmehr in der Idee beruhte als einen wirklichen Boden hatte, konnte nicht ausbleiben. Sie gab sich zuerst in der militärischen Frage kund. Als eine Art Huldigung der deutschen Truppen auf den 6. August anberaumt wurde, ward es offenbar, daß der Schwerpunkt der Dinge nicht in Frankfurt lag, und daß eine große Idee, mag sie immer noch so viele Berechtigung in sich

haben, zu ihrer wirklichen Ausführung mehr als eloquenter Reden bedarf.

Es macht den Eindruck von etwas Dramatischem in Verkettung und Lösung, wenn man Friedrich Wilhelms IV. Geschick und Verhältniß zu den Ereignissen des Jahres 1848 betrachtet. Der tiefe plötzliche Fall hing mit einer militärischen Maßregel (wenn dies ja für den in der That unaufgeklärten Befehl der Entfernung der Truppen aus der Hauptstadt nach der Nacht vom 18. zum 19. März der richtige Ausdruck ist) zusammen: die Empfindung der momentan betäubten aber nicht gebrochenen Kraft kehrte bei dem Versuch einer Schmälerung oder Theilung der militärischen Autorität der Krone zurück. Ich habe, worauf ich hingewiesen, den König erst vier Monate und drüber nach jenem traurigen Ereignisse wiedergesehen, vermag somit über dessen Stimmung in den ersten Zeiten nicht zu urteilen. Ich brauche nicht zu sagen daß ich ihn verändert fand. Er war bald erhitzt und gereizt, bald niedergeschlagen. Er lenkte die Conversation auf Dinge die mit der momentanen Lage nichts zu thun hatten, aber mir war es als thue er sich Zwang an. Er ließ sich auch wol heftig gegen diese oder jene Person aus; Heinrich von Arnim, der vormalige Gesandte, dann auswärtiger Minister, welchem sein Portefeuille keine Freude brachte, hatte ihn in den ersten Zeiten schwer gereizt, Hansemann machte sich ihm widerwärtig, ich weiß nicht ob mehr durch Tactlosigkeit oder mit Willen. Denn der scharfe und berechnende Verstand dieses gelegentlich auf persönlichen Vortheil sehr wohl bedachten Mannes vermochte seine im Grunde plebejische Natur keineswegs immer zu besiegen. Das größere Vertrauen des Königs zu sich selber und zu den Dingen

kehrte in demselben Maße zurück wie das Unvermögen der Minister, die Constituante zu lenken und in den Straßen Ruhe und Ordnung zurückzuführen, sich immer mehr documentirte. Herr von Auerswald meinte es redlich, aber er war völlig unfähig sich bei seinen Collegen Autorität zu verschaffen, geschweige denn in der Versammlung, und wenn Herr Hansemann in der zweiten Hälfte des August von der „Verbriefung der vom Volke errungenen Freiheiten" sprach, gab dies eine schöne Aussicht auf die künftige Charte. Was man unter den Freiheiten verstand, erlebte ich selbst eines Abends. Am 21. August war Soirée beim Ministerpräsidenten in der Wilhelmstraße. Diplomaten und Abgeordnete waren in Menge zugegen; Damen sah man damals nur wenig, und wer nicht in der fried- und freudlosen Stadt auszuharren genöthigt war, verweilte auf dem Lande. Man war noch nicht lange in den Sälen des ersten Geschosses versammelt, als eine Scheibe klirrend auf den Boden fiel, gefolgt von einem Pflastersteine, worauf ein Regen von Glasscherben und Steinen hereinbrach, sodaß die Gäste rasch räumten und im Garten Schutz suchten, wenn sie nicht, wie es mir gelang, im ersten Stadium des Tumults die Straße gewannen und zum Wilhelmsplatz gelangten, bevor die wüste Menge nach Zerstörung der Fenster den Angriff auf die Rampe des Hotels unternahm, welche ebenso wie die des gegenüberliegenden vormaligen Palais des Prinzen August demolirt wurde. Noch Stunden lang setzte sich der Tumult unter den Linden fort, unter Angriffen auf die nach englischem Muster errichtete Constablerwache oder Schutzmannschaft, wobei man die schweren Eisenstäbe der Schranken der Linden zum Sturmlaufen gegen das Thor des Ministeriums des Innern brauchte,

welches glücklicherweise Widerstand leistete. Folgenden Tages erschien das unglückliche Ministerialpalais in der Wilhelmstraße mit architektonischen Pockennarben bedeckt. Es hatte keine Spiegelscheiben gehabt und die Maueroberfläche bestand aus Putz: so war die Schmach größer als der Schaden. Die Rampen wurden beseitigt.

Der König ließ es an gelegentlichen Mahnungen nach mehren Seiten hin nicht fehlen. Bei einem am 30. Juli im Neuen Palais bei Sanssouci stattgefundenen, durch Herrn von Auerswald in versöhnlicher Absicht veranlaßten Empfangsfeste für die Mitglieder der Versammlung, erhielt der Minister des Innern, der sich bei einem unbedeutenden Krawall als schwachen Vertheidiger der preußischen Farben gezeigt hatte, einen ziemlich scharfen Verweis. Bei der sechsten Säcularfeier des Beginns des cölner Dombaues, zu welcher der König sich am 12. August begab und wo er mit dem Erzherzog Reichsverweser zusammentraf, ermahnte er in der Conversation mit den dort zahlreich anwesenden Mitgliedern des frankfurter Parlaments, man möge sich erinnern daß es noch deutsche Fürsten gebe und daß er einer derselben sei. Es that noth, denn diese Versammlung, deren Haupt, der edle und hochherzige Heinrich von Gagern, auch von der Ueberschätzung seiner Stellung nicht frei blieb, bildete sich nur zu sehr ein die Geschicke Deutschlands in der Hand zu halten. Die Gegensätze prallten entschieden auf einander aus Anlaß des von Preußen am 26. August mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstandes von Malmoe, welcher dem übereilt begonnenen und unstät hin und her schwankenden Kampfe um die Elbherzogtümer momentan ein Ziel setzte, ein Waffenstillstand der am 5. September von der National-

versammlung als die Ehre Deutschlands verletzend verworfen wurde und eine Erbitterung hervorrief, die sich auch dann nicht legte als elf Tage später dennoch die Annahme erfolgte, weil ohne Betheiligung Preußens Fortführung des Krieges unmöglich war. Ein Zusammenhang zwischen dieser Stimmung und der in der berliner Versammlung lauter und lauter werdenden Opposition gegen das Heer ist unverkennbar. Schon im ersten Drittel des August hatte diese Opposition eine sogenannte Säuberung des Heeres von reactionären Offizieren, denen das Ausscheiden aus dem Dienst zur „Ehrenpflicht" gemacht wurde, zur Annahme gebracht und am 7. September mit großer Mehrheit durchgesetzt, worauf das Ministerium seine Entlassung nahm, da es einsah daß es die Führung der Volksvertretung aus der Hand verloren hatte, diese aber den constitutionellen Boden verließ und Verwaltungsmaßregeln ergreifen zu können glaubte.

Der Nationalversammlung gegenüber ohnmächtig, war das Ministerium auch unvermögend gewesen den täglich vorkommenden Pöbelexcessen die Spitze zu bieten, Excesse von denen sich in erster Reihe die nicht mit der Demokratie liebäugelnden Abgeordneten bedroht sahen. Man war, ungeachtet der Bildung der neuen Polizeimannschaft, in eine Art Marasmus verfallen, der es allen ruhigen Beobachtern klar machte daß es so nicht weiter gehen konnte. Man erwartete, der König werde endlich einschreiten, denn mehr und mehr hatte die Ansicht Raum gewonnen, daß er dem schmachvollen Treiben ein Ende machen könne, wenn er wolle. Der König war aber der Meinung, auf alle Weise eine Verständigung mit der Versammlung anzustreben und das Zustandekommen einer Verfassung, mit welcher man regieren könne, eine Arbeit

womit man bisher nicht vorwärts gekommen war, zu versuchen. Der Versuch mißglückte. Ein an den Crefelder von Beckerath, Mitglied des Vereinigten Landtags und zur Zeit der frankfurter Versammlung, gestellter Antrag einer neuen Cabinetsbildung blieb ohne Erfolg. Beckerath, dessen politische Ansichten im wesentlichen mit denen Camphausens zu stimmen schienen, hatte dem Könige durch seine gemäßigte und vermittelnde Haltung Vertrauen eingeflößt, vermochte sich aber bei eingehender Besprechung nicht mit ihm zu verständigen, indem er Principien geltend machte auf welche die Krone, ohne Selbstmord zu begehen, sich nicht einlassen konnte, Principien die auf das Ideal einer französischen, damals längst bankerotten Partei, die Monarchie entourée d'institutions républicaines hinausliefen. Die Würfel mußten anders fallen.

Die Ereignisse welche sich in das letzte Drittel des September zusammendrängten, sind nur zu bekannt. In Frankfurt die Erhebung der anarchischen Partei, der Angriff auf den Sitz der Nationalversammlung, der Sieg der aus Mainz gerufenen österreichischen und preußischen Truppen im Barricadenkampf, der Mord des Generals von Auerswald und des Fürsten Lichnowski; der Struvesche Putsch in Baden, die Insurrection in Ungarn mit dem Mord des Grafen Lamberg. Schon am 14. September war General von Wrangel mit dem Generalcommando über die in der Mark Brandenburg gesammelten, durch die aus den Herzogtümern zurückberufenen verstärkten Truppen ernannt worden. Am 22. trat das neue Ministerium unter dem Vorsitz des Generals von Pfuel in der Constituante mit seinem Programm auf, welches Verfolgen des verfassungsmäßigen Weges aber Be-

kämpfung der Anarchie und Rechtlosigkeit und Schutz der Rechte der Krone verkündete, welcher allein die ausübende Gewalt zustehe. Ernst von Pfuel hatte sich in den Befreiungskriegen den Ruf eines muthigen, thatkräftigen, geistesfrischen Offiziers erworben — in meinen frühen Jugendjahren erklang im Rheinlande sein Name von tausend Zungen, in den Worten welche August Bercht, in dem schönen Gedichte: „Der Marschall auf des Kaisers Grab", Blücher an den Geist Carls des Großen richten läßt, der ihn über seine Person wie über seine Mitkämpfer befragt. In späteren Jahren als Commandirender in Westfalen hatte er den guten Ruf bewahrt, und wenn er als Gouverneur von Berlin in den Märztagen eben nicht viel Energie an den Tag gelegt, hatte er bald darauf den Aufstand in Posen gewandt unterdrückt. Ich gestehe jedoch daß ich von diesem Manne, der sich überlebt hatte und, man verüble mir den Ausdruck nicht, ein liberalisirender Hableur geworden war, nichts erwartete. Ich wußte wie er, als der königliche Antrag an ihn gelangte, einer vertrauten Freundin gegenüber geklagt hatte, er fühle sich alt und schwach (er zählte achtundsechzig Jahre, was eben kein methusalemisches Alter ist) und für eine solche Aufgabe ungeeignet. Aber schließlich nahm er doch an — vielleicht ist's ein Fehler gewesen in ihn zu dringen, da man auch in des Königs Nähe um seine Dispositionen wie um manche seiner Connexionen wissen mußte, die eben kein besonderes Vertrauen, namentlich in einem solchen Moment, einzuflößen geeignet waren. Wie er die Aufgabe seiner Verwaltung ermaß, beweist der Umstand daß er sich Herrn Varnhagen von Ense zum auswärtigen Minister auserkor, woraus denn doch nichts wurde. In dem neuen Ministerium saßen tüchtige

und geschäftserfahrene Männer, aber die Ohnmacht des Chefs, der gleich zu Anfang persönliche Würde und Stellung in einem Maße vergaß, wie es Schmach auf seine weißen Haare gebracht hat, führte sie auf die schiefe Ebne. Ich war am 25. September in Sanssouci Zeuge der infolge der Nachrichten über die klägliche Schwäche und Nachgiebigkeit des Ministeriums, namentlich am Abende sehr gesteigerten halbgereizten, halbniedergeschlagenen Stimmung des Königs, der keine Ruhe finden konnte und von der Terrasse nach dem Billardzimmer des Cavalierhauses und wieder zurück hin und her ging.

Unter solchen Umständen darf ich wol sagen, daß es mir sehr erfreulich war, durch einen Wechsel in meiner Bestimmung diesem höchst unbehaglichen berliner Leben entrückt zu werden. Im letzten Drittel des September wurde ich zum Legationsrath bei der römischen Gesandtschaft bestimmt, und sollte schon vor dem zur Zeit in Berlin weilenden Gesandten auf meinen neuen Posten mich begeben, da der interimistische Geschäftsträger nach Lissabon versetzt worden war und bald dahin abzugehen vorhatte. Der Ministerresidentenposten bei den Höfen von Toscana, Modena und Parma, welchen Graf Schaffgotsch bis dahin bekleidet hatte, war inmitten der vielen seit dem März vorgekommenen Veränderungen aufgehoben und dem Gesandten beim h. Stuhl die Vertretung übertragen worden, welche somit ganz Mittelitalien vereinigte. Während der zwei schlimmen Monate die ich in der Hauptstadt verbrachte, war ich häufig so in Sanssouci wie auf Babelsberg und in Glienicke gewesen und hatte somit Gelegenheit zu manchen Wahrnehmungen gehabt. Auf des Königs wechselnde Stimmung habe ich schon hingewiesen; auf sein reizbares Temperament machten die Tagesereignisse

oft größern Eindruck als eigentlich gerechtfertigt war, da er doch mit sich über die Endentscheidung schon klar sein mußte. Der Prinz von Preußen und Prinz Carl, welche die Dinge ruhiger nahmen, waren viel mit ihrem königlichen Bruder, während sie auch auf ihren Landsitzen eine Menge Personen empfingen. Eines Diners auf Babelsberg, am 4. September, werde ich mich stets erinnern. Ich fuhr von Berlin mit andern Eingeladenen hin, unter ihnen Herr von Manteuffel der nachmalige Ministerpräsident mit Frau, sowie Frau von Auerswald, deren Gemal durch die Sitzung der Versammlung am Erscheinen verhindert war. Es war die stürmische Debatte, in welcher der Antrag auf Verpflichtung des Ministeriums zur Ausführung des Beschlusses inbetreff der „reactionären" Offiziere zwar noch vertagt wurde, aber doch schon den Ausgang erwarten ließ, wie er drei Tage später stattfand. Nach der Tafel recitirte ich dem Prinzen das Grillparzersche Gedicht an Radetzky, das in diesen Zeiten in Aller Munde war und mit seinem: „In deinem Lager ist Oesterreich" auch an heimatliche Zustände mahnen konnte. Am 28. September war Abends die ganze königliche Familie in Sanssouci versammelt. Es war eine beklommene Stimmung, aber das Bewußtsein der Nothwendigkeit des Eingreifens sowie der Möglichkeit desselben drang durch den trüben Schleier. Die frankfurter Ereignisse hatten überall den peinlichsten Eindruck hervorgebracht und gezeigt, an welchem Abgrund man stand. Der General von Auerswald, der älteste der Brüder, war ein kenntnißreicher und freisinniger Offizier, der sich immer durch Mäßigung bemerklich gemacht hatte. Felix Lichnowski stand unserm Hofe nicht eigentlich näher, obgleich er, wovon schon die Rede

gewesen, viel in Berlin verkehrt hatte. Seine stürmische Vergangenheit, seine damaligen Verhältnisse hatten etwas an sich, was dem Könige nicht angenehm war. Aber seine geistige Begabung, sein frischer Muth, sein Festhalten an dem monarchischen Princip hatten doch vielseitiges Interesse geweckt, und man sah in ihm einen Mann, der eine Zukunft hatte. In der verhängnißvollen Märznacht, als so Manche sich unbefugt zu schaffen machten, war er im Schlosse ein- und ausgegangen, und ich weiß nicht ob dem Könige, jedenfalls aber der Königin ist seine Gegenwart unbehaglich gewesen. Sein gräßliches Ende, wie er von den Unmenschen buchstäblich zusammengehackt wurde, versetzte Alles in Schrecken. Die täglich sich steigernden Pöbelkrawalle in Berlin mahnten an die Nothwendigkeit der rettenden That.

Das Leben in Sanssouci hatte währenddessen allmählich wieder mehr von seiner frühern Gestaltung angenommen. Eine Menge Leute kamen und gingen, hohe Offiziere und Staatsmänner, Baron Manteuffel, Graf Voß Buch, Herr von Kleist der von vornherein um die Erbärmlichkeit Pfuels sehr wohl wußte, u. A. Andere wurden wieder zur Tafel geladen; Humboldt kam zu Zeiten, Ranke, Olfers, Ritter, Kaulbach, Begas u. A. waren Gäste. Kurz, der Hof gewann wieder das alte Aussehen, wenn nicht die alte Stimmung. Die Diplomatie, fast vollständig in Berlin versammelt, sah dem Unwesen, nachdem die anfänglichen Excesse vorübergebraust waren, ungeachtet der Unordnung in der Nationalversammlung und auf der Straße, mit größerer Gemüthsruhe zu, da die Voraussicht des nahenden Eingreifens überall durchdrang. Manche unserer Diplomaten waren anwesend und sehnten sich auf ihre Posten zurück,

außer Herrn von Usedom Graf H. Redern, Baron Brockhausen, Graf Robert von der Goltz, Herr von Wagner u. A. Wenn keine Feste gegeben wurden, für welche es übrigens auch nicht die Jahreszeit war, so wurde doch in einer Menge diplomatischer Häuser empfangen, bei Lord Westmorland, Baron Meyendorff, den Grafen Trauttmansdorff, Lerchenfeld, Knyphausen, Hessenstein, Hrn. Nothomb, Mr. Howard u. m. A. Man ging in die Oper und bewunderte Mlle. Taglioni. Kurz, die oft gemachte Beobachtung, daß eine Zeit recht gründlich schlecht und von materiellen Calamitäten begleitet sein muß, um auf das gewohnte Tagesleben hemmenden Einfluß zu üben, bewahrheitete sich auch hier. Aber diese Zeit der Desorganisation und des Schwindens mancher Illusionen ist auch für Viele die Zeit der Erkenntniß gewesen, während sie hinwider auf ängstliche Gemüther verstörend gewirkt, dem vernichtenden Zweifel am Heil den Sieg verschafft hat.

Am Abende des 29. September verabschiedete ich mich bei den Majestäten. Am Abende des 5. October verließ ich Berlin. Bei meiner Abreise erzeigte man dem eben berathenen Bürgerwehrgesetz die Ehre eines Eselritts, um ihm sodann auf dem Gendarmenmarkt, dem Schauplatz so vieler Heldenthaten, ein Autodafé zu bereiten. In der Morgenfrühe des 7. erhielten die Eisenbahnreisenden die Kunde von dem Aufstande in Wien. Unterwegs verloren wir nun viele Zeit, da immer neue Nachrichten von Hemmnissen auf der Bahn eintrafen. In Florisdorf fanden wir endlich den Schienenweg unterbrochen, die Planken der Donaubrücke aufgerissen. An den Schranken der Brüstung gelangten die Reisenden mühsam aufs andere Ufer und so ging's zu Fuß

nach der Leopoldstadt, wo ich im „Goldenen Lamm“ einkehrte. Die Stadtthore waren verrammelt, auf dem Rothenthurmthor lag eine Last großer Pflastersteine aufgehäuft. In den Straßen waren zahlreiche Barricaden errichtet, deren ich fünf bis zur Kärnthuerthorstraße zu passiren hatte, wo die preußische Gesandtschaft Wohnung und Bureau hatte. Noch brannte das Arsenal, wo tagszuvor der Kriegsminister Graf Baillet Latour ermordet worden war. Graf Bernstorff, der Gesandte, war in Hietzing, so daß ich mit meinen Depeschen zum Kärnthnerthor hinausspazierte, wo ich einen Fiaker nahm, um hinzufahren. Als ich durch Schönbrunn kam, fuhren eben die letzten Hofwagen weg, die dem schon geflüchteten Kaiser folgten. Bei Graf Bernstorff fand ich alles gepackt und zur Abreise bereit, die denn auch nicht lange darauf erfolgte. Am folgenden Tage sah ich nur den schwedischen Gesandten Baron Hochschild, mit dessen Familie ich im vorausgegangenen Herbst und Winter in Italien freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Tausende flüchteten aus der revolutionirten Stadt, in welcher der Aufenthalt nicht mehr geheuer war, während bewaffnetes Volk die Straßen füllte. Der Zudrang zu der Südbahn war so stark, daß die Betriebsmittel nicht mehr reichten. Ich war froh, am Abende des 8. meine Weiterreise antreten zu können; von der Leopoldstadt aus war nur die Communication auf dem Glacis offen. Aus Steiermark zogen Schützen in Massen der Hauptstadt zu. In Krain waren Truppen auf dem Marsch. In Prewald, zwei Posten von Triest, schlug ich die Straße nach Görz ein, da die noch lange fortwährende Belagerung von Venedig die directe Communication unterbrach. Ich ging über den Isonzo und auf

malerischem Wege über Udine durch Friaul und die Mark Treviso nach Verona. In Treviso, das sehr verödet aussah, traf ich den Feldmarschall-Lieutenant Baron Stürmer, Bruder des vormaligen Internuntius, dem ich die ersten zuverlässigen Nachrichten aus Wien brachte. Ueberall, nachdem ich den Tagliamento überschritten, zeigten sich die Spuren des erbitterten Kampfes, der mit dem Rückzug der Piemontesen geendigt hatte. Die Brückenköpfe des Tagliamento und der Piave waren zerstört, zahlreiche Landhäuser und Bauernwohnungen an der Straße ausgebrannt. Der Borgo Sta Lucia bei Vicenza lag fast vollständig in Trümmern. Die österreichischen Offiziere, von denen ich auf meiner mehrfach unterbrochenen Fahrt manche sah, sprachen alle mit Achtung von den Piemontesen, aufs ungünstigste von den Päpstlichen, mit Ausnahme der Schweizer, die man vor Vicenza buchstäblich zum Kanonenfutter gemacht hatte.

In Verona besuchte ich meinen alten Freund Orti, auf den die Ereignisse des stürmischen Jahres starken Eindruck gemacht hatten, und der für weniger retrograd gelten wollte, als es bisher den Anschein gehabt hatte, vielleicht weil die öffentliche Meinung ungeachtet der piemontesischen Niederlage den Oesterreichern noch feindlicher war als früher. Am 14. October traf ich in Florenz ein. Schon in Verona hatten mich die ungünstigsten Nachrichten aus Toscana erwartet. Die gemäßigt liberale Partei hatte das Feld nicht behaupten können. Das erste Ministerium, das des Marchese Ridolfi, hatte vor einer übelberathenen und im Grunde schwächlichen Opposition mattherzig sogleich Chamade geschlagen; das zweite, unter der Präsidentschaft des Marchese Gino Capponi war, dem Mangel an aller materiellen Unter-

stützung gegenüber, der resoluten Insurrection von Livorno zum Opfer gefallen. Gerade in jenen Tagen übernahmen zwei Revolutionäre verschiedenster Gattung, aber beide im Zerstören einig, die Verwaltung. Der livorneser Advocat Guerrazzi, ein Mann von Talent und Energie, in revolutionärem Treiben aufgewachsen, despotischer Natur und auf eigene Erhöhung nicht zum mindesten bedacht. Der pisaner Professor Montanelli, ein unklarer Visionär, um so gefährlicher, weil er in dieser Unklarheit bereit war, alles umzuwälzen, ohne einen festen Plan der Reconstruction im Kopfe zu haben. Charakteristisch für den Mann ist das Wort, welches er bei seinem Eintritt in den Palazzo Vecchio, den Sitz der Ministerien, zu seinem Vorgänger Capponi sprach: Auch hier werde ich conspiriren. Noch an demselben Tage sah ich den Großherzog. Er war rathlos, wie man denn überhaupt im Vaterlande Lorenzo's de' Medici, Machiavell's und Guicciardini's politisch und, was schlimmer, moralisch bankerott war. Unter solchen Umständen hätte man es nicht für möglich gehalten, daß der Großherzog, für welchen Guerrazzi ein wahrer Popanz, eine Incarnation der Revolution gewesen war, auf das von diesem Meister der Dialektik ihm vorgetragene Regierungsprogramm sich beruhigte, ja sich einbildete, er könne den Mann leiten, bis er sich plötzlich in den Strudel der Umwälzung verwickelt fand, dem er sich in der elften Stunde mit genauer Noth entzog, indem er sein Land verließ.

Selbstverständlich ist es hier nicht der Ort, diese Zustände zu schildern. Ich erstattete dem Könige über alles ausführlichen Bericht. Unterdessen gingen die Ereignisse rasch vorwärts. Herr von Usedom hatte inbetracht der in Berlin

herrschenden Spannung seine Abreise verschoben, sein einstweiliger Vertreter noch keine Instruction erhalten, Rom zu verlassen. So blieb ich einstweilen in Florenz, neuer Befehle harrend. Die Entscheidung war in Berlin gefallen. Am 8. November verkündigte ein Cabinetsbefehl die Ernennung des Generals Grafen von Brandenburg zum Ministerpräsidenten, während eine zweite Ordre die Vertagung der Sitzungen der Nationalversammlung und ihre Verlegung nach der Stadt Brandenburg verordnete. Am 9. besetzte General Wrangel die Hauptstadt. Am 12. wurde die Bürgerwehr aufgelöst, Berlin in Belagerungszustand erklärt. Man weiß, welchen weiteren Verlauf die Dinge nahmen, und wie die von der Bürgerschaft ersehnte Ordnung nach der Sprengung des den Gehorsam verweigernden Theiles der Versammlung ohne Mühe hergestellt wurde. Anderwärts ging's weit schlimmer zu. Am Morgen des 15. wurde der päpstliche Minister Graf Rossi am Thore des Palastes der Cancellaria, des Sitzes des römischen Parlaments, durch einen Dolchstoß ermordet. Am Abende des 26. verließ der Papst heimlich den gefährdeten und für ihn zum Gefängniß gewordenen Quirinal und gelangte am folgenden Tage nach Gaëta. Ich erinnere mich noch des Nordlichts welches, in Italien eine ungewohnte Erscheinung, gleichsam als Folge und als Vorbedeutung tragischer Ereignisse, am Abende des 17. November den Himmel blutroth färbte. Der December war noch nicht zur Mitte gelangt, als Friedrich Wilhelm IV. in der Ueberzeugung, daß die damalige Versammlung zum Zustandekommen einer für das Land möglichen Verfassung unfähig sei, diese auflöste und den Verfassungsentwurf ver-

öffentlichte, der nun den nach neuen Normen zusammengerufenen Kammern vorgelegt werden sollte.

Die Abreise des Papstes nach Gaëta, wohin Baron Canitz ihm sogleich gefolgt war, machte die Anwesenheit eines preußischen Gesandten nothwendig. Am Morgen des 3. Januar 1849 traf Herr von Usedom in Florenz ein. Die strengste, ganz ungewohnte Kälte herrschte; der Arno war zugefroren. Am 10. früh verließ ich mit dem Gesandten die Stadt, um in Livorno an Bord des Dampfers „Ville de Marseille" zu gehen. Glücklicherweise hatte die Kälte nachgelassen, es war noch kühl, aber sonnig. Am 11. früh waren wir in Civitavecchia, von wo Herr von Usedom nach Neapel weiter ging, ich den Weg nach Rom einschlug, wo ich nach dessen Bestimmung einstweilen bleiben sollte, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten, welche mit aller Macht zur Republik drängten. In der That weckten mich in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar die Capitolsglocken, bald von hundertstimmigem Glockengeläute gefolgt, und die Jubelrufe auf dem Platze vor dem Senators- und Conservatorenpalast, welche diese Republik verkündeten, die so viel Elend über Rom zu verhängen bestimmt war.

Während dieser Zeit hörte ich nicht auf, dem Könige zu berichten, welche Berichte ich zugleich nach Gaëta sandte. Aber der König war mit meinen Verweilen in Rom durchaus nicht einverstanden, und drückte dies auf bestimmteste Weise in zwei bald nach einander folgenden Schreiben aus, welche für mich persönlich sehr wohlwollend, meine Anwesenheit in dem „sündigen Rom" entschieden mißbilligten. „Durch ein Mißverständniß", heißt es in dem zweiten dieser Schreiben vom 6. Februar, welches, durch einen Courier nach Neapel

befördert, mir infolge einer für mich in ihrer Ursache nie aufgehellten Verspätung nach beinahe sechs Wochen zuging, „da ich Ungehorsam nicht annehmen kann, sind Sie noch immer in Rom. Ich habe denen, die schuld daran sind, bereits meinen Befehl zukommen lassen, diesen Fehler gutzumachen, denn es ist ein Fehler, daß ein Mitglied einer preußischen Mission unter Verhältnissen wie die gegenwärtigen in der entheiligten Stadt verweile. Sie haben sich also angesichts dieses, falls es noch nicht geschehen, nach Gaëta zu begeben, wo ein Auftrag delicater Natur (une commission de confiance) Ihrer harrt. Ich erwarte aus Gaëta recht interessante Briefe von Ihnen. Ich habe jedesmal eine große Freude, wenn ein Brief von Ihnen ankommt. Möge es Ihnen, bester R., recht wohl gehen in dem herrlichen Lande, welches aber jetzt noch wirrer dasteht, oder fällt, als Deutschland — und das ist sehr viel gesagt. Gott besser's! Vale. Humboldt hat immer ganz besondere ästhetische Freude an Ihren Briefen, die ich ihm regelmäßig mittheile. Berlin hat gestern wie ein Rabenstein gewählt, nämlich lauter ausgeprägte Galgenvögel, das Land umher aber gut, zum Theil vortrefflich."

Ueber das, was dem Könige Anlaß zur Unzufriedenheit gab, habe ich weiter nichts zu bemerken, als daß ich selbstverständlich den Anordnungen meines Chefs gefolgt, dieser dafür verantwortlich war. Uebrigens ist mein Aufenthalt in Rom, mochte auch der Monarch principiell im Rechte sein, von gar keinen Uebelständen oder Unverträglichkeiten begleitet gewesen. Seit fünf Jahren hatte ich die Stadt verlassen, war den augenblicklichen Machthabern unbekannt, begreiflicherweise ohne irgendwelche auch nur officiöse Beziehungen. Während

dieser drittehalb Monate habe ich Gelegenheit gehabt, eine Menge Dinge zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln, welche, täusche ich mich nicht völlig, nicht mir allein von Nutzen gewesen sind, während ich mehr als einem Landsmann eine gewisse Beruhigung gewährt habe. Ein einziges Mal bin ich mit einem Mitglied des Mazzini'schen Triumvirats in vorübergehende Berührung gekommen, aus Anlaß der durch mich verhinderten gewaltsamen Ausweisung des Secretärs des Archäologischen Instituts und zu eifrigen Zeitungscorrespondenten Dr. Emil Braun, welchen die Gendarmen in dem hinter dem Pal. Caffarelli gelegenen Locale des Instituts und preußischen Spitals buchstäblich bei den Haaren hatten. Ich muß dem Collegen Mazzini's, der sich später zu mir bemühte — es war ein nun längst Verstorbener, Mattia Montecchi —, das Zeugniß ertheilen, daß sein Benehmen das allerrücksichtsvollste war.

Am Tage des Frühlingsanfangs schied ich von Rom, und begab mich in angenehmer Gesellschaft, darunter der berühmte englische Bildhauer John Gibson, nach Civitavecchia, wo ich mich am 22. an Bord des französischen Kriegsdampfers Tancred mit mehren zu dem in Gaëta verweilenden Großherzoge von Toscana gehenden florentiner Bekannten nach Neapel einschiffte. Es war ein prächtiger Tag, und die dunkle Masse des Monte Circello ragte gegen Abend mächtig in die See hinein, nachdem wir den schönen belebten Strand von Antium und Nettuno hinter uns gelassen hatten. Am folgenden Morgen war ich gegen acht im Hotel Victoria. Manche Mitglieder des beim Papste accreditirten diplomatischen Corps waren in Neapel etablirt. Herr von Usedom kam und ging, war aber augenblicklich in Mola di Gaëta.

Gegen Abend am 24. langte ich dort an. Es war sehr schwer, ein auch nur erträgliches Unterkommen zu finden. In der Villa Caposele, wo neben Herrn von Usedom der französische Botschafter Herzog von Harcourt wohnte, war es enge genug, aber man mußte sich eben bequemen. Am folgenden Morgen saß ich am Meeresstrande, von Orangen- und Citronengebüsch umgeben, die Wellen spielend und rauschend, die Sonne glänzend mit Fernsicht über Küste und See und weicher lauer Luft.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, fuhr ich mit Herrn von Usedom nach Gaëta. Um den Golf herum führt die Straße; überall antike Reste, überall Bauten, eine lange Vorstadt, ehe das einzige Thor in die enge winkelige Stadt einläßt, wo nur der Eingang zum Dome und der Glockenthurm von architektonischer Bedeutung sind. Wir stiegen zum sogenannten Orlandothurme hinauf, dem Denkmal des Munatius Plancus der Augusteischen Zeit, eine Rotunde wie das Grab der Cäcilia Metella, im Aeußern wie im Innern schön erhalten und von trefflicher felsenfester Construction. Weithin schweift der Blick von dieser Höhe über Land und Meer. Das mittelalterliche Castell Gaëta's ist höchst pittoresk: weithin dehnen sich die modernen Befestigungen aus. Sozusagen die ersten Personen denen ich begegnete, waren Großherzog Leopold und seine Familie, seit dem Februar über Siena und die Küste des Monte Argentaro nach Mola gelangt, wo sie nach all der beängstigenden Aufregung der vorausgegangenen Zeit in dem Gasthof der Villa Cicerone ein verhältnißmäßig sehr ruhiges Unterkommen gefunden hatten. Ich will nicht von all den Bekannten reden, die ich hier traf, von Graf und Gräfin Spaur, des Papstes Gefährten auf seiner Flucht,

und vielen Andern. Nur des Fürsten Clodwig Hohenlohe-Schillingsfürst will ich erwähnen, der eine Fahrt nach dem Orient gemacht hatte, und nun mit seiner Gemalin, in Begleitung des Legationsrathes Adolf Friedrich von Schack, meines Bekannten aus den berliner Tagen und nachmaligen vielgenannten Dichters und Literärhistorikers, als Vertreter des Erzherzog-Reichsverwesers bei dem heiligen Stuhl erschienen war. Sein Bruder, der nachmalige Cardinal und damalige Monsignore war gleichfalls in Mola und hatte einen Theil des Winters in dem bei Gaëta gelegenen Kloster der strengen spanischen Franciscaner-Regel, der Alcantariner zugebracht, wo die bauliche Einrichtung, ohne allen Schutz vor der Kälte, den Einfluß der feuchtkalten Luft dieser von keinem Sonnenstral berührten Localität noch empfindlicher machen mußte.

Wenn man in Betracht zieht, was alles blos in Italien in die Zeit, von welcher hier die Rede ist, sich hineindrängte, Ereignisse, mit denen die römische oder wenn man will die päpstliche Frage nothwendig im engen Zusammenhange stand, so begreift man, daß auf diesem beschränkten Punkte eines Felsenvorsprungs am Mittelmeerstrande die Stimmung keine gleichmäßige und ebensowenig eine ruhige war. Die Filangieri'sche Expedition nach Sicilien, ungeachtet des hemmenden und schwerlich berechtigten Einschreitens von England und Frankreich am Ende vollkommen siegreich, war noch weit von ihrem Ziele, welches sie ohne diese Hemmnisse längst erreicht haben würde. Am 23. März wurde die Schlacht von Novara geschlagen, infolge deren König Carl Albert dem Thron entsagte, während die sinnlose Weigerung der piemontesischen Kammern, den mit Oesterreich geschlossenen nothwendigen Waffenstillstand anzuerkennen, den Anfang der Regie-

rung des jungen Königs zu einem zwiefach stürmischen machte. Bald darauf traf aus Toscana, wo der Revolutionsschwindel seinen Höhepunkt erreicht hatte, die erste tröstliche Nachricht ein. Es war die von dem florentiner Straßenkampf, wobei die gesund gebliebene Masse des Volkes sich des livorneser bewaffneten Gesindels entledigt hatte, des dem Dictator Guerrazzi zum Schutz angehängten Schweifes, dessen er sich gleich dem Zauberlehrling nicht zu entäußern vermochte, als er ihm gefährlich geworden war. Alles das hatte in wenigen Wochen stattgefunden, während in Gaëta die Intervention durch die vier katholischen Mächte Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel beschlossen worden war, welche der Papst zur Wahrung seiner Rechte und zur Niederwerfung der durch den Zuzug revolutionärer Kräfte aus ganz Italien in Rom gesteigerten und verstärkten Empörung angerufen hatte.

Es war eine Zeit der eigentümlichsten Contraste. Die Charwoche des Jahres 1849 wird in dieser Beziehung für Alle, die mit diesen Ereignisse in Berührung gekommen sind, eine denkwürdige bleiben. Am Gründonnerstage, es war der 5. April, fuhr ich um sieben Uhr Morgens mit Fürst und Fürstin und Monsignore Prinz Hohenlohe von Mola nach Gaëta. Pius IX. las im Dom eine stille Messe und theilte dann den Cardinälen nebst verschiedenen Prälaten und den Mitgliedern des diplomatischen Corps, auch den Damen, die heilige Communion aus, worauf Fußwaschung und Speisung stattfanden. Nach kurzer Mittagsrast in dem von Graf Spaur bewohnten Hause de Vio, heute noch Eigentum der Familie des aus der deutschen Reformationszeit allbekannten Cardinals Cajetanus, begaben wir uns zum Besuch der sieben

Kirchen. Es war eine eigentümliche schöne und wirkungsvolle Scene. Der Papst, die Cardinäle, die sonstige höhere Geistlichkeit, König Ferdinand von Neapel mit den Prinzen seines Hauses, die zahlreiche Diplomatie, Seeoffiziere und Militäre zogen durch die Stadt, während das Volk in andächtiger Stimmung den Pfad säumte. Der Herzog von Harcourt, der spanische und der belgische Botschafter, Martinez de la Rosa und Fürst von Ligne, der portugiesische Gesandte de Migueis, der neapolitanische Graf Ludolf, Graf Spaur, Fürst Hohenlohe, überdies all die dii minorum gentium nebst vielen ihrer Damen waren im Zuge. Es war ein schöner sonniger Tag, und nie hat Gaëta während seiner langen und nicht ereignißleeren Geschichte Aehnliches gesehen. Und nun als Gegenstück dazu denke man sich die Feier des Osterfestes in Rom durch Mazzini und seine Genossen, die bengalische Illumination der Peterskuppel unter dem Wehen der italienischen Tricolore, und das „Domine salvam fac rempublicam“.

In Gaëta und Mola gab es Bewegung genug, nöthige und unnöthige. Mir ist vielleicht nie so viel Hin- und Herreden und Hin- und Herrennen von Berufenen und Unberufenen vorgekommen. Projecte und Pläne aller Art tauchten auf und gingen ebenso rasch unter; selbst als man in Bezug auf die Hauptsache, die bewaffnete Intervention, schon einig war. Nur ein Einziger, soviel ich weiß, ist ruhig und gleichmüthig geblieben: Pius IX. Das „modicae fidei quare dubitasti?“ ist auf ihn nicht anzuwenden gewesen. Er hat nie am Siege der guten Sache gezweifelt. Es sind ihm Menschen und Dinge vorgekommen, die einen leisen Spott bei ihm hervorrufen konnten, und er hat sich wol mit jener Leichtig-

keit der Erzählung und Schilderung, die ihm in hohem Grade eigen war und nie der Anmuth entbehrte, über das ausgelassen, was um ihn herum vorging. Bei den nicht seltenen Begegnungen, in welche ich in jenen Zeiten während zweier Jahre mit dem Papste kam, bin ich mehr als einmal persönlicher Zeuge davon gewesen. Aber er blieb immer ruhig.

Das diplomatische Corps war nicht ohne Seltsamkeiten. Auch unter andern Umständen, als die grenzenlos verwickelten des französischen Wollens und Nichtwollens, und der damals schon verhängnißvollen Reticenzen und Duplicität des Prinzen Louis Napoleon waren, hätte der Herzog von Harcourt sich in offenbarer Gefahr befunden, in rechte Confusion zu gerathen. Auf der bogenlangen Liste von Diplomaten, denen die Februar-Revolution mit Einem Schlage den Hals umdrehte, war der Botschafter in Rom Graf Rossi obenan gestanden. Einen frappantern Contrast, als den zwischen ihm und seinem nunmehrigen Nachfolger konnte man sich nicht denken. Der Herzog, ein ältlicher kleiner Mann, nicht ohne Excentricitäten und vorgefaßte Meinungen, obgleich ohne Zweifel ein loyaler Charakter, einst mit der Juli-Monarchie schmollend, wußte von römischen und päpstlichen Dingen nicht das Alpha. König Carl Albert hatte einen ausgewanderten Lombarden nach Gaëta gesandt, den Grafen Enrico Martini von Crema, einen Mann von lebendigem Geiste, der jedoch den Abenteurer nicht verleugnen konnte, während man ihn nicht für voll ansah. Ein ungeeigneterer Repräsentant Sardiniens hätte nicht gedacht werden können, als der unglückliche König noch den Anspruch erhob, an der Intervention im Kirchenstaat theilzunehmen, woran in Gaëta selbstverständlich niemand dachte. Auf politische

Velleitäten andrer Art in dieser Beziehung ist bereits hingedeutet worden.

Endlich begann die Action. Am 25. April erschien die französische Escadre vor Civitavecchia, welches an demselben Tage besetzt wurde. Die französischen Proclamationen waren nicht dazu angethan, eine baldige Klarstellung zu versprechen; der in seiner Art vielleicht beispiellose Vormarsch der Franzosen gegen Rom und dessen Zurückweisung an den vaticanischen Basteien am 30. April schob die Entscheidung auf Monate hinaus.

Es liegt mir ferne, bei den nun sich abspielenden Ereignissen zu verweilen, und ich beschränke mich auf dasjenige, wobei die königliche Gesandtschaft ins Spiel gekommen ist. Von dem Moment an, wo die Franzosen in Civitavecchia erwartet wurden, gerieth König Ferdinand in fieberhafte Aufregung. Truppen nach Truppen zogen durch Mola; Revuen wurden auf dem sandigen Plan vor Gaëta gehalten. Am 28. ging der König nach Terracina ab. Er dachte wol von Osten her in Rom einzuziehen, während die Franzosen von Westen kommen würden. Daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht war, zeigten die blutigen Köpfe der Oudinotschen Avantgarde. Der König blieb in Albano stehen, Oudinot ging nach Palo zurück. Der Herzog von Harcourt beabsichtigte, ihm dort einen Besuch zu machen, und lud Herrn von Usedom, der unterdeß in Neapel geheiratet hatte, zu der Fahrt ein. Am Nachmittage des 5. Mai befand ich mich mit dem „jungen Ehepaar“ an Bord der Dampffregatte Narval, welche die riesige, mit dem Strande nur durch einen schmalen Streifen Landes zusammenhängende Felsenmasse Gaëta's umschiffte und in der Morgenfrühe des 6. vor

der Tibermündung war, worauf sie nach Mittag im Hafen von Civitavecchia die Anker auswarf. Französische Truppen lagerten vor der Stadt, die italienische Freischaar Melara, die sich hatte überraschen lassen, war kriegsgefangen, aber die Leute spazierten frei umher. Die italienische Tricolore flatterte auf den Thürmen. Am folgenden Morgen fuhren der Botschafter und Herr von Usedom auf dem Narval nach Palo, während ich den Landweg mit Frau von Usedom einschlug. Wir waren längst da, als die Fregatte bei ziemlich hochgehender See vergebens vor dem kleinen hafenlosen Orte ein Boot auszusetzen versuchte, um die beiden Herren ans Land zu bringen. Als es nicht ging, vertraute sich der Botschafter zwei handfesten Matrosen an, die ihn an den nahen Strand zu bringen sich anheischig machten, aber unterwegs doch das Gleichgewicht verloren und den kleinen Herzog ins Meer fallen ließen. Es war eine komische Scene, die jedoch dem Betroffenen wenig angenehm war und seinen Gefährten von einem ähnlichen Wagniß abschreckte, sodaß, während man den nach dem unfreiwilligen Bade Triefenden und Schnaufenden in eines der Häuser am Strande brachte, wo er trockene aber nicht für ihn gemachte Kleider anzog, der andere schwimmend nachfolgte, wobei ein Matrose seine Kleider auf dem Kopfe trug, ohne sie ins Meer fallen zu lassen. In Palo war die Situation ein Gemisch von Ernst und Komik. General Oudinot hatte sich sein Mißgeschick so zu Herzen genommen, daß er im Hause des Erzpriesters des Oertchens am Fieber krank lag. Die übrigen höhern Offiziere wußten nicht aus noch ein; der Einzige, der einen klaren Blick besaß, war der diplomatische Attaché der Expedition Henri de La Tour d'Auvergne, der nachmalige Ge=

sandte, Botschafter, auswärtige Minister, der hier eine Carriere eröffnete, welche ihn in raschem Laufe zu nicht gewöhnlichen Erfolgen geführt hat. An eine ernste Operation gegen Rom, wo man sich unterdessen barricadirt und gegen einen etwaigen neuen Angriff noch vollständiger geschützt hatte, war unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Man mußte Verstärkungen und einen Belagerungspark abwarten — wie hatte sich im Nu das Aussehen der ganzen Angelegenheit verändert! Als charakteristische Nebensache erwähne ich noch, daß vor des Generals Wohnung ein Pfahl mit einer phrygischen Mütze aufgerichtet stand, und der Botschafter den Befehl ertheilte ihn zu entfernen! Das Meer hatte sich unterdeß etwas beruhigt. Ein Boot brachte uns (ohne die Dame, die einstweilen nach Civitavecchia zurückkehrte) an Bord des Narval, der um sieben Uhr am folgenden Morgen um die Spitze von Gaëta bog. In demselben Moment brachte ein Offizier eines dort ankernden französischen Fahrzeuges dem Botschafter die Kunde, wegen Cholera am toscanischen Strande sei Quarantäne angesagt worden. Noch war die Pestflagge nicht aufgezogen, und im Nu setzte die Fregatte eine Schaluppe aus, die uns in kürzester Zeit über den Golf nach Mola brachte. König Ferdinand soll die „Verletzung der Quarantänegesetze" sehr übel genommen haben. Die ganze Choleragеschichte war aber blinder Lärm, und Quarantäne unter solchen Umständen hätte wahrlich gefehlt, die Lage angenehmer zu machen!

So stand es mit dem Unternehmen gegen Rom auf der Westseite — stand es auf der Ostseite besser? Der preußische Gesandte hatte sich in den Kopf gesetzt, er müsse eine entente cordiale zwischen den Franzosen und den Neapolitanern

vermitteln. Der König war selbstverständlich auch ohne das sich klar gewesen, daß ohne ein Zusammenwirken sein Unternehmen, das einem Impromptu aufs Haar ähnlich sah, zu nichts führen würde, aber sein militärischer Abgesandter an General Oudinot hatte nichts erlangt, denn dieser konnte begreiflicherweise an keine solche Cooperation denken. Unterdessen verlegte am 11. Mai Oudinot nach dem Eintreffen von Verstärkungen sein Hauptquartier nach Castel di Guido, von wo er drei Tage später bis Villa Santucci, nur anderthalb Millien von der Stadt vorrückte, während er noch weitere Dispositionen traf. Zugleich aber kam Herr Ferdinand de Lesseps, dessen Name durch den Suezcanal bessern Klang gewonnen hat, mit Vorschlägen zu Unterhandlungen in Rom an und gewährte so den Vertheidigern der Stadt Muße zu einem Unternehmen, welches dem König höchst verderblich hätte werden können, wenn er nicht noch in der elften Stunde gewarnt worden wäre. Sein Hauptquartier war wie gesagt in Albano, wo er von Prinzen und Generalen umgeben, in der vormaligen damals in einen Gasthof verwandelten Villa Corsini wohnte. Beinahe ein halbes Hundert Geschütze war in der langen Hauptstraße des Städtchens echellonnirt, während links gegen Porto d'Anzo, rechts über Marino und La Colonna nach Palestrina kleine Corps ausgesandt waren. Mit letzterm Corps hatten die Römer sich schon herumgeschlagen ohne große Resultate, und die Dinge schienen sich hinzuziehen, als am Morgen des 17. Mai der König plötzlich die Nachricht erhielt, daß am vorhergehenden Abende gegen 11000 Mann von der Besatzung Roms mit zwölf Geschützen unter den improvisirten Generalen Roselli, Garibaldi, Galletti die Stadt verlassen hatten, um an Palestrina vor-

über die Albanerhügel zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. Der Plan war gut genug ersonnen, denn Rom hatte momentan, während der Lesseps'schen Unterhandlungen, von den Franzosen nichts zu befürchten.

Am 15. Mai war Herr von Usedom nach Genzano gefahren, wo er in einem Sforza'schen Landhause mit seiner Frau einige Tage zu verweilen dachte, um in der Nähe des Königs zu sein. In der Frühe des 17. — es war das Himmelfahrtfest — trat Herr Gustav von der Schulenburg, unser Geschäftsträger in Neapel, in Villa Caposele bei mir ein und frug mich, ob ich mit ihm zu einem Besuche in Genzano fahren wolle. Wir hatten eine schöne Fahrt nach Terracina und durch die Sümpfe, wo die Waldung in vollem Glanze war, während die Ortschaften der Volskerberge im Duft des Frühlingstages schimmerten. Vor Abend waren wir in Velletri und dachten die wenigen Millien bis Genzano bald zurückgelegt zu haben, worin wir uns aber sehr getäuscht fanden. Gleich hinter der Stadt trafen wir mit dem Rückzuge der neapolitanischen Artillerie zusammen, welche auf der zum Theil einem Hohlwege ähnlichen Straße mit größter Anstrengung herankam. Selten habe ich ähnlichen Lärm oder ähnliche Unordnung gesehen. Das Gedränge und das Losschlagen auf die störrischen Maulthiere, mit denen die Geschütze bespannt waren, nahm kein Ende. Begreiflicherweise hatten wir die größte Mühe weiter zu gelangen, indem wir jeden Augenblick seitwärts an der Straße halten mußten, um die uns Entgegenkommenden vorüberzulassen, sodaß wir drei Stunden brauchten, um Genzano zu erreichen, wo wir nur mit Mühe in einem der Sforza'schen Häuser ein Nachtquartier fanden. Am folgenden Morgen galt es

rasch aufzubrechen. Das ganze neapolitanische Corps, über 9000 Mann, war in vollem Rückzuge. Der König hörte Messe in Ariccia, um sich von dort nach Velletri zu begeben. Von dem Gefecht, welches am 19. unter den Mauern dieser Stadt in der gegen die Volskerberge sich erstreckenden Niederung stattfand, werde ich ein andermal zu berichten haben. Hier genüge es zu bemerken, daß ungeachtet des durch die Neapolitaner errungenen Vortheils Ferdinand II. an nichts anderes dachte, als die Grenzen seines Staates wieder zu erreichen, sodaß in der Nacht vom 19. auf den 20. die Räumung Velletri's erfolgte und die Römer sich als Sieger proclamiren konnten. Die Mitglieder der preußischen Gesandtschaft, denen es leicht hätte begegnen können, sich mit Sr. Sicilischen Majestät in einer Mausefalle zu befinden, waren schon am Abend des 18. wieder in Mola.

Hier wohnte man einem andern militärischen Intermezzo bei, der Landung des spanischen Hilfscorps unter General de Cordova. Seit hundertfünfzehn Jahren hatten keine Truppen dieser Nation diesen ihnen einst nur zu wohlbekannten Strand betreten, auf welchem sie nun, am Fuße des Orlandoberges, wie kurz vor ihnen die Neapolitaner, das Lager aufschlugen, während ihre Fahrzeuge kamen und gingen. Nicht mehr das weltberühmte Fußvolk Kaiser Carls V., aber immer noch gute tüchtige Truppen, deren Ausdauer und Fertigkeit im Marschiren General von Willisen bewunderte, welcher in der zweiten Hälfte des Juni nach Mola gekommen war und die Spanier auf ihrem Marsch durch die Volskerberge begleitete, deren Säuberung ihre einzige militärische Action gewesen ist. Diese Promenade Willisens war unverfänglicher, als sein Doppelbesuch zu Ende des Winters,

wobei er, unmittelbar vor dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Piemont, eine Zeitlang in Turin verweilte und dann in Radetzky's Lager ging — ein bis zum Unbegreiflichen übelberathener Schritt, indem nun die Geschlagenen Zeter schrieen, und dem gewiß sehr unschuldigen aber nicht weniger unvorsichtigen preußischen General Verrath schuldgaben, ja die Niederlage von Novara in die Schuhe schoben. Ein Lärm, der sich in sehr unliebsamer Weise wiederholt hat, als mehr denn ein Decennium später Willisen zum Gesandten in Turin designirt wurde, wo er sich unmöglich gemacht hatte. Er war ein kenntnißreicher Offizier, der aber einst zu der Varnhagenschen Clique gehört hatte und, unruhig und projectereich, Vielen ein Dorn im Auge war. Er hatte sich viel mit dem Waffenwesen und der militärischen Reitkunst beschäftigt, und über zwei damals vielbesprochene französische Systeme mehr als genug gesprochen und geschrieben und projectirt und gehandelt, während man ihn weder für einen guten Reiter noch für einen sichern Schützen hielt, woher das die Sache umkehrende Witzwort der berliner Gesellschaft: Il monte comme Minié et il tire comme Baucher. Ein schlechtes Compliment für den königlichen Oberstallmeister, was Willisen längere Zeit war. Als von seiner Bestimmung nach Turin nicht mehr die Rede sein konnte, wurde er zum Gesandten beim heiligen Stuhl ernannt — allerdings eine seltsame Wahl. Hier wurde er im Sommer 1864 während der Villeggiatur in Genzano durch einen Anfall von bösartigem Malariafieber hinweggerafft.

Aus Gründen die ich hier übergehen kann, hatte ich in Mola meine Briefe an den König eingestellt. Am 23. Mai

erhielt ich von diesem ein Schreiben vom 11. aus Charlottenburg, worin er sich über mein Schweigen befremdet zeigte. „Ich habe Herrn von Usedom", heißt es unter anderm in diesem Schreiben, das als Vignette eine mit der Feder gezeichnete Skizze von Gaëta mit einem dahinschauenden Kranich auf einem Beine zeigt, „noch beim Abschiede aufgetragen, daß er dafür sorgen solle, daß Sie mir von Gaëta «Klatschbriefe» schrieben. Am Ende hat der fatale potsdamer Ausdruck Ihr aachener Herz verstimmt. Dann mögen die heilsam kosenden Lüfte am Gestade des Tyrrhener Meeres Ihnen recht bald Genesung vom «Klatsch» bereiten. Mich hungert und dürstet nach Ihrer Handschrift. Grüßen Sie Usedom freundlichst. Ihm hat die Brandung des Rügenschen Meeres den Taufhymnus gesungen. Das giebt ihm Recht auf Verstimmung beim spielenden Geplätscher im Cajetaner Busen. Ihnen fehlt dies Recht, da Sie mit den heißen Wassern Caroli Magni getauft sind. Ihnen muß die zauberische Welle am Campanischen Strande Einklang und Behagen in die Seele brausen."

Allerdings gab es in Gaëta „Klatsch" genug, weit mehr als zu vernehmen dem König hätte lieb sein können. Das „viel' Köche verderben den Brei" hat sich auch hier glänzend bewährt. Die Zweideutigkeit und das geringe bei ihrem Beginn an den Tag gelegte Geschick, inmitten welcher die französische Expedition begonnen worden war, hat noch lange nachgespielt und in Rom denen, die nichts zu verlieren hatten, volle Muße gelassen, Anderer Gut gründlich zu zerstören, während eine Menge Schandthaten vorfielen. Es hat den Grafen Rayneval, Gesandten in Neapel, und Herrn de Corcelles, der mit besonderer Mission nach Gaëta kam, Beide zur Unter-

stützung des Botschafters bestimmt, Mühe genug gekostet, ins rechte Geleise zu bringen, was vom Moment der Landung bis zur Desavouirung Lesseps' verdorben worden war. Die Vertheidigung der Stadt hatte währenddessen in dem Maße Kräfte gewonnen, wie die Belagerung ernster geworden war, und die Peterskuppel glänzte zum Feste der Apostel in bengalischem Feuer, als auf dem nahen Janiculum der hartnäckigste Kampf tobte, und Bomben und Geschützkugeln die Luft durchschnitten. In der Nacht von dem 29. auf den 30. Juni überwältigten die Franzosen den Widerstand auf der innern Linie der Belagerten und setzten sich dort fest. Am 30. verkündigte der commandirende General das Aufhören der Feindseligkeiten, worauf am Nachmittage des 2. Juli Garibaldi mit dem Rest seiner Leute, welche schwer gelitten hatten, durch Porta San Giovanni Rom verließ. Am Nachmittage des 3. Juli zog General Oudinot in die halb beruhigte Stadt ein.

Die letzten Wochen hatte ich theils in Mola, theils in Neapel verbracht, wohin ich auch jetzt auf einige Tage ging. Am Morgen des 13. Juli war ich in Rom. In welchem Zustande ich die Stadt und ihre nächste Umgebung unmittelbar nach dem Kampfe fand, habe ich in einem kleinen Aufsatze beschrieben, welcher der Schilderung Gaëta's im dritten Bande meiner „Beiträge zur italienischen Geschichte" beigefügt ist. Die Verwüstung auf dem Janiculum war furchtbar; das Casino der Villa Corsini, seitdem verschwunden, glich einem Sieb, und die Breschen der Bastionen Urbans VIII. zeugten von der Festigkeit dieser Werke des 17. Jahrhunderts. Ich ließ mehre Veduten durch einen jungen potsdamer Landschaftsmaler, Julius Schlegel, für den König aufnehmen,

dem ich später die Reihe guter Kupferstiche nach den Zeichnungen des talentvollen Aquarellisten Carl Werner senden konnte. Einer der Besuche, die ich diesen modernen Trümmern abstattete, fand in nicht uninteressanter Gesellschaft statt. Ich hatte bei dem römischen Arzte D. Pantaleoni, der auch in Deutschland als tüchtiger Kenner altrömischer Geschichte einen Namen hat, mit dem Grafen Mamiani und mit dem Dr. Farini gespeist, und wir fuhren später nach dem Janiculum. Terenzio Mamiani della Rovere, der heute noch in hohem Alter lebt, ist mehr Schöngeist und Philosoph als Staatsmann, hat sich aber sein ganzes Leben lang mit der Politik befaßt, die ihn schon in jungen Jahren ins Exil trieb, worin er einen nicht unbedeutenden Theil seines Lebens zugebracht hat. Die eigentümliche, um nicht zu sagen zweideutige, im Frühling 1848 als Minister Pius' IX. von ihm gespielte Rolle ist bekannt; er war es dann, der in der römischen constituirenden Versammlung das Wort aussprach: in Rom könne nur der Papst herrschen oder Cola di Rienzo, was ihn später nicht gehindert hat, sich mit König Victor Emanuel ganz gut abzufinden. Erscheinung und Wesen dieses Mannes hat Pius IX. einmal aufs glücklichste geschildert. Wäre alles Schlimme wahr, sagte der Papst, was man von Jesuiten und Jesuitismus in der Welt umherträgt, so hätten wir die Quintessenz des Jesuitismus im Herrn Grafen Mamiani. Sein literarisches Verdienst, welchem nicht gewöhnliche Formvollendung in Prosa wie in Poesie nicht fehlt, soll darum aber nicht im geringsten angetastet werden. Farini, ein romagnolischer Arzt, der im Jahre 1845 das Manifest für den bekannten Aufstand von Rimini verfaßt hatte, zuletzt Generalsecretär

in einem der päpstlichen Ministerien, hat erst zehn Jahre später nach der Revolutionirung der Herzogtümer und der Romagna die politische Rolle begonnen, die ihn in kurzer Zeit auf den Gipfel der Autorität führte, welchem er ebenso rasch durch geistige Störung entrissen wurde. Er hat als Historiker mehr durch seine Geschichte des Kirchenstaats in jüngeren Zeiten, die er vollkommen kannte, als durch die bald unterbrochene Geschichte Italiens seit dem Jahre 1814, welche allzusehr französischen Mustern nachstrebte, sich auch in der Literatur einen Namen gemacht.

Am 28. Juli verließ Herr von Usedom Rom, um sich nach Berlin zu begeben, und ich wurde mit der Führung der Geschäfte der Gesandtschaft beauftragt, in welcher Stellung ich beinahe zwei Jahre lang geblieben bin. Drei Tage später kehrte ich nach Mola zurück. Die Ereignisse hatten sich durch die Uebergabe Roms so gestaltet, daß ein anhaltendes Verweilen in Gaëta nicht mehr erforderlich war, während man auch schon von der bevorstehenden Abreise des Papstes nach Neapel zu sprechen begann. Bald siedelte ich dauernd dahin über. Seitdem bin ich nur auf Stunden und halbe Tage in Gaëta und Mola gewesen, zuletzt im April 1859, aber die Schönheit der Gegend lebt in frischen Farben in meiner Erinnerung fort. Mit den Reizen der Natur wetteifert derjenige Reiz, welchen die Schatten großer Männer und der Nachhall denkwürdiger Ereignisse den Localitäten verleihen, über dem meist nur von Fischerbarken besuchten Strande und dem heute nur noch stiller gewordenen Trümmerfelde Minturnä's liegt ein milder classischer Hauch, und die Ruinen sprechen zu uns beredt von längst vergangenen Jahrhunderten. Auch von minder alten Zeiten

reden andere Ruinen. Die Burg zu Fondi von Jacobella Caëtani, der beherzten Erbtochter eines mannhaften Geschlechts, von ihrem unglücklichen Gemal Baltasar von Braunschweig und von der schönen Giulia Gonzaga. Die malerischen Trümmer des Castells von Itri von Cardinal Ippolito de' Medici, der hier an Gift starb. Die Ufer des Garigliano von dem Siege, welchen Gonsalvo de Cordova hier im Jahre 1503 über die Franzosen davontrug, und der über den Besitz des schönen Königreichs entschied. Und so weiter herab auf jüngere Zeiten, bis auf Landgraf Ludwig von Philippsthal, den in Gaëta ein Denkmal ehrt.

Der Name des tapfern Vertheidigers Gaëta's gegen die Franzosen im Jahre 1806 weckt eine traurige Erinnerung, deren ich hier nur gedenke, weil sie ein ergreifendes Beispiel des Wechsels menschlicher Geschicke ist. Kurze Zeit nach meinem Eintritt in das römische Gesandtschaftspersonal im Frühling 1837 trat eine Frau in die Kanzlei und überreichte mir eine Quittung zur Legalisirung ihrer Unterschrift. In mittleren Jahren, von Mittelgröße, nicht ärmlich, aber doch wie heruntergekommen gekleidet, trug sie in ihrem Gesicht die nur zu deutlichen Spuren einer schrecklichen Krankheit. Ich sah auf das mir überreichte Blatt und las zu meiner äußersten Ueberraschung den Namen „Marie Caroline Prinzessin zu Hessen". Ich ließ die Frau einen Augenblick warten und erhielt auf meine Anfrage bei dem Gesandten den Bescheid, ich könne das Blatt legalisiren: es sei die unglückliche Prinzessin von Philippsthal. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Franzisca Bergh von Trips hatte der Landgraf eine Tochter, welche den westfälischen Obersten Grafen De la Roche sur Illon heiratete, von dem sie geschieden wurde. Sie lebte

in Rom als Frau eines Pianofortehändlers Namens Angelini und bezog von der Familie ihres Vaters eine kleine Pension, deren Quittungen von der preußischen Gesandtschaft beglaubigt zu werden pflegten. Sie ist daselbst achtzigjährig im August 1873 gestorben.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, wie belebt die letzten Zeiten in Gaëta und Mola waren. Von allen Seiten strömte es herzu in immerwährendem Wechsel, Diplomaten, Militäre, Seeleute, Besuchende jeder Art, von denen mehre uns angenehme Geselligkeit brachten. Da erschien als sardinischer Specialgesandter Graf Cesare Balbo, der mit seinen Bemühungen, den Papst zu einer Art von Zusammengehn in politischen Dingen mit Piemont zu bewegen, nicht viel Glück haben konnte. Da lagen neapolitanische, sardinische, französische Schiffe, selbst eine schöne amerikanische Fregatte, welche der Papst besuchte, und Flaggen aller Staaten glänzten im bunten Durcheinander. Manchmal bin ich an schönen Abenden von Gaëta in einem oder dem andern der schnell den Golf durchschneidenden Boote der Kriegsschiffe heimgekehrt, während bei jedem Ruderschlag die Welle wie flüssiges Gold heruntertroff, und den dichtbevölkerten Strand entlang weithin und bis zu den Vorhöhen hinauf ein Lichtermeer schimmerte.

Bald nach Mittag am 4. September fuhr der Papst an Neapel vorüber nach Portici, wo das königliche Schloß zu seiner Aufnahme bereit war. Fünf Tage später kam er in die Stadt, wo er den königlichen Truppen den Segen ertheilte. Am Tage zuvor hatte das große militärische Fest stattgefunden, welches an die Zeit König Carls III. erinnernd, nach der am Fuße des Posilippo gelegenen Kirche von Piedi=

grotta benannt zu werden pflegt. Die breite Avenue der Chiaja entlang machten die Truppen einen sehr guten Eindruck, während die vergoldeten Carossen des Königs, seiner Familie und seines Gefolges den Luxus der Rococozeit entwickelten. Wenn man an die wenig ruhmvolle Haltung bei dem jüngsten Zug gegen Rom dachte, machte der hier entwickelte Glanz einen keineswegs erfreulichen Contrast, aber ebenso wie König Ferdinand schienen die Neapolitaner sich über diesen Mißerfolg hinwegzusetzen, und das Fest vom 8. September war für sie gewissermaßen ein Dankfest für die Wiedereroberung Siciliens, über welche infolge des fortwährenden Antagonismus zwischen den beiden Theilen der Monarchie auch Viele sich freuten, welche sonst nicht eben auf Seite der Regierung standen. Dieser Erfolg im Verein mit der Niederwerfung der römischen Republik, der Besiegung der Revolution in Mittelitalien und der Wiedergewinnung Venedigs für Oesterreich schien den König glauben zu lassen, daß nunmehr die Ruhe Italiens wieder gesichert sei. Allerdings hat sie ein Decennium lang gewährt, aber am Ende dieses Decenniums waren die Gefahren ernsterer Natur für das bestehende System als zu Anfang. Ferdinand II. war damals noch in voller Kraft und Thätigkeit. Mit Recht freute er sich des Beistandes, welchen er dem Papste geleistet hatte. Die Gegenwart Pius' IX. legte ihm manche Verpflichtungen auf, die er mit Freuden erfüllte, und die ihn in steten Beziehungen zu seinem Volke, zu der Hauptstadt, zu dem diplomatischen Corps und seinen eigenen höhern Beamten erhielten. Das königliche Schloß war belebt, die königlichen Prinzen, mochten auch manche Meinungsverschiedenheiten

obwalten, blieben in ununterbrochener Verbindung mit dem Souverän und Chef der Familie.

Das gesellige Leben der höheren Stände bewahrte viel von seiner Lebendigkeit und seinem Glanze. Eine Menge Häuser waren geöffnet, wo die Fremdenwelt sich mit der einheimischen Gesellschaft zusammenfand. Bei dem Fürsten von Sant' Antimo (Ruffo Bagnara), dem Fürsten Dentice, dem Marquis von Rende und Andern des zahlreichen einheimischen Adels fanden glänzende Ballfeste statt, mit denen die des Adelscasino wetteiferten. Bei dem Fürsten von Torella (Caracciolo), welcher in der Reformzeit Mitglied des Ministeriums gewesen war, versammelte sich ein Kreis, der am wissenschaftlichen und Culturleben lebendigen Antheil nahm, und die Fürstin, eine Tochter des bekannten Saliceti der napoleonischen Aera, eine Frau von Geist und Kenntnissen, fand treffliche Unterstützung bei ihren Töchtern, der Herzogin von Cajanello und der Marquise von Rende, sowie bei ihrer Schwiegertochter, der Herzogin von Lavello, geborenen Serra Gerace. Manche andere Häuser empfingen, die der halb italienischen halb spanischen Mitglieder der Familie Toledo, des Herzogs von Bivona und des Grafen von Sclafani, das der Marquise von Bedmar, des früheren österreichischen Gesandten Grafen Lebzeltern, der Gräfin von Suchtelen u. m. A. Das diplomatische Corps war zahlreich und gut vertreten und trug wesentlich zur Belebung des geselligen Lebens bei. Der spanische Botschafter Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas, ein Mann von nicht gewöhnlicher literarischer und künstlerischer Bildung, der englische Gesandte Sir William Temple, Lord Palmerstons Bruder, der französische Graf Alfons von Rayneval, der

preußische Baron von Brockhausen, der österreichische General von Martini, der piemontesische Graf von Collobiano u. A. machten die Honneurs, zum Theil auf glänzende Weise. Es fehlte nicht an theatralischen Vorstellungen, wobei die jüngste Tochter des Eroberers von Sicilien, die Herzogin Teresa Ravaschieri sich besonders auszeichnete. Ein Zuwachs wurde dieser Gesellschaft durch das römische diplomatische Corps, welches seit Anfang September in Neapel versammelt und durch den Vertreter Oesterreichs Grafen Moritz Esterhazy vervollständigt war, und durch eine Menge von Besuchern verschiedenster Art, die entweder durch besondere Aufträge kirchlicher oder politischer Natur, oder durch das Interesse der Situation angezogen wurden. General Oudinot kam vor seiner Rückkehr nach Frankreich auf kurze Zeit, sich dem Papste vorzustellen; keine recht militärische Erscheinung, und an Marschall Bourmont erinnernd, dem ich einst in Rom oft begegnet war. So verfloß der Winter, der zu Anfang Februar 1850 durch eine großartige Eruption des Vesuv, die mehr bedrohlich als verheerend war, obgleich sie ihre Lava in östlicher Richtung weit hinaussandte, für Viele ein besonderes Interesse erhielt, im Ganzen angenehm. Es fehlte doch viel daran, daß dieser Winter immer behaglich gewesen wäre, infolge der theilweise kritischen Verhältnisse in andern Theilen der Halbinsel, der Cholera in dem hart getroffenen Venedig und einem ansehnlichen Theil Oberitaliens, der in Piemont herrschenden Aufregung, der wenig befriedigenden Stimmung in Rom, wo die Nachwehen von Revolution und Krieg nicht so leicht und rasch, wie Manche sich geschmeichelt hatten, ein Ende nehmen wollten. Von vornherein war das Verhältniß der französischen Occupation zur päpstlichen Re=

gierung ein unklares gewesen und konnte es nicht anders sein, da die Umstände und Vorbedingungen, unter denen die Expedition unternommen worden war, für das französische Gouvernement selbst nicht klar waren und sich unterdessen wesentlich verändert hatten. Auch die lange fortgesetzten Unterhandlungen des Grafen Rayneval und des Herrn de Corcelles mit Cardinal Antonelli hatten noch manche Ungewißheit zurückgelassen.

Während dieses Winters sah das diplomatische Corps Pius IX. mehrfach, sowol bei feierlichen Gelegenheiten wie in besondern Audienzen. Das Verhältniß der Stipulationen der Bulle De salute animarum zu der in Berlin octroyirten Verfassung führte eine Verhandlung herbei, auf welche ich bei der Besprechung der Thätigkeit des Cardinals von Geissel bereits hingewiesen habe, und die einen befriedigenden Abschluß erhielt. Auch die Institution des Armeebistums wurde in dieser Zeit beschlossen. Der Papst äußerte sich in der befriedigendsten Weise über die vom Könige der katholischen Kirche kundgegebene Gesinnung und hat dieser Befriedigung nicht lange darauf öffentlichen Ausdruck verliehen. Erst zu Anfang März 1850 wurde die Rückkehr nach Rom für die erste Hälfte des April angesagt. Ich benutzte die während des Aufenthalts in Neapel frei gelassene Zeit zu verschiedenen Ausflügen. Im September besuchte ich Capri, Amalfi, Salern und Päftum, im October Benevent mit dem Grafen Spaur und dem General Zucchi, der sein wechselvolles Leben als Commandirender der in den Herzogtümern Benevent und Pontecorvo übrig gebliebenen geringen päpstlichen Mannschaften beschlossen hat. Im Februar ging ich nach Sicilien, wo General Filangieri mich in Palermo aufs freundlichste

aufnahm. Der letzte Ausflug führte mich im März nach Nola, Avellino, Atripalda und Nocera, den Stätten so vieler Erinnerungen aus der mittelalterlichen Geschichte Neapels und seines Feudaladels. Am 25. März verließ ich in Gesellschaft des belgischen Gesandten Henri de Brouckere, des Nachfolgers des Fürsten von Ligne, Neapel zur See, um in Florenz der Vermälung der ältesten Tochter zweiter Ehe des Großherzogs mit dem Grafen von Trapani beizuwohnen, und traf am 11. April in Rom ein, wo die Rückkehr des Papstes am folgenden Tage stattfinden sollte.

In der Heimat waren unterdessen die Dinge rasch fortgeschritten, mochten auch die Ergebnisse keineswegs immer befriedigend sein. Auf der einen Seite waren die Anstrengungen Preußens zur Wiederherstellung fester geordneter Zustände nach den gewaltigen Stürmen der letzten Monate zu der Vorlage der neuen Verfassung vom 5. December 1848 gediehen, auf der andern war die frankfurter Nationalversammlung kurz darauf mit der Aufstellung der Grundrechte und Reichsverfassung zu Stande gekommen, denen die Projecte für einen engern deutschen Bundesstaat folgten, ohne daß man sich das Verhältniß Oesterreichs zu demselben und zu der preußischen Hegemonie, für welche nach und nach die Mehrheit der Stimmen gewonnen wurde, recht klar gemacht hätte. Am 28. März 1849 erfolgte die Kaiserwahl König Friedrich Wilhelms IV. mit unbedeutender Majorität. Daß man sich in Frankfurt dem Glauben hingeben konnte, der König werde annehmen, ist nicht recht erklärlich. Wie immer es mit seinen Ansichten hinsichtlich der einen oder gedoppelten Bundesverfassung und des Verhältnisses Oesterreichs in und zu derselben stehen mochte, an die Annahme der frankfurter

Krone hat der König nie gedacht. Längst ehe man in der Paulskirche zur Abstimmung kam, war sein Entschluß gefaßt, der aus seiner Seele kam. Aus einem Schreiben an Bunsen vom 11. Februar, somit drei Wochen bevor die Stellung Oesterreichs zu der Frage in Berlin kein Räthsel sein konnte, geht er klar hervor. Und am 14. März schrieb er: „Ich nehme jene Krone nicht an.“ Vierzehn Tage später erfolgte in Frankfurt dennoch die Wahl. Wäre Friedrich Wilhelms IV. Absicht nicht schon so entschieden gewesen, das Ergebniß der Votation, 290 gegen 248 Stimmen, hätte jeden andern Entschluß unmöglich gemacht. In des Königs Seele stand es fest, daß er die Annahme von der freien Zustimmung der deutschen Fürsten abhängig machte, da er die Befugniß der Nationalversammlung zu solchem Vorgehen nicht anerkannte. Dies hat er immer gesagt, dies kann auch der Graf von Brandenburg bei seiner Erklärung gegen frankfurter Deputirte nicht anders gemeint haben, sodaß die Annahme einer widerstrebenden Einwirkung auf den König, die noch im letzten Moment eine Sinnesänderung bei ihm hervorgebracht hätte, ohne Grund ist. Am 3. April erklärte Friedrich Wilhelm IV. der Parlamentsdeputation die Ablehnung.

Man weiß, wie alles Uebrige in der Schwebe blieb, und wie die Gedanken inbetreff der künftigen Bundesverfassung auseinandergingen. Man weiß auch, wie die äußere Formlosigkeit den revolutionären Elementen Vorschub leistete, und das Parlament durch das Mißglücken des Kaiserprojects desorganisirt und demoralisirt wurde. Der Bruch zwischen der nunmehrigen anders gestalteten Mehrheit und dem König war da. Am 3. Mai begann der Aufstand in Dresden, der die Flucht König Friedrich Augusts zur Folge hatte und mit

preußischer Hilfe überwunden wurde — am 10. erklärte das Parlament diese Hilfe für unbefugt und für schweren Reichsfriedensbruch. Tags darauf schrieb mir der König: „Dresden hat gegen seinen König rebellirt. Ich habe seinen tapfern Truppen einige Bataillone aus Berlin zu Hilfe geschickt. Sie haben sich gegen jene eingefleischten Teufel, den Koth aller Nationen, wie Engel geschlagen und mit unglaublich geringem Verlust die Stadt erobert. Dafür hat die Allerdurchlauchtigste Frankfurter mich, wie weiland Kaiser Max den Götz auf Bruch des Reichsfriedens angeklagt. Ich werde ihr Götzens Antwort geben. Am Rhein kocht's halt wie in einem Hexenkessel. Die Kreuzesform des Schwertes wird den Zauber wol unblutig lösen." Leider hat sich letztere Hoffnung nicht erfüllt. In Breslau, in Düsseldorf und andern bergischen Städten wurde zwar die Ruhe ohne große Mühe hergestellt; noch vor Ende Mai war das Parlament factisch aufgelöst, das stuttgarter Rumpfparlament todt geboren. Aber zugleich war eine im Bewußtsein der Nation gerechtfertigte Idee zu Grabe getragen worden und der badische Aufstand begonnen, welchen nur ein nicht unbedeutender Aufwand militärischer Kräfte unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen niederwarf.

Während dieser kriegerischen Ereignisse, welche bis zu Ende Juli 1849 währten und in dem wiederbegonnenen Kampfe in den Elbherzogtümern ein Gegenstück von freilich ganz verschiedenem Charakter fanden, hatten die politischen, die in den entschiedenen Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen ausarteten, ihren Fortgang. Am 20. December legte der Reichsverweser sein schweres und nachgerade zur Ohnmacht herabgesunkenes Amt nieder, ohne daß für die

deutsche Verfassung eine Form gefunden worden wäre, oder das sogenannte Dreikönigsbündniß, im vergangenen Frühling von Preußen mit Sachsen und Hannover abgeschlossen, irgendwelche Befriedigung gewährt und Dauer versprochen hätte. Preußen schritt auf der Bahn seiner innern politischen Entwicklung vorwärts, und am 6. Februar 1850 wurde die revidirte Verfassung vom Könige mit einer Rede beschworen, welche für Viele zu starke Anklänge an diejenige vom Jahre 1847 enthielt, aber den festen Willen des Fortschrittes auf dem constitutionellen Wege bekundete, welcher auch treu eingehalten worden ist. Aber die bessern Zustände im Innern schützten Preußen nicht vor der Krisis der deutschen Angelegenheiten, welche nach den unerquicklichen Ereignissen in Schleswig-Holstein und in Kurhessen zu der entscheidenden Collision mit Oesterreich führten, die mit dem Tage von Olmütz, 29. November 1850, endete.

Das Jahr 1850 hat für Friedrich Wilhelms IV. Regierungsthätigkeit und inneres Leben und Fühlen schmerzliche Krisen herbeigeführt, deren Folgen für seine späteren Jahre vielleicht kaum minder verderblich gewesen sind, als die des Sturzes und der Anarchie von 1848. Er sah alle seine Hoffnungen und Bemühungen für Feststellung einer befriedigendern staatlichen Ordnung in Deutschland, wenn nicht vernichtet, doch wer weiß auf wie lange verschoben. Er sah einen tüchtigen deutschen Volksstamm unter ein unleidlich gewordenes Regiment zurückgedrängt, einen andern unter dem Vorwande revolutionären Aufstandes einem unnachsichtigen Gegner seiner Nationalität wiederüberantwortet. Er war mit mehren Männern, denen er vertraute, wegen der Angelegenheiten in diesem nordwestlichen Grenzlande

Deutschlands, von welchem einer der dort Hingesandten, Herr von Usedom, mir wiederholt gesagt hat, er habe nie ein aller Revolution ferner stehendes Volk gekannt, in zum Theil bleibende Divergenzen gerathen. Durch ein wahrhaft tragisches Geschick war der Staatsmann, der ihm vielleicht am nächsten stand, der General von Radowitz, dessen politisches Glaubensbekenntniß keine festere Stütze für Preußen erkannte, als in einem ihm vertrauenden Deutschland, keine andere Hoffnung für Deutschlands politische Festigung, als in einem zum Schutz aller gemeinsamen Interessen treu und unauflöslich mit Preußen verbündeten und bundesstaatlich mit ihm vereinigten Oesterreich, durch die Verkettung der Ereignisse bis zum Bruch mit diesem Oesterreich gedrängt worden, dessen Vermeidung das Ende seiner staatsmännischen Thätigkeit herbeiführte. Der loyalste und treueste aller Menschen, der Graf von Brandenburg, war durch des russischen Kaisers Verhalten in Warschau und durch die der preußischen Politik von ihm zutheil gewordene Behandlung tief erschüttert, in sich selber zusammengebrochen. Preußens Isolirung und die Unmöglichkeit, der Coalition oder Unthätigkeit von Großmächten und Mittelstaaten gegenüber den Kampf aufzunehmen, hatte zu dem Tage von Olmütz geführt. Keine Heldenthat Otto's von Manteuffel, aber ein nothwendiges Opfer, zu welchem er sich hergab in Treue und Pflichtgefühl, und welches der König ihm gedankt hat, während der Parteien Haß und Hohn ihn über das Ende seiner politischen Thätigkeit hinaus verfolgt haben.

X.

Nach den Stürmen.

Vom Herbste 1848 bis zum Frühling 1855 bin ich nur zweimal in der Heimat gewesen. Die übrige Zeit habe ich im südlichen Italien, in Rom, in Florenz zugebracht.

Am 12. April 1850 zog Papst Pius IX. wieder in seine Hauptstadt ein. Bald nach vier Uhr Nachmittags fuhr er durch Porta San Giovanni, zur Seite seines Wagens General, nachmals Marschall Baraguay d'Hilliers, welcher einige Zeit vorher den General Oudinot in dem Commando des an Zahl verminderten französischen Occupationscorps ersetzt hatte. Es war ein schöner Moment, namentlich als der Papst die Rampe der Basilika hinanstieg, vor deren Porticus das diplomatische Corps sich versammelt hatte, dessen Mitglieder ihm die Hand küßten, worauf er in die Kirche trat, in deren altertümlicher Apsis er vor dem Hochaltar niederkniete und betete, da wo heute im Fußboden das päpstliche Wappen die Stelle bezeichnet. Dann ging die Fahrt nach St. Peter durch die menschengefüllten Straßen. Es war kein jubelnder Empfang, aber nach all dem sogenannten enthusiastischen Lärm, der einst Pius' IX. Erscheinen begleitet hatte, war es vielleicht besser so mit dieser ehrer-

bietigen Haltung der Menge. An den Stufen der Peterskirche stieg der Papst aus und betrat die Basilika, deren majestätische Hallen in solchem Moment einen doppelt großartigen Eindruck machten. Nachdem der Papst an der Confession gebetet, folgte das diplomatische Corps ihm in seine Gemächer, wo er dasselbe mit einer kurzen Anrede entließ. Der Abend brachte die schönste Illumination, die ich je in Rom erlebt, während die größte Ruhe herrschte.

Die nächsten Tage waren manchen Ceremonien verschiedenster Art gewidmet. Cardinal Antonelli gab im Namen des Papstes in den schönen Räumen des ersten Geschosses des vaticanischen Palastes ein glänzendes Gastmal, welchem außer den drei Cardinälen, die seit der Einnahme Roms die Regierung geführt hatten, Della Genga, Altieri und Vannicelli Casoni und mehren Prälaten, sämmtliche Missionschefs beiwohnten. Die Akademie der Arcadia, welche festliche Ereignisse nicht ohne Betheiligung vorüberzulassen pflegt, feierte auf dem Capitol durch poetische Spenden vor einem so zahlreichen als glänzenden Publicum Pius' IX. Rückkehr. Am Frohnleichnamsfeste fand die große Procession statt, in welcher die Gruppe des Papstes auf der Sedia gestatoria die schöne Wirkung hervorbrachte, deren Rom jetzt seit manchen Jahren entbehrt. Während dieser Feierlichkeit erhielt ich durch den Grafen Rayneval, der die diplomatischen Geschäfte Frankreichs an Stelle des Herzogs von Harcourt in Rom übernommen hatte, die erste Kunde von dem Attentat auf den König durch den sinnverwirrten Sefeloge, ein Attentat, welches wenige Tage später ein Schreiben des Papstes an den König veranlaßte, das ich im Vatican entgegennahm. Am Peterstage erinnerte während des Pontificale in dem majestätischen

Moment der Wandlung die Inschrift am innern Umkreise der Kuppel mich mehr denn je an die Wahrheit der Worte des Evangeliums: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Am 3. Juli wurde der Jahrestag des Einzugs der Franzosen in Rom durch eine Illumination gefeiert. Nicht lange darauf meldete mir bei einem Diner im spanischen Palast, welches dem von seiner neapolitanischen Ambassade abberufenen Herzog von Rivas zu Ehren stattfand, Cardinal Antonelli die Absicht des Papstes, dem Erzbischof von Cöln und dem Fürstbischof von Breslau den rothen Hut zu verleihen, wovon ich schon oben berichtet habe.

Die restaurirte päpstliche Regierung befand sich in einem Meere von Schwierigkeiten, verlor dabei jedoch den Muth und den Ueberblick über die ganze Christenheit ebensowenig wie in den drangsalreichen Zeiten des Mittelalters. Das erste Consistorium Pius' IX. stattete den vier Mächten, die ihm durch ihre Waffen geholfen, sowie allen andern, deren Zustimmung die Restauration begleitet hatte, Dank ab. Die erste große Maßregel war eine kirchliche. Sie betraf die Wiederherstellung der Hierarchie in England, die Errichtung von katholischen Bistümern mit wirklichen Sprengeln an Stelle der Vicariate, welche seit dem Umschwung im 16. Jahrhundert die alten Diöcesen nothdürftig ersetzt hatten. Dann wurde eine umfassende Umwandlung des innern Verwaltungswesens vorgenommen. Ein Staatsrath wurde eingesetzt, die Ministerien wurden neu geordnet, die Provinzial- und Gemeindeverfassung reformirt. An die nicht länger aufzuschiebende Neuordnung der Finanzen wurde Hand gelegt. Wie immer hatte die Revolution von 1849 diesen Verwaltungszweig in größter Unordnung zurück gelassen, nachdem die Ereignisse des vor-

ausgegangenen Jahres das Gleichgewicht schon sehr gestört hatten. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, welches über ein Drittel des Nennwerthes verlor. Gold und Silber waren kaum zu sehen; die schwere Kupfermünze zu einem halben Paolo erhöhte die Unbequemlichkeit, statt sie zu vermindern, da man die bedruckten Papierfetzen noch lieber nahm als solche Mitraille. Zum Zwecke der Zurückziehung eines Theils des Papiergeldes mußte eine Anleihe von fast sechs Millionen Scudi aufgenommen werden, was selbstverständlich nicht ohne bedeutende Einbuße geschah. Das Räuberwesen in der Romagna machte den österreichischen Occupationstruppen viel zu schaffen und mehrte die Schwierigkeiten der Localverwaltung. Die nach der Wiedereroberung der Stadt eingeführte Censur über die compromittirten Beamten hatte eine große Menge derselben abgesetzt oder suspendirt, wodurch zahlreiche Familien in arge Verlegenheit, zum Theil in Noth gerathen waren. Der Papst und sein vornehmster Rathgeber erkannten bald, daß eine Milderung der Strafverfügungen durchaus nothwendig sei, und ließen dieselbe für alle diejenigen eintreten, welche sich nicht an der Rebellion und den Unordnungen hervorragend betheiligt hatten. Milde ist sogar Manchen zu Theil geworden, welche dieselbe kaum verdienten. Auch den bedürftigen Familien solcher Beamten gewährte der Papst nicht unbedeutende Subsidien.

Am 30. September fand das Consistorium statt, in welchem die ersten, seit der Rückkehr aus dem Exil vom Papste vorgenommenen Cardinalsernennungen, darunter die unserer beiden Prälaten verkündigt wurden. Der Winter war in Bezug auf die Gesellschaft sehr lebendig. Eine Menge vornehmer Fremden hatte sich eingefunden, und die römische

Aristokratie wetteiferte mit dem diplomatischen Corps in der Wiederherstellung des alten Glanzes dieser Gesellschaft. Bald nach Mitte Februar 1851 erhielt ich ein Schreiben des Königs aus Charlottenburg mit einem Briefe an den Papst, über dessen Verspätung der hohe Schreiber desselben sich viele Vorwürfe zu machen schien. „Wenn Sie", hieß es darin, „von meiner Verehrung für Seine Heiligkeit sprechen, so sagen Sie sich bei jedem Satz: das ist nicht gelogen. Der Herr interessirt mich ganz außerordentlich. Er hat ein goldenes Herz, so selten auf dem Thron, so selten in dem Hochadel Roms, dem er durch die Geburt angehört. Könnte ich doch statt Ihrer die Scala regia ersteigen und dem Papst meinen eigenen Brief überreichen. Sie wissen ich leide schrecklich an der Romsucht. Empfehlen Sie mich aufs allerangelegentlichste Seiner Heiligkeit, obschon unbekannt. Grüßen Sie meine römischen Bekannten Kestner, Platner u. A. Stößt Ihnen ägyptischer Porphyr und Serpentin auf und kostet es mir nicht meine Ohren, so schlagen Sie zu. Ich brauche schönes Gestein, um die Plinten der neuen Schloßcapelle zu zieren." Ein anderes Schreiben, Berlin 10. März, enthielt eine warme Verwendung für einen der in der Revolutionszeit stark Compromittirten, den Kriegsminister der republikanischen Epoche Calandrelli, Sohn des in Berlin lebenden und in Preußen naturalisirten geschickten Medailleurs und Glyptikers dieses Namens, für welchen Herr von Usedom sich bei dem Könige verwandt hatte und der auch, soviel ich mich erinnere, mit dem Exil davon kam.

Am 18. Juli kehrte der Gesandte nach zweijähriger Abwesenheit unter veränderten Umständen auf seinen Posten zurück. Im Winter und Frühling wiederholt leidend hatte ich für

diesen Fall um Urlaub gebeten und denselben erhalten. „Nicht blos", schrieb mir der König, Sanssouci 18. Juli, „bestätige ich den Ihnen schon lange auf meinen Befehl gegebenen Urlaub, sondern ich befehle, daß Sie ihn sogleich antreten, falls Ihre Aerzte der hundswüthigen Hitze wegen keinen Einspruch thun. Diesseits der Alpen werden Sie in Kühlung schwelgen; wir klappern hier vor Kälte. Ich lege großen Werth darauf, daß Sie hierher kommen und daß ich Vieles mit Ihnen durchsprechen kann. Aber dies darf erst am Ende Ihrer Cur geschehen. Ihre Geschäftsführung, theuerster R., war meisterhaft. Ich habe dieselbe mit sehr großer Befriedigung beobachtet. Ihre Berichte werden jederzeit mit Freuden begrüßt, denn sie sind inhaltsreich und tüchtig. Ihre Zukunft trag' ich auf dem Herzen. Gott segne, was Sie für Ihre Gesundheit thun. Vale."

Am Abend des 28. Juli verließ ich Rom und war am folgenden Morgen früh in Civitavecchia, wo ich die Gelegenheit benutzte, die in der Nähe befindlichen viel zu wenig beachteten großartigen Reste der Trajanischen Thermen zu besuchen, wie ich bei einem Aufenthalte daselbst im jüngstvergangenen Mai einen Ausflug nach dem benachbarten für Altertum und Mittelalter gleichmäßig hochinteressanten Corneto gemacht hatte. In der Morgenfrühe des 30. Juli war ich in Livorno, an demselben Abende in Genua, wo ein starkes Gewitter die gewaltige Hitze brach. Am 1. August verließ ich „La Superba" und sah unterwegs die mächtigen Tunnel- und Brückenbauten, welche den nicht lange darauf beendigten Schienenweg durch den Kamm der Apenninen zu einem so merkwürdigen machen. Ohne Aufenthalt weiterreisend war ich um Mittag am 3. August auf der Spitze

des Gotthard, fand in Luzern schon den Anfang der Ueberschwemmungen, welche die Nordseite der Alpen bedrängten, besuchte in Basel mit Wilhelm Wackernagel Museum und Münster, stattete der straßburger Kathedrale einen neuen Besuch ab und mußte von Kehl aus einen Lohnkutscher bis Rastadt nehmen, da des Hochwassers wegen kein Dampfboot mehr fuhr und die ganze Rheinebene mehr oder minder überschwemmt war. In Rastadt kam ich auf die Eisenbahn, aber der Damm war häufig überschwemmt. In Heidelberg fand ich meinen alten Freund Mittermaier sehr niedergeschlagen inbetreff der Gestaltung der Dinge in Deutschland. In Frankfurt besuchte ich den General von Rochow, welcher Preußen einstweilen bei dem wieder ins Leben gerufenen Bundestage repräsentirte, schon an dem Halsübel leidend, welches ihn später in St. Petersburg seiner Thätigkeit entriß. Der Versuch einer Badecur in Homburg war nicht von Erfolg begleitet, aber ich erholte mich ziemlich bei meiner Familie in der Nähe von Bonn, wo ich Herrn von Brockhausen wiederfand, der mir in Neapel so viele Freundlichkeit bezeigt hatte und bald darauf nach Berlin ging, wo ich viel mit ihm zusammen war. Während meines bonner Aufenthalts besuchte ich in Cöln den Cardinal von Geissel, der mich aufs freundlichste empfing.

Am 5. September traf ich in Berlin ein und wurde bald darauf nach Sanssouci gerufen. Ich befand mich wie in einer neuen Welt im Vergleich zu der Zeit vor 1848. An beiden Tagen war große Tafel. Die Prinzessin Carl mit ihrer ältesten Tochter, die Prinzessin Charlotte welche, mit dem Erbprinzen von Meiningen vermält, das Marmorpalais bewohnte, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich

Carl und mehre fremde Prinzen waren zugegen mit den Ministern von Manteuffel und von Ladenberg, dem Grafen Stolberg, Humboldt, dem hannöverschen Minister von Hammerstein u. m. A. Am folgenden Tage waren unter den Gästen die Minister von Bodelschwingh, von der Heydt, von Westphalen, von Raumer, Simons, der vormalige russische Gesandte Graf Ribeaupierre, der dänische Gesandte in Wien Graf Bille Brahe u. A. Abends wurde der Thee im Marmorpalais servirt. Ich fand König und Königin wohl und hatte Beiden von den italienischen Dingen, von Gaëta, Neapel und Rom viel zu berichten. Mein Aufenthalt währte länger als ich erwartet hatte und als mir erwünscht war, da die rauhe Jahreszeit im Anzuge war. Abgesehen davon verstrich die Zeit angenehm. In Berlin und Potsdam herrschte reges Leben. Prinz Carl von Baiern kam zum Besuch, später auch die Königin von Sachsen. Der Graf von Westmorland und seine Gemalin verweilten einige Zeit und wurden von ihren alten Bekannten aufs freudigste begrüßt. Der Nachfolger des Grafen, Lord Bloomfield, dessen Gemalin die jüngste Schwester der mir seit vielen Jahren bekannten Marquise von Normanby war, machte ein angenehmes wenn auch minder großartiges Haus. An Graf Trauttmansdorffs Stelle war der Freiherr von Prokesch getreten, ein vielfach angeregter, geistvoller und kenntnißreicher Mann, der die nicht geringen Schwierigkeiten seiner anfänglichen Position mit Gewandtheit und Geschick zu umsegeln verstanden hatte, mochten auch noch einige Reminiscenzen derselben übrig geblieben sein. Längst schon in Beziehung zu preußischen Gelehrten, von denen Manche während seiner Mission in Athen freundliche Aufnahme in seinem gastlichen

Hause gefunden hatten, stand er seit vielen Jahren in Beziehung zu dem römischen Archäologischen Institut und war ebenso seit längerer Zeit Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Schwierigkeiten seiner Stellung waren anfangs, abgesehen von der politischen Spannung zwischen den beiden Höfen, durch ältere Dissonanzen zwischen ihm und seinem Collegen in Athen, Herrn von Brassier, und den ihm vorausgegangenen Ruf politischer Intrigue gesteigert worden, welche später, obgleich nie völlig ausgeglichen worden sind. Baron Prokesch blieb in Berlin bis gegen das Ende des folgenden Jahres, wo er durch den Grafen Thun Hohenstein ersetzt wurde. Unter den neuen Mitgliedern des größtentheils veränderten diplomatischen Corps war der schwedische Gesandte Baron Hochschild, Vater des gegenwärtigen schwedischen Ministers des Auswärtigen, von Italien her, wie ich schon bemerkt, mir befreundet, sodaß sein Haus für mich eine große Ressource war.

Der in der Nacht vom 28. auf den 29. September erfolgte Tod des Prinzen Wilhelm, Oheims des Königs, weckte aufrichtige Trauer, nicht blos im Kreise der nächsten Angehörigen. Namentlich seit dem Tode der Prinzessin 1846 führte er ein sehr zurückgezogenes Leben, aber man schätzte seine biedere Gesinnung und seine Einfachheit, und man war daran gewöhnt ihn ohne jede Begleitung noch Abzeichen seines Ranges die Linden entlang nach dem Thiergarten wandeln zu sehen. Ich erinnere mich immer noch wie er eines Abends, wo ich bei ihm zum Thee war, zugleich mit seinem Sohne Prinz Waldemar die Leuchter mit den Wachskerzen hoch emporhielt, um mir die Holbein'sche Madonna besser zu zeigen, welche später bei der Zusammenstellung mit

dem berühmten dresdener Bilde so viel von sich reden gemacht hat.

Schon im Frühling hatte der König mir geschrieben: „Sie haben gar lange nichts publicirt. Ich sehne mich danach daß das bald wieder geschehe.“ Gerade um jene Zeit war ich mit der Vollendung einer größeren Arbeit beschäftigt, welche, in Neapel und Gaëta begonnen, in Rom zu Ende geführt wurde. Sie erschien kurz vor meinem Eintreffen in Berlin unter dem Titel: „Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft.“ Das 17. Jahrhundert des südlichen Italiens hatte, nachdem ich eine Zeitlang im Lande geweilt, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und es schien mir daß eine allgemeine Betrachtung der Zustände in der spanischen Zeit erforderlich sei, um das bekannteste und lärmendste Ereigniß dieser Zeit, den nach dem Fischer von Amalfi benannten Aufstand gehörig zu verstehen. Ein Aufstand welcher gewöhnlich nur mit seinen nächsten Folgen isolirt betrachtet worden ist, wie noch zuletzt in der gutgeschriebenen kürzeren Erzählung von Michele Baldacchini und in der breiteren des Herzogs von Rivas, die nichts anderes bringt als was sich bei neapolitanischen Schriftstellern findet. Von Seiten einheimischer Gelehrten wurde mir die liebenswürdigste Förderung zu Theil. Der Generaldirector der Archive Fürst von Belmonte stellte mir die damals noch ungedruckte bald darauf mit einem Schatz von Documenten durch ihn herausgegebene ausführliche Geschichtserzählung des Don Francesco Capecelatro zur Verfügung, Don Scipione Volpicella, nachmals erster Bibliothekar der Nationalbibliothek, die von ihm selber mit großem Fleiße gefertigten Abschriften von Diarien der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Während

ich nun meinen langen Aufenthalt in Neapel dazu benutzte, mich mit der historischen Topographie der Stadt und ihrer Umgebung vertraut zu machen, gelang es mir eine Menge handschriftlichen Materials außer dem gedruckten zu sammeln, mit dessen Hilfe ich die Schilderung von Zuständen und Ereignissen seit der Vernichtung der Selbständigkeit des Königreichs zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausarbeitete, an die Geschicke einer großen Familie geknüpft, deren Mitglieder nicht in Neapel blos, sondern auch in Rom, und hier mehr noch eine hervorragende Rolle gespielt haben. Der Umstand daß die Italiener sich im Allgemeinen ungerne der für die Halbinsel traurigen Zeit der sie knechtenden spanischen Herrschaft zugewandt haben, gab meinem Buche zum großen Theil den Reiz der Neuheit.

Um diese Zeit war bereits ein Mann in nähere persönliche Beziehungen zum Könige getreten, dessen Name nachmals in sehr verschiedenem Sinne viel genannt worden ist. Ich hatte Marcus Niebuhr seit seinen Knabenjahren in Bonn nicht wiedergesehen, bis ich ihm zu Anfang 1848 in Rom begegnete. Er war ein begabter Mensch, aber man hat immer gesagt sein Vater habe zu viel Wissen in ihn hineingepfropft — wenn das Wissen von der Art der griechischen Heroengeschichten war, die nach so langen Jahren heute ihre Anziehungskraft bewahren, so konnte der Sohn darüber nicht klagen, während der Tod des Vaters, den er schon in seinem vierzehnten Jahre verlor, für ihn ein unersetzlicher Verlust war. Sein gedachter römischer Aufenthalt fiel in die Zeit ärgster Verstörung. Pariser Revolution, berliner Aufstand, römisches Chaos; alles dies wirkte nahezu betäubend auf den Dreißigjährigen und hat, glaube ich, unvertilgbaren Eindruck

auf seine politischen Ansichten gemacht. Man merkte ihm die Verstörung an. Herr von Usedom sagte, Niebuhr sei immer in Gefahr mit geschlossenen Augen gegen die Wand anzugehen; Niebuhr klagte namentlich später über Usedoms politische Verschwommenheit, und ich fürchte Beide haben Recht gehabt. Nach staatswissenschaftlichen Studien war er im Cultusministerium beschäftigt gewesen und hatte sich eine Zeitlang der Publicistik eifrig gewidmet, bevor er in das Civilcabinet des Königs trat. Die Erinnerung an den Vater, in Friedrich Wilhelm IV. stets lebendig, und sein in der That großes und vielseitiges Wissen mußten ihn diesem von-vornherein empfehlen und erklären sein rasches Aufsteigen im Dienste. Man hat die Bedeutung seiner Stellung vielfach weit überschätzt. Von wirklichem Einflusse des um so viele Jahre jüngeren Mannes auf den Souverän konnte nicht wol die Rede sein, aber Niebuhr hat doch zum Vorwalten und Befestigen gewisser Tendenzen und Richtungen in dessen späteren Regierungsjahren beigetragen, da er vieles Geschäftliche abzumachen hatte. Er war ein durchaus tüchtiger, seinem Herrn treu ergebener, unermüdet thätiger Mann, aber ich glaube nicht daß er für den König paßte. Er war selbst nervös aufgeregt, und trug dazu bei die Aufregung des Königs zu steigern. Es lag in dessen Natur in Geschäften von dem concreten Fall auf die allgemeine und Principienfrage überzugehen und dadurch die Erledigung der Sache zu erschweren und zu verzögern, wobei er sich leicht erhitzte. Diese Neigung hat sein junger Cabinetsrath vielmehr gefördert, statt sie abzulenken zu versuchen. So hat er dem Könige ebensowie am Ende sich selber geschadet. Auf das viele Lärmen wegen Parteigeist und Parteitreiben gehe ich

nicht ein. Dem Minister von Manteuffel war Niebuhr weder bequem noch angenehm, weil er, ein praktischer Geschäftsmann, der weit mehr als der König mit Thatsachen und Möglichkeiten rechnete, die durch dessen Ansichten nicht selten veranlaßten Weiterungen begreiflicherweise scheute, wobei er indeß Niebuhr vielleicht zu großen Antheil daran beimaß. Ueber den Anspruch des Letzteren an große finanzielle Kenntnisse, deren Bethätigung er für seinen eigentlichen Beruf gehalten haben soll, gestatte ich mir selbstverständlich kein Urteil. Seine wissenschaftliche Bildung war eine umfassende und vielseitige, während sie ihm leicht zu Gebote stand. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm sind immer die besten gewesen, und in dem was ich mit ihm zu verhandeln gehabt, habe ich ihn stets verständig, billig und wohlwollend gefunden. Ich stand in freundschaftlichem Verhältniß zu seinem Schwager Alfred von Wolzogen, dessen Heiratszeuge ich in Florenz 1853 bei seiner Vermälung mit einer Engländerin von mir bekannter Familie war, welche ihm zu bald durch den Tod entrissen worden ist, nachdem er auch seine erste Frau die Tochter Schinkels frühe verloren hatte. Wolzogen war ein Mann von Geist und Kenntnissen, dem nur größere Stetigkeit und Beschränkung seiner Bestrebungen und Aufgaben fehlten, um sich einen bedeutenden Namen zu machen.

Von Seiten des Ministerpräsidenten von Manteuffel habe ich mich immer der wohlwollendsten Förderung zu erfreuen gehabt. Er war ein eigentümlicher und in seiner Eigentümlichkeit bedeutender Mann. Classisch gebildet, hatte er gleich vielen englischen Staatsmännern die Bildung seiner Jugendjahre nicht beiseite gelegt, und beherrschte einen ansehnlichen Schatz von Aussprüchen, die ihm stets zu Gebote

standen. Er war nicht beredt, denn seinem Vortrage schadete das Saccadé seiner Phrase und ein Kurzangebundensein, welches zwar zu Zeiten etwas Incisives oder Kaustisches hatte, jedoch mehr Wirkung gemacht haben würde, hätte ihm nicht zu oft der edle Ausdruck gefehlt. Er kannte die preußischen Zustände und die Verwaltung in allen ihren Zweigen durch den Dienst von Jugend an, vom Landrath bis zum Chef der Regierung. Es ist Sitte geworden ihn als das Haupt wenn nicht die Seele der sogenannten „Reaction" zu verketzern. Ich werde noch dieser Reaction zu gedenken haben. Von vornherein jedoch sollte man erwägen, in welcher Verfassung Herr von Manteuffel sein schwieriges Amt antrat, während der Drang der Ereignisse des Jahres 1848 einer Menge von Grundsätzen Eingang verschafft hatte, die mit dem preußischen Staatswesen geradezu unverträglich waren, und es zuvörderst darauf ankam wieder festen Boden zu gewinnen, die nach Wiederherstellung der Ordnung immer noch precäre Ruhe zu sichern. Herr von Manteuffel hat in politischen oder politisch-ökonomischen Fällen gezeigt, wie er Interessen und Stellung des Staates mit Energie und Geschick zu vertreten wußte. Eines darf man freilich bei seiner Beurteilung nicht außer Acht lassen. Eine Minister-Präsidentschaft war in Preußen noch neu und hat sich erst in späteren Zeiten hoch über die Köpfe der Fachminister erhoben. Wie Viele haben damals noch auf die Stellung englischer Minister gegenüber dem Premier, nicht zu reden von den päpstlichen gegenüber einem Cardinal-Staatssecretär, herabgeblickt! Die Zeiten sollten sich ändern. Herr von Manteuffel hat übrigens einen Uebelstand empfunden, der von stürmischen Zeiten wie die seines Antritts der Verwaltung waren, kaum zu

trennen ist. Nicht alle Persönlichkeiten von gestern paßten für heute und morgen.

Am 8. November wurde ich zum Geschäftsträger in Florenz ernannt. Die Mission blieb einstweilen äußerlich noch mit der römischen verbunden, da Herr von Usedom den Titel eines Gesandten bei dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma führte, aber ich war selbständig in meinem Geschäftskreise, während die Herren Harry von Arnim und Wolfgang von Goethe der römischen Gesandtschaft beigegeben wurden. Vor meiner Abreise von Berlin brachte ich noch zwei Tage in Sanssouci zu, wo der König, mit dem ich lange Unterredungen hatte, mich mit Güte überhäufte. Bald darauf verließ ich Berlin auf der anhaltischen Eisenbahn. Es schneite stark und nächst meiner ersten Reise nach Italien vor zweiundzwanzig Jahren ist diese die kälteste und unbehaglichste Fahrt gewesen, die ich je gemacht. Durch Dresden fuhr ich nur durch, fand in dem schönen Prag, wo ich einen Tag verweilte, bittere Kälte, in Wien tiefen Schnee, welcher bis gegen Triest anhielt, wo ich infolge eines Truppenmarsches auf der Straße über Laibach und des schlechten Weges, sehr verspätet im Hotel national ankam, welches ich vier Jahre früher mit dem Könige als Hotel Metternich bewohnt hatte. Am 24. November war ich in Venedig, zufrieden den italienischen Boden wieder zu betreten, und so in der Marcusstadt wie in Vicenza und Verona sah ich alte Bekannte und war am Vormittage des 30. auf dem Quai des Arno. Der Morgen war sonnig und schön, während auf der Nordseite der Apenninen schwere Nebel sich gelagert hatten, sodaß ich an August Platens „Flucht nach Toscana" erinnert wurde. Mein Aufenthalt

in Florenz währte nur wenige Tage und am Abend des 1. December war ich auf dem Capitol. Die Frau Fürstin von Liegnitz verweilte in Rom mit ihren Verwandten dem Grafen und der Gräfin von Harrach, und ich sah sie wiederholt, indem ich ihr frische berliner Nachrichten zu bringen hatte. An meinem letzten römischen Tage machte ich bei dem schönsten sonnigsten Wetter einen langen Spaziergang über die südöstlichen Hügel, vom Forum nach dem Lateran und Santa Maria Maggiore. Die Albaner Höhen und die Berge der Sabina glänzten in voller Pracht.

Am Morgen des 20. December verließ ich Rom und langte über Civitavecchia und Livorno am 22. in Florenz an. Zwei Tage später überreichte ich dem Minister des Auswärtigen Herzog von Casigliano (Corsini) mein Beglaubigungsschreiben, worauf ich am 27. von dem Großherzog und seiner Familie empfangen wurde. Einem alten Bekannten wurde eine äußerst freundliche und selbst herzliche Aufnahme zu Theil, und wenn mein vieljähriger aber lange Zeit hindurch sozusagen hoffnungsloser Wunsch zu einer selbständigen Stellung in einer Stadt und einem Staate zu gelangen, die mir so Vieles boten und mir schon so schöne Tage gewährt hatten, endlich in Erfüllung ging, so erhöhte die Art und Weise wie dies geschah, noch meine Dankbarkeit gegen das Geschick und gegen denjenigen, welchem ich es hauptsächlich verdankte. Die Dinge hatten sich in Toscana wieder ruhig gestaltet. Die in allem maßhaltende Gesinnung des Volkes, das Bewußtsein der vielen moralischen wie materiellen Güter, welche die kurze Umwälzung anzugreifen aber nicht zu zerstören im Stande gewesen war, die florentinische Leichtlebigkeit hatten wieder ein Gleichgewicht geschaffen, ohne jedoch

tiefliegende Dissonanzen entfernen zu können, welche durch äußere Umstände verschärft wurden. Die constitutionelle Verfassung vom Februar 1848, deren Fortdauer vom Großherzog vor seiner Rückkehr aus Gaëta anerkannt worden war, hatte unter den bestehenden Verhältnissen während der Occupation durch fremde Truppen nicht wieder ins Leben gerufen werden können, was keinen Verständigen wundern durfte; aber schon sprach man von deren Abschaffung. Die allgemeine Zeitlage war nicht von der Art, große Zuversicht zu dauernder Ruhe zu gestatten. Der napoleonische Staatsstreich vom 2. December 1851 hatte die Besorgnisse, welche die Durchbrechung des Systems von 1815 durch die Rückkehr eines Bonaparte zur Macht geweckt hatte, nur verstärken können, so vielfach diese Umwälzung auch als ein Sieg über die Revolution betrachtet wurde. Zu dieser letztern Ansicht bekannte sich auch der gute Großherzog Leopold, welcher dem interimistischen französischen Geschäftsträger Grafen Murat, der ihm die veränderte Stellung des Chefs der Republik notificirte, das Comthurkreuz seines Ordens verlieh. Nach der Wiederherstellung der Ordnung im österreichischen Kaiserstaate fühlte sich der Großherzog wieder sicher, und so erfolgte nicht viel über vier Monate nach meiner Ankunft, nämlich am 6. Mai 1852 dasjenige, was man damals schon erwartete, die Abschaffung der Verfassungsurkunde. Inbetreff derselben kann ich nur wiederholen was ich vor sieben Jahren in der „Geschichte Toscana's" ausgesprochen habe. Bei aller Achtung vor den politischem wie vor den aus Gewissensscrupeln entspringenden Motiven, die be dem Großherzog den Ausschlag gaben, indem sie ihn aus der bisherigen allerdings unklaren, aber die Gegenwart nicht behindernden,

der Zukunft nicht präjudicirenden Stellung herauszutreten bewogen, ist es doch unleugbar daß er einerseits erklärten Gegnern Waffen in die Hand gab, andererseits Viele, die es mit dem Lande und der Dynastie ehrlich meinten, von sich entfernte. Zugleich setzte er sich in Widerspruch mit der eigenen Erklärung, durch welche er drei Jahre früher in Mola die toscanische Deputation der Rückkehr der constitutionellen Monarchie versicherte. Eine Versicherung, welche die sonst begründete Behauptung entkräftet, daß die Revolution selber das Statut zerschlagen habe. Wenn sie es zerschlagen hatte, so hatte die Loyalität des Landes, so hatte das Wort des Fürsten es wieder aufgerichtet. Weder den temporären Einwand, daß unter den speciellen politischen Umständen Toscana's an die dermalige Reactivirung nicht zu denken war, scheint dagegen aufkommen zu können, noch die übrigen Gründe, die man von den politischen Verhältnissen Italiens wie von denen Frankreichs nach dem Staatsstreich, denjenigen Oesterreichs nach Zurücknahme der Verfassung von 1849, endlich von der im Namen des Statuts durch die Presse im Lande erhaltenen Aufregung und Spannung hergeleitet hat. Es ist hier nicht der Ort im einzelnen nachzuweisen welcher Complex von Umständen es dahin gebracht hat, daß der Großherzog von Toscana unendlich mehr als jemals früher sich daran erinnerte, daß er österreichischer Erzherzog war. Nicht in der Verwaltung, denn diese hat ihre Unabhängigkeit bewahrt, wol aber in der Gesinnung des Fürsten und seiner Haltung ist der Wechsel offenbar geworden. Er schien seinen Schwerpunkt gewechselt zu haben. Ich habe mir über die schlimmen Folgen, welche der Schritt, den man noch dazu fremdem

Drängen beimaß, im gegebenen Momente nach sich ziehen könnte, keine Illusion gemacht.

Außerhalb eines engeren Kreises, der freilich sehr bemerklich war, empfand man übrigens in der florentiner Welt die Nachwirkungen der politischen Verhältnisse wenig, und dasjenige was am meisten daran erinnern mußte, die österreichische Occupation, wurde in einer Weise gehandhabt, welche jedem Conflict aus dem Wege ging, jede unangenehme Berührung sorgfältigst vermied. Der Commandirende des Occupationscorps Prinz Friedrich Liechtenstein war durch seine humane Gesinnung und seine versöhnliche Haltung vollkommen dazu befähigt die besten Beziehungen herzustellen und aufrecht zu erhalten, und nie ist über ihn die geringste Klage laut geworden. Das großentheils in Florenz garnisonirende Dragonerregiment Großherzog von Toscana zählte außer seinem Obersten Grafen Hoyos eine nicht geringe Zahl von Offizieren aus vornehmen Häusern, wie denn überhaupt das Offiziercorps gut bestellt war. Zu Ende des Jahres 1852 trat als Major in das Dragonerregiment Fürst Hugo Windischgrätz, Gemal der Herzogin Luise von Mecklenburg-Schwerin, Nichte des Königs, welche in der florentiner Gesellschaft begreiflicherweise die beste Aufnahme fand und sich an derselben mit großer Lebendigkeit betheiligt hat. Ohne irgendwie durch Ceremoniell belästigt zu werden, da sie der Form nach nur die Stellung ihres Gemals theilte, genoß sie gesellschaftlich alle ihrem persönlichen hohen Range gebührenden Rücksichten, während sie durch ihre große Liebenswürdigkeit und Heiterkeit sich überall beliebt zu machen wußte. Ich glaube, die mehr als zwei Jahre ihres florentiner Aufenthalts, während dessen sie zweimal schöngelegene Villen der

nächsten Umgebung bewohnte, sind die genußreichsten und unabhängigsten Zeiten ihres Lebens gewesen. Der kaiserliche Gesandte Baron Carl von Hügel, welcher die Geschäfte bald nach der Installirung der Militäroccupation übernommen hatte, that seinerseits das mögliche, gute Verhältnisse herzustellen, womit es ihm vollkommen gelungen ist. Er war ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mann und ein vollkommener Gentleman. In einer in dem Buche „Biographische Denkblätter" enthaltenen Charakteristik habe ich versucht eine Schilderung von ihm zu geben, wie er mir in mehrjährigem persönlichen Umgange und freundschaftlichen Beziehungen erschienen ist und sich auch nach unserem beiderseitigen Abschiede von Florenz bewährt hat. Es war in ihm etwas durchaus Humanes und Wohlwollendes, das sich in seinem ganzen Wesen äußerte, und seine auch in späteren Jahren fortwährende Lieblingsbeschäftigung mit der Botanik, sowol wissenschaftlich wie mit der Praxis der Blumenzucht, schien mit der Milde seines Charakters und seinen Lebensanschauungen zusammenzuhängen. Gründlich gebildet, auf jahrelangen Reisen in Zeiten, wo solche Reisen noch mit großen Schwierigkeiten verbunden waren, mit den fernsten Gegenden des centralen und südlichen Asien bekannt geworden, wovon er noch in seiner letzten florentiner Zeit durch Ausarbeitung seines hübschen Buches über die Philippinen Zeugniß gab, war er ein angenehmer Gesellschafter, der sein Haus, nachdem er es durch seine Verheiratung mit einer jungen Schottin größeren Kreisen geöffnet hatte, ebenso angenehm und behaglich zu machen verstand wie er seiner Stellung durch glänzende Feste entsprach. Ob er, der im Allgemeinen die Dinge der Welt, deren Wechsel er erfahren

hatte, optimistisch ansah, die herannahenden Verwickelungen und Gefahren einer neuen und umfangreicheren Umwälzung, welche seiner Stellung und mit derselben dem Großherzogthume ein Ende machten, selbst kurz vorher klar vorausgesehen hat, wage ich nicht zu behaupten.

Die aus der Heimat an mich gelangenden Nachrichten waren in Bezug auf den König keineswegs schlimme, aber doch weit davon entfernt befriedigende zu sein. Der Hof brachte den bedeutenderen Theil des Winters im berliner Schlosse zu, von welchem die traurigen Eindrücke der Ereignisse der Umwälzung nie wieder ganz zu entfernen gewesen sind, und das daher beiden Majestäten nahezu unheimlich geworden war. Die Königin war wiederholt leidend, der König sehnte sich nach dem freieren Landaufenthalte und wurde in der Stadt viel zu sehr aufgeregt und belästigt, während man über sein Thun und Lassen zu spioniren und alle möglichen Gerüchte zu verbreiten nicht müde wurde. Die politischen Verhältnisse waren überdies nicht von der Art Befriedigung und Ruhe zu gewähren. Obgleich man die Bedeutung des Staatsstreichs vom 2. December vielmehr zu unterschätzen als zu hoch anzuschlagen geneigt schien, indem man dem napoleonischen Regime keine lange Dauer versprach, mußte man doch auf alle Eventualitäten gefaßt sein, umsomehr als die Stellung Belgiens unsicher und diejenige Sardiniens infolge der dauernden Abneigung gegen Oesterreich unzuverlässig erschien. Die Ansicht der Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an Oesterreich machte sich damals mehr und mehr in Bezug auf die allgemeine Politik geltend, während doch Oesterreichs ganze Haltung in deutschen Angelegenheiten, sowol in Bezug auf die Vermehrung seines

Einflusses beim Bundestage wie auf den Zollverein solcher Tendenz ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg zu legen schien. Die Zollvereinsangelegenheit nahm den König persönlich sehr in Anspruch. Im vorausgegangenen December hatte Preußen nach der im Herbste abgeschlossenen Handelseinigung mit den westdeutschen Staaten den alten Verein gekündigt, in der festen Voraussicht der Reconstruirung desselben auf überwiegend gleicher Basis. Aber der Versuch Oesterreichs, wie auf politischem so auch auf ökonomischem Gebiete Preußen in die zweite Position herabzudrängen, stellte der Verwirklichung dieser Aussicht ernste Schwierigkeiten entgegen. Man weiß, daß die für den Anfang des Jahres 1852 in Wien zusammenberufene Zollconferenz nicht den von Oesterreich erwarteten Erfolg hatte, aber sie führte doch zu der seinen Interessen günstigen darmstädter Coalition gegen Preußen, welche ohne Zweifel noch an Kraft gewonnen haben würde, wenn nicht am 5. April gedachten Jahres der plötzliche Tod des Fürsten Felix Schwarzenberg der hauptsächlich von ihm vertretenen Politik, wenn nicht eine andere doch eine weniger provocirende Richtung gegeben hätte. Ich traf mit dem Baron Hügel wenige Augenblicke, nachdem er diese ihn auch persönlich berührende Todesnachricht erhalten hatte, bei Mr. William Ashley, Lord Shaftesbury's Bruder, zum Diner zusammen. Selbstverständlich machte die Nachricht überall großen Eindruck, denn der Verstorbene hatte eine Willenskraft und eine Kühnheit entwickelt woran man kaum noch gewohnt war, und deren momentaner Erfolg über die geringe Wahrscheinlichkeit des definitiven Gelingens wol Manche täuschen konnte. Ein dem seinigen ähnliches System für das Inland hatte einst Joseph II. vorgeschwebt,

aber der Kaiser hatte vor seinem Ende die Unmöglichkeit der Durchführung erkannt, während, glücklicher als er, der Minister durch den Tod verhindert wurde das Scheitern seiner Bestrebungen mit anzusehen. Preußen war während der Schwarzenberg'schen Zeit nicht ganz glücklich in Wien vertreten gewesen. Dem Grafen Albrecht von Bernstorff, der im Frühling 1848 als Gesandter dorthin ging, wo er bis 1851 blieb, fehlte es gewiß nicht an diplomatischen Kenntnissen und Routine, aber seine nicht unberechtigte Meinung von der staatsmännischen Glorie seiner Familie wurde durch die Meinung von seiner eigenen Person noch ziemlich weit übertroffen, während es mit seiner politischen Consequenz doch ziemlich schwach bestellt war. Zudem war er sehr reizbar, was ihm in den schwierigen Momenten einer dornenreichen Mission nicht zu statten kam, indem er einem kaltblütig berechnenden, jeden Vortheil seiner Stellung geschickt benutzenden Gegner gegenüber, auch wo er im Rechte war, im Nachtheil blieb. Schwarzenberg sagte wol: mancher Diplomat ist mit einem rothen Kopfe von mir weggegangen, aber Graf Bernstorff tritt schon mit dem rothen Kopf ins Zimmer.

Der Tod des Ministers wirkte auf den Gang der Zollvereinsangelegenheit ein, ohne jedoch anfangs eine für Preußen günstigere Stimmung zu erzeugen. Bei einem Theil der Mittelstaaten war der Neid einer richtigen Anschauung der Lage der Dinge nicht besonders förderlich. „Wenn die Coalition", schrieb man mir Anfangs September, „sich jetzt nicht fügt, wird uns Niemand willkürlicher Hartnäckigkeit beschuldigen können, und wir bleiben nicht isolirt, sondern mit sehr gesunden und glücklichen Grenzen stehen." Und zu Ende Januar 1853: „Die Verhandlungen mit Oesterreich

sind immer noch in einer Lage, in welcher das Scheitern möglich ist. Es ist aber nicht wahrscheinlich und im Gegentheil ein baldiger Abschluß zu erwarten. Die einzige wirkliche Schwierigkeit bildet die Art, in welcher der Wiederbeitritt der Coalitionsstaaten zum Zollverein herbeigeführt werden soll. Die öffentliche Meinung bei uns erschwert gar nicht mehr die Unterhandlungen. Ihr ist völlig Genüge geschehen, und jetzt ist ihr eine völlige Verständigung mit Oesterreich sehr lieb: einestheils um der industriellen und mercantilen Krisis ein Ende zu machen, anderntheils weil die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der beiden Mächte Frankreich gegenüber überall durchgedrungen ist. Der Besuch des Kaisers ist wirklich von allen Parteien, einige unverbesserliche Demokraten und Bureaukraten ausgenommen, mit Jubel begrüßt worden. Eine französische Partei giebt es doch Gottlob, außer am Rhein und in Berlin, und an beiden Orten in kleiner Zahl, gar nicht." Schon am 19. Februar 1853 erfolgte die Neuordnung des erweiterten Zollvereins wesentlich gemäß den preußischen Vorschlägen.

Im Sommer 1852 ereignete sich in Florenz ein Vorfall, welcher, heute vergessen, vielen Staub aufwirbelte und ein unangenehmes Aufsehen erregte, welches leicht hätte vermieden werden können. Ein Ehepaar Namens Madiai, der Mann vormals Courier, die Frau Bonne in englischen Familien, war im Jahre 1851 wegen Proselytenmacherei vor Gericht gestellt worden. Nach zehnmonatlicher Untersuchungshaft wurden sie schuldig erklärt, in ihrer Wohnung auf Piazza Sta Maria Novella heterodoxe oder wie man sie bezeichnete „evangelische" Conventikel gehalten zu haben, und dem Manne

wurden sechsundfünfzig Monate Zuchthaus (Casa di forza), der Frau zweiundvierzig Monate in einem Arbeitshause (Ergastolo), beiden überdies drei Jahre Polizeiaufsicht decretirt. Begreiflicherweise fand die Sache großen Widerhall. Man verfuhr in Toscana in Bezug auf Glaubenssachen im Allgemeinen mit großer Mäßigung. In Pisa und im Pisanischen zählte man nicht wenige Protestanten, von denen mehre mit Fremden, die den Winter in gedachter Stadt zuzubringen pflegten, in geheimer aber allgemein bekannter Verbindung standen. Man ließ sie gewähren, da sie sich von öffentlichen Demonstrationen ferne hielten. Nicht geringen Einfluß hatten hier zwei Personen gehabt, beide vom Auslande gekommen und zum Auslande in steter Beziehung. Heinrich Mayer ein Württemberger und Bruder des württembergischen Consuls in Livorno, wenn ich nicht irre in dieser Stadt geboren und mehr Italiener als Deutscher, in nahen Verhältnissen zu England und eine Zeitlang Erzieher der beiden Söhne des Prinzen von Montfort (Jérôme Bonaparte), welcher bekanntlich mehre Jahre in Florenz zubrachte, eine enthusiastische Natur voll Eifer und Thätigkeitsdrang, mit dem Volksschulwesen wie mit dem Unterrichtswesen der höheren Stände theoretisch wie praktisch beschäftigt und in diesem Fache auch als Schriftsteller thätig, ein revolutionärer Sectirer der keinem Menschen ein Haar gekrümmt haben würde aber sich für Mazzinische Theorien erhitzte, ist in Pisa, wo er seine späteren Jahre verlebt hat, abgesehen vom politischen auch auf religiösem Felde vielfach thätig gewesen. In gleichem Sinne wirkte die Genferin Matilde Calandrini, einer der lucchesischen Familien entsprossen welche die Reformbewegung des zweiten Drittels des 16. Jahrhunderts

aus Italien vertrieb und die meist in der romanischen Schweiz ein Asyl fanden und sich zum Theil einen berühmten Namen machten. Schwache Gesundheit hatte sie nach der ursprünglichen Heimat, zeitweilig nach Rom, für mehre Winter nach Pisa geführt, und hier stiftete sie im Jahre 1837 die erste jener Kinderbewahranstalten, welche nachmals so große Ausdehnung gewonnen und so viel Gutes gewirkt haben. Leider weckten ihre zu sichtbaren Bestrebungen in protestantischem Sinne Aufmerksamkeit und Verdacht in solchem Maße, daß die großherzogliche Regierung sich in einer Zeit, in welcher man sie noch nicht retrograder Bestrebungen anklagte, veranlaßt fand ihrem längeren Aufenthalt in Pisa ein Ziel zu setzen, was jedoch dem Institut der Kinderasyle keinen Nachtheil gebracht hat.

In Florenz hatten zu Anfang der fünfziger Jahre Einheimische den Gottesdienst in der schweizerischen Kirche, die zugleich preußische Gesandtschaftscapelle war, zum Theil in demonstrativer Weise zu besuchen begonnen, worauf die großherzogliche Regierung die Kirche schließen zu lassen drohte. Die Angelegenheit hatte mich im Mai 1851 von Rom nach Florenz gerufen, und ich hatte mit leichter Mühe die Differenz beigelegt, wobei das evangelische Consistorium selbst dafür sorgte, daß keine Ueberschreitungen vorkamen, da die Regierung sich nie inquisitorisch noch unbillig gezeigt hatte. Nun kam plötzlich dieser unangenehme Fall vor. Das Factum war daß die Madiai, von denen die Frau jene Art von Glaubenseifer an den Tag legte, dem man in England nicht selten begegnet, Bibel- und Betstunden in ihrer Wohnung gehalten und Dienstleute zur Annahme der protestantischen Lehre veranlaßt hatten. Durch ihre englischen

Connexionen wurde jetzt Lärm geschlagen und bald bemächtigten sich auswärtige, namentlich englische Journale der Angelegenheit, welche in der That mit der gewohnten Milde der Gesetze in Toscana nicht zu harmoniren schien.

Ich erkannte alsbald daß auch bei uns die Sache einen widerwärtigen Eindruck machen müsse, und es schien mir daß, wenn auch der Buchstabe des Gesetzes die verhängte Strafe dictire, man doch nicht daran denken könne wegen Proselytenmacherei sonst unbescholtene und ruhige Leute ins Zuchthaus zu schicken. Als Katholik konnte ich nicht in den Verdacht kommen durch persönliche religiöse Interessen bestimmt zu werden, wenn ich mich der Madiai annahm, die ich gar nicht kannte und nie gesehen habe; als alter Bekannter glaubte ich eine Verwendung eintreten lassen zu dürfen, wo es sich in der That darum handelte dem Großherzog und der Regierung einen Dienst zu erweisen. Ich ging zum Minister Baldasseroni und stellte ihm die Sache vor, fand jedoch geringe Bereitwilligkeit. Außerhalb der finanziellen Dinge hatte er allerdings geringen Einfluß; Leopold II. war hartnäckig und leistete einen inerten Widerstand, der nicht leicht zu überwinden war. Als ich fand daß mit dem Minister nichts zu machen war, ersuchte ich ihn mir eine Privataudienz beim Großherzog zu verschaffen. Er that es ungern, aber er that es. Leopold II. empfing mich in seinen Wohnzimmern, im zweiten Geschosse des Palastes Pitti. Es war am 15. August, meinem Geburtstage. Ich sagte dem Großherzoge, ich komme nicht als preußischer Geschäftsträger zu ihm und habe keinen Auftrag von meiner Regierung, sondern komme aus eigenem Antriebe und als vieljähriger Bekannter, worauf er erwiderte daß er mich als solchen em-

pfange. Vonvornherein ließ er aber die ihn nur zu leicht anwandelnde üble Laune durchblicken, welche diese Intervention in einer Angelegenheit, die ihm sichtlich unangenehm war, in Bezug auf welche er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, in ihm weckte. Meine Darstellung der Sache und besonders der Consequenzen in protestantischen Landen brachte keine Spur von Wirkung hervor. Ich hatte einen entschiedenen Mißerfolg. Es that mir leid, nicht meinetwegen, denn ich war mir bewußt es mit Leopold II. gut zu meinen, sondern um seinetwillen, denn ich sah die unausbleiblichen üblen Folgen voraus. Diese Affäre, die dem Großherzog keine Ehre gemacht und mehr Aerger bereitet hat als er merken lassen wollte, traf mit dem Beginn einer anderen unglücklichen Angelegenheit zusammen, die zu den größten politischen Fehlern gehörte, welche Leopold II. begangen hat, mit dem Anfang des Hochverrathsprocesses gegen Francesco Domenico Guerrazzi. Ein besonnener Mann, wie der Großherzog war, ließ sich durch eine gewisse starre Beschränktheit, die er für Charakterfestigkeit und Consequenz hielt, zu verhängnißvollen Irrtümern verleiten.

Für mich war nun weiter nichts in der bedauerlichen Sache zu thun. Ich hatte wiederholt nach Berlin berichtet und privatim an den König geschrieben, der eine Zeitlang im Seebade zu Putbus verweilt hatte, was ihm sehr gut bekommen war, obgleich die ihm dort gewährte Ruhe eine sehr unvollkommene gewesen war. Am 10. September erhielt ich von Niebuhr folgende Nachricht, die erste welche mir über die leidige Angelegenheit zukam. „In diesen Tagen wird Ihnen eine Aufforderung seitens des Ministers des Auswärtigen zugehen, durch den Prediger der evangelischen Ge-

meinde in Florenz ein Promemoria über die Natur und den Gang der protestantischen Bewegung in Toscana aufsetzen zu lassen, das unser Gouvernement in den Stand setzt, sowol den Charakter der Bewegung im allgemeinen zu beurteilen als auch speciell den gerade jetzt vorliegenden Madiaischen Fall. Dies Promemoria würde von den ersten Bewegungen in Pisa vor 1848 seinen Ausgang nehmen müssen, dann übergehen auf die verschiedenen Richtungen der antikatholischen Bewegungen, die einen positiv protestantischen Charakter annahmen während der Revolution, sowie auf diejenigen Momente der revolutionären Gesetzgebung die einen Einfluß auf deren Beförderung gehabt haben, und dann die Ursachen der jetzt vorgekommenen Uebertritte sowie der sonstigen protestantischen Richtungen betrachten, wobei dann hervorzuheben wäre, welchen Antheil daran die ältere Bewegung vor 1848, englische und amerikanische Thätigkeit, selbständiges Bibelforschen, endlich aber der Mazzinismus haben mögen. Insonderheit wäre der Madiaische Fall zu beurteilen." Eine nicht leichte Aufgabe!

Was ich vorausgesehen, geschah. Der Lärm ward immer ärger, nachdem die Madiai zur Verbüßung der Strafe nach Livorno gebracht worden. Die Daily News und andere englische Zeitungen wurden durch einzelngedruckte Darstellungen unterstützt. Am 19. October erhielt ich vom Könige folgendes Schreiben: „Sans-souci 12. Oct. 1852. Theuerster R. Ich kenne eine Antwort des Großherzogs von Toscana an den Prinzen Albert zu London, auf eine Bitte des Letzteren für die Madiais. Darin widerlegt S. K. K. H. einige »unbegründete« Nachrichten und sagt ausdrücklich, »Madiai [unten am Rande: »warum nun aber Frau und Kinder?«]

sei nicht, weil er reformirt geworden, nicht weil er die Bibel gelesen, sondern weil er Proselyten gemacht, verurteilt worden«. Sagen Sie mir schnell ob das richtig ist? Ich bin von Jemand, der den Text des Urteils gelesen hat, versichert worden, es heiße darin wörtlich: Madiai werde verdammt, weil er »selbstgeständig Anhänger des «reinen Evangelii — **del puro vangelo** sei . Der Antwort harrend Ihr sehr wohlgeneigter Friedrich Wilhelm."

Zwei Tage vorher hatte ich aus Rom vernommen, Herr von Usedom werde zugleich mit einer aus Mitgliedern verschiedener Nationen zusammengesetzten Deputation in der besagten Angelegenheit nach Florenz kommen. Was ich von einer solchen Deputation hielt, ergiebt sich aus Bemerkungen Herrn Bunsens, welcher selbstverständlich bei der durch diese Sache veranlaßten Bewegung nicht unthätig war, und sich in London, mehr noch als in Berlin der Fall, in deren Mitte gestellt fand. Anfangs hatte er sich günstig über mich geäußert, sich jedoch darin geirrt, daß er einem königlichen Befehl beimaß, was meine freie Initiative war. „Die Vorstellungen, welche R. im Auftrage des Königs in Florenz gemacht, haben ein williges Echo in fast allen hiesigen Blättern gefunden und sind nach Verdienst gewürdigt." Und an mich selber in einem Briefe vom 20. October nach Erwähnung seiner literarischen Arbeiten: „Unterdessen gaben Eure dortigen Regierungsverfolgungen mir hier mehr zu thun als ich wünschte. Jedermann erkennt Ihre eifrigen nicht genug zu lobenden Bemühungen im Sinne der Duldung und Menschlichkeit, und Jeder läßt Ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sie haben keinen Begriff, welche Aufregung die Madiaische Angelegenheit hier hervorgerufen und wie sehr

sie den Katholiken schadet.“ Aber ich entging darum seinem Tadel nicht, der gleichwie sein Lob von theilweise falschen Prämissen ausging. „Reumont“, schrieb er am 2. November, „hat sich durch die toscanischen Minister und seine natürliche Furchtsamkeit verleiten lassen, Lord Shaftesbury's Bruder, den er vor kurzem in Florenz gesehen, einen abmahnenden Brief zu schreiben: man möge doch alles thun, damit die Deputation zu Hause bleibe. Sie werde nur erbittern und verwickeln, helfen könne sie nichts.“ Herr Bunsen sprach dann noch von „den Diplomaten weismachen“. Mit keinem einzigen toscanischen Minister hatte ich fürder ein Wort über die Sache gewechselt. Ob ich in dem Schreiben an Mr. William Ashley, welches ihm übrigens erst nach der Abreise der Deputation zu Händen kam, richtig oder falsch geurteilt, mußte sich zeigen.

Am Abende des 22. October traf Herr von Usedom mit seinem Privatsecretär von Rom ein. Er sollte nicht ostensibel mit der Deputation cooperiren, aber seine gleichzeitige Anwesenheit setzte ihn begreiflicherweise in den Augen des Publicums mit derselben in Zusammenhang. Die Mitglieder dieser Deputation fanden sich ein, Lord Roden, Graf Albert Pourtalès, Oberst Tronchin, ein Herr von Bonin, Herr Elout vom Soeterwonde u. A. Am 24. October traf Graf Arnim-Blumberg ein, der ein Schreiben des Königs an den Großherzog überbrachte. Herr Bunsen hatte den Zweifel geäußert, ob „der Großherzog die leicht zu formulirende Antwort, von Gericht und Urteilspruch, von altem Gesetz und heiliger Sitte u. s. w. selbst geben oder durch seine Minister geben lassen werde“. Darüber sich den Kopf zu zerbrechen war unnöthig. Der Großherzog nahm die

Deputation nicht an. Er empfing den Grafen Arnim, der ihm das Schreiben des Königs überreichte, und von seiner Audienz im Palast Pitti ungefähr in derselben Stimmung zurückkehrte wie ich dritthalb Monate früher. So ferne ich der ganzen Verhandlung blieb, so hatte ich doch sowol mit Arnim wie mit meinem alten Freunde Pourtalès, der sich mit Kunstgenüssen über die verfehlte Mission tröstete, mehrfache Zusammenkünfte. Herr von Usedom, durch ein Familienereigniß abgerufen, reiste Anfang November nach Rom zurück, ohne den Großherzog gesehen zu haben. Ich habe nicht ein Wort mit ihm über die Sache gewechselt.

Am 30. October erhielt ich durch Staffette folgendes Schreiben. „Sanssouci 25. Oct. 1852. Mein bester R. Ich habe heute zwei Briefe von Ihnen erhalten im Laufe von drei Stunden. Der erste ist leider ohne die Begleitung der angekündigten Schriften des Herzogs von Sermoneta u. a. Der zweite betrifft allein die Madiaische Sache. Unterdessen wird Graf Arnim (der Oberschloßhauptmann) eingetroffen sein. Die Geschichte dieser Sendung kann ich in wenigen Zeilen erzählen. Die Justiz-Grausamkeit gegen die Madiai hat durch ihren lawinenartigen Eindruck in den protestantischen Ländern eine Manifestation von meiner Seite absolut nothwendig gemacht. Ich mußte ein Bekenntniß ablegen und ich hab' es gern gethan. Es frug sich nur, durch wen? Sie, bester R., hatten das Ihrige vortrefflich und zu meiner höchsten Zufriedenheit gethan. Bei einem zweiten Versuch, der mißglückt wäre, würde das »aufgeklärte« protestantische Publicum Ihnen sowol als mir selbst, Ihnen wegen der Confession, mir wegen Lauigkeit oder Krypto-Romanismus, die ganze Schuld des Mißglückens in die Schuhe geschoben

haben. Sendete ich Usedom, so war dies ein »blâme« für Sie, und hätte Vielen Freude gemacht, denen ich die Freude nicht gönne. Darum hab' ich einen Dritten gewählt und der ganzen Sache dadurch eine von der politischen und diplomatischen Seite abwendende Richtung gegeben. Ich bitte den Großherzog um Gnade für die Unglücklichen, als ein Zeichen seiner Achtung gegen meine Wünsche und Person. Usedom ist nach Florenz beschieden, weil Bulwer [Sir Henry, damaliger englischer Gesandter, der momentan in Rom war] hin soll und das englische Gouvernement einen Werth auf die Anwesenheit beider evangelischen Gesandten legte. So hat sich die Sache gemacht und in meinem Kopfe gestaltet. Sie sehen, lieber R., daß ich nicht gehandelt habe, ohne an Ihre Stellung zu denken. Wer doch dem Großherzog den Rath geben könnte, so zu verfahren, daß er Bulwer, Arnim, Sie, Usedom und alle Deputationen recht grob von den Thoren Pitti's zurückweisen könnte, mit der Nachricht, daß »das Object der Wünsche bereits beseitigt sei«. Das wäre ein recht treuer Freund Toscana's und Leopolds!

Ich wiederhole noch einmal, daß ich Ihre Bemühungen für die Madiai mit gerührtem Beifall gesehen und gebilligt habe. Kennen Sie die Unglücklichen? Wer und was sind sie eigentlich? Haben sie etwas mehr gethan als den reformirten Hausgottesdienst zu halten und Fremden den Eintritt nicht zu versagen? Wir haben im eignen Lande und in der eignen Kirche ganz ähnliche Beschuldigungen gegen den evangelischen Hausgottesdienst gehabt und — Einschreitungen dagegen gesehen, als die Rationalisten und Hegelianer hier herrschten.

Gott befohlen theuerster R. F. W."

„PS. Sie wissen wie hoch ich den Großherzog achte und liebe. Ich habe ihn als einen der besten und der glücklichsten Fürsten Europa's gekannt, der glücklichsten, weil sein Volk ihn anerkannte und vergötterte. Einer der besten ist er noch heute; darum kann ich von dem Glauben nicht lassen, daß es ihm lieb sein wird, eine Bitte von mir zu erfüllen. Gebe Gott, daß das Glück, von seinem Volke vergöttert zu werden, ihm bald wiederkehre. Sein herrlicher Wille verdient so hohen Lohn."

Diesem schönen Briefe, voll Edelmuth und Zartgefühl, braucht nichts hinzugefügt zu werden. Auf den irrigen Vergleich zwischen dem Madiaischen Fall und den Altlutheranern kommt es wahrlich nicht an. Was der Großherzog dem Könige antwortete, ist mir nicht bekannt geworden — ich hielt mich damals persönlich von der Sache ferne, und bin erst im Jahre 1853 wieder in Berlin gewesen, als von derselben nicht mehr die Rede war. Die Madiai sind augenblicklich noch nicht freigelassen worden. Der Großherzog hatte sich verfahren und empfand es. Ich bin immer der Ansicht geblieben, er würde sogleich auf des Königs Wunsch eingegangen sein, wäre derselbe ihm nicht zugleich mit dem Eintreffen der buntscheckigen protestantischen Deputation und dem diplomatischen Gepränge und dem betäubenden Zeitungslärm bekannt geworden. Er meinte, er vergebe sich etwas, indem er einer Pression zu weichen scheine, und in der That war die Art, wie man in der Presse und sonst die Sache behandelte, die ungeeignetste, den Zweck zu erreichen. Großherzog Leopold war ein Mann von vielen guten Eigenschaften, aber in seinem Wesen lag etwas Engherziges, welches die freiere Expansion zurückdrängte. Er befand sich

zu jener Zeit in einem höchst unvortheilhaften Moment. Die Revolution von 1848 hatte ihn aus dem Sattel gehoben, und er konnte nicht umhin sich selber zu gestehen, daß er nicht ohne Schuld geblieben war, während er empfand, daß er nicht mehr die frühere Popularität besaß. Er glaubte ungünstigen Umständen die Stirne bieten zu können, hat schwerwiegende Fehler gemacht, sich über eignes Vermögen getäuscht. Schon bei meiner Anwesenheit in Berlin im nächstfolgenden Jahre habe ich dem Könige gesagt: Brechen in Italien ernste politische Verwicklungen aus, so ist die Stellung des Großherzogs arg gefährdet. Der König, der immer noch an der günstigen Meinung von Leopold II. festhielt, bemerkte: Wie ist das möglich? Ein Herrscher, der das Beste seines Volkes und Landes in nicht gewöhnlichem Maße zu fördern bestrebt gewesen ist? Der Großherzog, erwiderte ich, hat das Unglück gehabt das Gefühl eines großen und thätigen Theils des Volkes zu verletzen, das Bewußtsein der ihm bewiesenen loyalen Gesinnung dieses Volkes zu kränken, und man ist wenig geneigt die mildernden Umstände anzuerkennen, die für ihn reden. So ist bei einer Bevölkerung, deren schönste Erinnerungen weit über die Epoche der ihr mit Gewalt aufgedrungenen Monarchie hinwegreichen und bei der das dynastische Element überhaupt schwach vertreten ist, Gleichgültigkeit wenn nicht Mißstimmung erzeugt worden. Und dann, der Großherzog ist immer ungeschickt gewesen, auch wo er Gutes that. Daß die Dynastie in gleicher Weise gefährdet werden würde, sah ich damals allerdings nicht voraus.

Leopold II. legte aber von jeher auf die öffentliche Meinung zu großes Gewicht und hatte einst von der Presse

aller Nationen zu viel Lob vernommen, um nicht das Unisono von Tadel, den die Madiaische Affäre ihm zuzog, ungerne zu vernehmen. Er mag sich gesagt haben, daß es besser gewesen wäre, meinen wohlgemeinten Vorstellungen Gehör zu schenken, ehe die Sache den acuten Charakter annahm. Am Ende hat doch eine geräuschlose diplomatische Verwendung derselben ein Ende gemacht. Der französische Geschäftsträger Vicomte Alexis de Gabriac, ein verständiger Mann, der sich während seiner nicht allzu langen Amtsführung eine gute Stellung machte, erlangte nach desfallsiger Verabredung die Umwandlung der Strafe der Madiai in Verbannung. Am 16. März 1853 wurden sie nach Marseille eingeschifft. So wurde der traurige und verderbliche Handel aus der Welt geschafft. Mit wie leichter Mühe hätte man ihm aus dem Wege gehen können! Francesco und Rosa Madiai waren in Florenz im Moment ihrer Befreiung längst vergessen, und erst nach vielen Jahren erinnerte man sich noch einmal an ihre Geschichte, als man auf die des Tommaso Crudeli eines toscanischen Arztes und Poeten zurückkam, welcher in den ersten Zeiten der lothringischen Herrschaft wegen Freimaurertum und Unglauben von der Inquisition processirt worden war, wobei auch von englischer Seite und zwar semi-officiell durch das Walpole'sche Ministerium, vergebliche Schritte zu Gunsten des vielen Engländern, unter ihnen dem Residenten Horace Mann befreundeten Inquisiten geschahen.

Gerne wende ich mich von diesen Dingen zu Anderem zurück. Der König hatte den Wunsch geäußert, von dem Buche des Marchese Filippo Antonio Gualterio von Orvieto, einem Verwandten des Kammergerichtspräsidenten von Kleist,

„Gli Ultimi Rivolgimenti Italiani“, von welchem zu Anfang 1852 eine neue Auflage in Florenz erschienen war, Kenntniß zu nehmen. Das Buch enthält nur die Vorgeschichte der Ereignisse von 1848 und 1849 und weckte im ersten Moment ein Interesse, welches sich nicht erhalten hat, ungeachtet es wegen seines Reichtums an merkwürdigen geheimen Schriftstücken für die Beurteilung der italienischen Angelegenheiten, namentlich im Kirchenstaate nach der Restauration von 1814, stets Bedeutung bewahren wird. Ich sandte das Buch ein. „Der Gualterio ist richtig angekommen,“ schrieb mir Niebuhr am 3. September 1852, „ich habe indessen dem Könige nur Einzelnes daraus vortragen können. Es ist aber auch kein erfreuliches Buch trotz einer gewissen Unparteilichkeit und der Richtigkeit mancher Anklagen. Die Schönhals'schen Aufzeichnungen (Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849) sind ein ander Ding, und wenn man beide Werke einander gegenüber hält, so wird Einem nach einer gewissen Richtung hin völlig anschaulich, warum die begabtere beider Nationen in die Abhängigkeit kommen und darin bleiben mußte.“ Die italienischen Angelegenheiten gaben um diese Zeit dem Könige viel zu denken. Der Impuls, welchen die Präsidentschaft des Grafen von Cavour (4. November) der piemontesischen Politik gab, machte sich bald bemerkbar. Die antiösterreichische Stimmung in der Lombardei schien neue Kraft zu gewinnen und Mazzinische Aufwiegelung durch Geld und durch Emissare war wie gewöhnlich bei der Hand, die Sectirer zu ermuntern und zur Action zu treiben. Zu Anfang Februar 1853, des Monats, in welchem in Wien das Attentat gegen den Kaiser verübt ward, ereignete sich in Mailand ein Aufstands- und

Mordversuch, welcher scharfe Repressivmaßregeln seitens des Gouvernements zur Folge hatte und den Grafen Giulay, der sich eben zum Besuch in Florenz befand, zur sofortigen Rückkehr veranlaßte, worauf dann ein Memorandum der sardinischen Regierung vom 16. April die Spannung nur noch steigerte. „Wir sehen hier", schrieb mir Niebuhr am 5. Mai, „die österreichisch-sardinische Complication mit großer Betrübniß und theilen ganz die Ansicht von der Sache, die Sie in Ihren Berichten ausdrücken. Das Ernsteste bei der Sache ist, daß Sardinien in die französische Allianz hineingezwungen wird, und zwar zu derselben Zeit, wo Holland durch die unglückseligsten Verwicklungen in Verhältnisse hinein geräth, die unmittelbar zur französischen Allianz führen müssen." Das Gouvernement der Lombardei handelte jedenfalls nicht politisch, indem es bei dem Einschreiten gegen Mitschuldige, Mitwisser, Förderer des Aufstandsversuchs vom Februar, der in den päpstlichen Legationen und anderen Theilen der Halbinsel Betheiligte in Menge zählte und Manchem theuer genug zu stehen gekommen ist, auch auf das lombardische Eigentum von Solchen Beschlag legte, die legal ausgewandert und piemontesische Unterthanen geworden waren, mochte deren Haltung in manchen Fällen nur zu begründeten Verdacht wecken. Das turiner Ministerium, während es eine kleine Zahl stark compromittirter lombardischer Flüchtlinge auswies, nahm seinerseits immer entschiedener gegen Oesterreich Position, und schon kündigten sich die Vorboten der Politik an, welche im Jahre 1854 zu den Präliminarien der Betheiligung an dem im September 1853 begonnenen orientalischen Conflict führte, eine Be-

theiligung, auf deren weitreichende Folgen hier nicht gedeutet zu werden braucht.

Am 15. October 1852, dem Geburtstage des Königs, stellte ein Cabinetsbefehl die Ballei Brandenburg des Johanniter-Ordens wieder her. Zur Zeit der schwierigsten Lage Preußens war diese Ballei, welche man gewöhnlich nach dem Ordensschlosse zu Sonnenburg benannte, aufgehoben, und ihre einst bedeutenden Besitzungen waren eingezogen worden, während als Erinnerung an dieselbe der preußische St. Johanniter-Orden als bloße Decoration für protestantische Adelige gestiftet wurde, dessen letzter Großmeister Prinz Heinrich war, nach dessen Tode die Würde einstweilen mit der Krone vereinigt blieb. Im Jahre 1850 hatte der Kreisrichter Scholle zu Sonnenburg den Plan gefaßt, zur Erhaltung und Herstellung des vormaligen Ordensschlosses Beiträge zu sammeln. Der König befruchtete und weihte den Gedanken durch die kundgegebene Absicht, für den Fall der Herstellung dem Schlosse eine seiner historischen Bedeutung entsprechende Bestimmung zu geben und dasselbe vielleicht in Erinnerung an die Anfänge des Ordens als Hospital verwenden zu lassen. Es währte längere Zeit, ehe die Sache in Fluß kam. Auch als die Restauration beschlossen war, konnte man nicht wohl an eine Rückgabe der bei der Säcularisirung eingezogenen Güter denken, aber mit den Eintrittsgeldern der neuen in Rechtsritter und Ehrenritter sich theilenden Mitglieder, wie aus den jährlichen Beiträgen der Ersteren sollten Krankenanstalten gegründet und mit dem sonnenburger Schlosse der Anfang gemacht werden. Zur Bildung eines vorläufigen Capitels ernannte der König in seiner erblichen Eigenschaft als Patron der vormaligen Ballei die noch

vorhandenen, vor der Aufhebung in den Orden aufgenommenen Ritter zu Comthuren, und dies provisorische Capitel wählte aus den vom Könige präsentirten Personen den Prinzen Carl zum Herrenmeister. Die Ballei war auch nach ihrer Protestantisirung immer in einem gewissen Verhältniß zum Großprior von Deutschland, dem zu Heitersheim residirenden Reichsfürsten gestanden, und nach altem Herkommen war die Wahl des jedesmaligen Herrenmeisters so dem Großmeister des Ordens angezeigt worden. Da man jedoch in Berlin sich in Ungewißheit darüber befand, wie es mit der Verwaltung des Großmeistertums beschaffen sei, so erhielt ich vom Könige den Auftrag, darüber sowie über die früheren Verhältnisse des deutschen Großpriorats zu berichten. Zu jener Zeit war das Großmeistertum des Johanniter-Malteser-Ordens nach langem Exil zu Catania und Ferrara in Rom durch einen Statthalter vertreten, während von dem vormaligen deutschen Großpriorat nur das einst der Ballei Brandenburg coordinirte böhmische Priorat geblieben war. Die Angelegenheit wurde nach einiger Zeit in der Weise geordnet, daß nach der Bildung einer neuen Genossenschaft von Rechtsrittern aus den verschiedenen Provinzen des Landes der Herrenmeister am 24. Juni d. J., dem Johannistage, ein Capitel versammelte, welches die Statuten feststellte, die sodann am 8. August vom Könige bestätigt wurden. Man hat einen Augenblick daran gedacht, im Falle eines Weitergreifens der Wiederbelebung des Ordens die Ballei zu einer neuen deutschen Zunge auszubilden, welche dann sowol eine katholische wie eine protestantische Abtheilung in gleichem Verhältnisse zum Herrenmeister erhalten sollte. Eine Idee, die sich jedoch sehr bald als unpraktisch erwies, und von

welcher auch bei der späteren Absicht der Vereinigung der immer zahlreicher gewordenen katholischen Malteserritter im preußischen Staate, worauf noch hingewiesen werden wird, nicht mehr die Rede gewesen ist. Bei einem Besuche in Rom sind dann zwischen dem Prinzen Carl und dem stellvertretenden Großmeister Grafen Colloredo auch persönliche Beziehungen eingeleitet worden.

Am 5. Mai wurde mir aus Potsdam geschrieben: „Am 18. wird der König wahrscheinlich auf drei Tage nach Wien gehen. Für den Sommer sind eine Menge Reisepläne im Gange, so daß es für Sie einiger Bemühungen bedürfen wird, um den König bei Ihrer Sommerreise nicht zu verfehlen." In der That habe ich während dieser Sommerreise weniger als bei andern Anlässen von den Majestäten gesehen. Am 8. Juni verließ ich Florenz und war am 13. früh in München, wo ich nur einen Tag verweilte, an welchem ich Gast des dortigen Nuntius und heutigen Cardinals Sacconi war, den ich einst als päpstlichen Geschäftsträger in Florenz viel gesehen hatte. Am 5. traf ich in Berlin ein und war zwei Tage darauf in Sanssouci, wo ich aufs gütigste empfangen wurde und einen nur kleinen Kreis traf, so daß das Tischgespräch ein leichteres und continuirliches war. Nach der Tafel fuhr der König nach Berlin, wobei der russische Militärbevollmächtigte General Mansurow, und ich ihn begleiteten. Während der nächsten Tage war der Hof in vielfacher Bewegung und machte mit der Erzherzogin Sophie, die zum Besuch von Wien angelangt war, einen Ausflug nach Hamburg, von wo man sehr befriedigt zurückkehrte. Erst am 2. Juli wurde ich wieder nach Sanssouci befohlen, wo diesmal große Tafel war. Der Großherzog und die

Großherzogin von Oldenburg, der Herzog von Genua, Prinz Wasa und ein Prinz von Baden waren da, mit ihnen die Personen ihres Gefolges und mehre Minister und Diplomaten. Der Herzog von Genua, seit drei Jahren mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen, Nichte der Königin, vermält und dadurch in einem nähern Verhältnisse zu unserer Herrscherfamilie, machte durch Erscheinen und Haltung den angenehmsten Eindruck, im scharfen Contrast mit seinem Bruder Victor Emanuel. In den nächsten Tagen kamen andere hohe Gäste, der König und die Königin von Baiern, die Großherzogin Alexandrine, die Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz u. A., zu deren Ehren auch militärische Feste stattfanden. Bei dem Diner in Sanssouci am 14. war der Prinz von Preußen anwesend, welcher vom Rhein eingetroffen, mir das alte Wohlwollen bewies. Zwei weitere Diners fanden im Berceau der Terrasse statt, da die Temperatur von der Art war, daß sie mich lebhaft an Italien erinnerte. An einem dieser Nachmittage wurde eine Dampfbootfahrt auf der Havel unternommen, erst stromabwärts, dann zurück und an Glienicke und Babelsberg vorüber, worauf in dem Marmorpalais der Thee eingenommen wurde. Unter den Begegnungen dieses Besuches in Berlin erwähne ich Oscars von Redwitz, der bei der Fürstin von Liegnitz sein Trauerspiel Siegelinde nicht vorlas, sondern frei vortrug. Die Zuhörerschaft war nicht groß, Frau von Bülow Humboldts Nichte, Frau von Luck, General von der Gröben, der Hausminister von Massow mit seiner Gemalin Tochter des vormaligen Ministers von Canitz u. A. Die Wirkung des Stückes auf uns Alle war so ziemlich dieselbe, indem es an eine zurückliegende Zeit der sentimentalen roman=

tischen Tragödie erinnerte. Des Sommers ungeachtet war Berlin bis zu dieser Zeit ziemlich lebendig, und die vielen fürstlichen Gäste hielten noch manche Diplomaten zurück. Meine Begegnungen mit ihnen wie mit der Gelehrten- und Künstlerwelt waren häufig und angenehm. Alexander von Humboldt, den ich außer in Sanssouci, wiederholt in seiner Wohnung im potsdamer Schlosse sah, bewährte mir stets gleiche Theilnahme. Bei Savigny, beim Ministerpräsidenten und Olfers, bei Lord Bloomfield und seinem sardinischen Collegen Grafen Eduard de Launay, bei alten Freunden verbrachte ich manche angenehme Abendstunde. Graf de Launay, der Sohn des Vicekönigs von Sardinien und Ministerpräsidenten in den Stürmen nach König Carl Alberts Thronentsagung General Grafen de L., war im Jahre 1846 als Legations-secretär nach Berlin gekommen wo er sich eine gute Stellung in der Gesellschaft gemacht, hatte später als Geschäftsträger in Portugal seinen armen vormaligen Souverän in Oporto sterben gesehen und war als Gesandter zu uns zurückgekehrt, wo er heute als Botschafter mit vollkommener Kenntniß von Land und Leuten das Königreich Italien vertritt. Die Gluthitze welche, von Gewittern zeitweilig unterbrochen, lange währte, machte übrigens ihr in der Hauptstadt nicht bestrittenes Recht auf unerfreuliche Weise geltend.

Ich hatte die Zeit meines berliner Aufenthalts benutzt, um einen Ausflug nach Hamburg, Lübeck und Schwerin zu unternehmen, der mir große Befriedigung gewährte. Das prächtige schweriner Schloß war damals größtentheils vollendet. An einem heiteren Sonntagnachmittage war im Schloßgarten Musik und die vielen Zuhörer, das wundervolle Gebäude, die schönen Bäume, der klare See bildeten ein belebtes

und malerisches Ganze. Während Hamburg mich durch Größe und Glanz und durch sein mächtig pulsirendes Leben in der Stadt und auf dem Strome auch nach allem darüber Vernommenen überraschte, rief das pittoreske und kunstsinnige Lübeck mir die Tage der großen Handelseinigung in die Erinnerung zurück. Am 29. Juli verließ ich Berlin, um mich zunächst nach Weimar zu begeben. Im November des letzten Jahres waren der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Sachsen eine Zeit lang in Florenz gewesen, wo ich die Ehre hatte, denselben, welche das alte Vorrecht des lebendigen Antheils an Wissenschaft und Kunst, das ihrem Hause einen weltberühmten Namen gemacht hat, nicht verleugneten, zum Führer zu dienen. Nur wenige Monate später hatte ein schwerer Trauerfall dies Haus betroffen: Großherzog Carl Friedrich war am 8. Juli gestorben. Der tiefen Trauer ungeachtet wünschte der junge Großherzog mich bei sich zu sehen, und so brachte ich ein paar Tage im engsten Kreise in dem freundlichen Ettersburg zu, wo die regierende Familie in stiller Zurückgezogenheit lebte. Die treffliche Großherzogin-Witwe empfing mich im Belvedere, wo die Prinzessin von Preußen die Trauertage mit ihrer durchlauchtigen Mutter theilte. Weimar machte mir mit seinen literarischen und Kunstschätzen und den so manche Erinnerungen wachrufenden schönen Punkten seiner Umgebung einen angenehmen Eindruck, und ich fand in dem mir vonaltersher befreundeten Froriep'schen Hause wie im Umgange mit Adolf Schöll, der die einst mir zugedachte Stellung eingenommen hatte, und Ludwig Preller das freundlichste Entgegenkommen. Es war nicht mein erster Besuch in Weimar. Im Herbste 1835 hatte ich, vom Rheine nach Berlin zurückkehrend, einen

Tag dort zugebracht, und der treffliche Schorn, damals in seinem Hause und Leben vereinsamt, hatte mich Stadt und nächste Umgebung kennen gelehrt, und elf Jahre später war ich nochmals zu kurzem Aufenthalt dort gewesen und von Großherzog und Großherzogin empfangen worden. Aber jetzt erst, in schöner Jahreszeit, gelangte ich zu behaglichem Genuß des vielen was Stadt und Land und Menschen mir boten. Der Hof begab sich unterdessen nach Schloß Wilhelmsthal bei Eisenach, wohin ich noch eingeladen wurde und mich an der prachtvollen Baumnatur dieser zum Theil großartig schönen und an historischen Erinnerungen reichen Regionen Thüringens wahrhaft erfreute. Die Restauration der Wartburg war damals schon weit fortgeschritten, und ich hatte Gelegenheit, unter Führung des Commandanten Major von Arnswaldt, das Detail der sowol der Disposition nach wie in der Ausführung trefflichen Arbeiten in Augenschein zu nehmen.

Aus Thüringen begab ich mich an den Rhein und bald darauf nach Brüssel, wo Baron Brockhausen damals Gesandter war. Die Stadt war in lebhafter Bewegung, denn man erwartete die Ankunft der Erzherzogin-Braut des Herzogs von Brabant, dessen Vermälung, eine kleine verbissene Partei ausgenommen, von dem ganzen Lande mit großer Freude begrüßt wurde. Mehre meiner alten diplomatischen Bekannten waren dort zu der Feierlichkeit eingetroffen, aus Paris Baron Antonini, schon sehr gealtert, und Baron Seebach. Herr von Bismarck-Schönhausen kam aus Ostende zu kurzem Besuche. Herr Henri de Brouckere war Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Herr von Brockhausen machte auch hier wie einst in Neapel seiner

Stellung durch Gastfreundschaft und gesellige Liebenswürdigkeit alle Ehre, und sein Haus, in welchem ich die freundlichste Aufnahme fand, war musterhaft gehalten. Am 22. August erfolgte in Sainte Gudule die Trauung durch den Erzbischof von Mecheln, eine glänzende Ceremonie, zu welcher Clerus, Adel, diplomatisches Corps und die majestätische Schönheit der reichgeschmückten Kirche gleichmäßig beitrugen. Zwei Tage später fand im königlichen Palaste ein großes Bankett statt, durch welches König Leopold die Vermälung feierte, die seinen Wünschen ebenso entsprach, wie sie an die alten Erinnerungen des Landes anknüpfte. Ein historischer Festzug wie Belgien sie so gut aufzuführen versteht, hatte die alten und neuen Theile der mit jedem Jahre lebensvoller aufblühenden Stadt in große Bewegung gesetzt. Am darauf folgenden Tage verließ ich Brüssel, um mich nach Paris zu begeben, von wo ich nach kurzem Aufenthalte den Weg nach dem Süden einschlug. Von Chalons brachte das Dampfboot mich auf Saone und Rhône bis Valence, wo übernachtet wurde, Tags darauf bis Avignon, von wo ich einen Ausflug nach Nimes, Montpellier, Arles machte. Die römischen Monumente der erstern Stadt machten auch nach Italien auf mich einen großen Eindruck. Eduard Gerhard hatte mich seinem Bruder-Archäologen Pelet, dem fleißigen Erläuterer dieser Monumente, empfohlen, welcher der Empfehlung alle Ehre anthat. Auch ein moderner Bau der Stadt machte mir Freude, die romanische Paulskirche mit Flandrins Fresken. In Montpellier nahm das Museum Fabre mit seinen zahlreichen und werthvollen italienischen Bildern mich vor allem in Anspruch. Damals dachte ich noch nicht daran, daß einige Jahre später die mit dem

Museum verbundene Bibliothek mir in dem Nachlasse der Gräfin von Albany, welcher so zahlreiche Erinnerungen an Italiens größten Tragiker enthält, das werthvollste Material zu einer Arbeit darbieten würde, in welcher ich die Denkwürdigkeiten einer zum Theil nicht weit hinter uns liegenden, aber mehr und mehr dem Gedächtniß entschwindenden Zeit zu sammeln und festzuhalten versuchte. Arles besaß für mich ein anderes Interesse durch die Verbindung der Denkmale der Römerzeit mit denen der Westgothenherrschaft und des frühen Mittelalters. Am 2. September schiffte ich mich in Marseille ein und war am Nachmittage des 4. wieder in Florenz.

Der Winter, zu dessen Anfang die Herzogin von Augustenburg, welche ich zwei Jahre früher in Homburg kennen gelernt hatte, mit ihren beiden ältern Töchtern zum Besuche kam, verstrich ruhig und angenehm, aber der Frühlingsanfang von 1854 sollte durch eine blutige That bezeichnet werden. Am Nachmittage des 26. März, eines Sonntags, wurde der Herzog von Parma Carl III. von Bourbon auf öffentlicher und belebter Straße von einem Dolchstich in der Seite getroffen und verschied am Nachmittage des folgenden Tages. Ich brauche nicht zu bemerken, daß die Bestürzung auch in Florenz eine allgemeine war. Der Herzog, erst einunddreißig alt, war nicht beliebt. Ohne die Regierungspflichten ernst zu nehmen, hatte er neben einem in seiner Stellung zwiefach ärgerlichen Leichtsinn eine herrische Willkür an den Tag gelegt, doppelt unbegreiflich, da er bei seinem sonst scharfen Verstande sich über die Gefahren seines Verhaltens in einer politisch aufgeregten Zeit und auf einem von dem Sectenwesen unterwühlten Boden doch wol keine Illusionen machen

konnte. Eine solche Blutthat hatte man jedoch nicht geträumt, und erst jetzt erinnerte Mancher sich daran, daß drei Jahrhunderte vorher der erste Herzog dieses kleinen Staates ähnlichem Schicksale erlegen war. Der Verstorbene, welcher in seinen letzten Momenten weit bessere Gesinnung als in seinem vorausgegangenen Leben bewies, hatte in dem vormaligen Besitz seines Hauses, auf lucchesischem Boden beerdigt zu werden gewünscht, und am 4. April begab sich das florentinische diplomatische Corps nach der Hafenstadt Viareggio, wo die Trauerfeierlichkeit stattfinden sollte. Am folgenden Mittag traf daselbst der Leichenwagen ein, welcher nachdem er von Parma aus die gebirgige Straße durch die Thäler des Taro und der Magra zurückgelegt, dicht an der lucchesischen Grenze an der Villa Le Pianore vorüber gefahren war, wo die kranke Mutter des Ermordeten, von dessen Geschick nichts ahnend verweilte. Der Commandirende der österreichischen Truppen, Graf Folliot de Crenneville, und der toscanische General Ferrari da Grado waren mit einer Zahl Offiziere von Florenz eingetroffen, um mit uns der Leichenfeier beizuwohnen, welche in der Hauptkirche des Ortes stattfand. Das „Domine non intres in iudicium cum servo tuo" klang mir in tiefster Seele wider. Nach Beendigung der Feier wurde der Sarg vom Katafalk wieder auf den Wagen gehoben und fuhr durch die unabsehbaren Baumreihen der Pinienwaldung nach der kleinen in der Nähe des Strandes gelegenen Capelle, wo der unglückliche Fürst ein frühes, nachmals von räuberischen Händen geschändetes Grab fand.

Am 15. April schrieb mir der König von Charlottenburg aus: „Mit tiefer Erschütterung hab' ich ihre Relation von

des armen Parma Bestattung gelesen. Die arme Mutter! Lassen Sie mich wissen, wie es ihr geht, und ob sie die Wahrheit erfahren hat. Wo ist ihr Gemal? Welcher üblen Dinge beschuldigt man denn den ermordeten Herzog? Ich habe immer nur sehr unpassende Schnurren von ihm gehört. Ich freue mich Ihres und des diplomatischen Corps Tactes durch die Anwesenheit bei der Trauerfeierlichkeit in Viareggio. Können Sie mir eine Ansicht der Waldcapelle zwischen Wald und Brandung verschaffen? Es wäre mir sehr lieb."

Einige Wochen später erhielt ich den Auftrag, ein eigenhändiges Condolenzschreiben des Königs, und dessen officielle Antwort auf die Notification der Thronbesteigung des jungen Herzogs Robert unter der Regentschaft seiner Mutter, nach Parma zu überbringen. Von der Villa Sala nach der Stadt kommend, empfing mich die Herzogin am 16. Mai in dem nicht großen aber hübschen und wohnlichen Palais, welches Marie Luise von Oesterreich gebaut hatte. Schon damals war die Herzogin für ihre Größe viel zu stark, aber ihr Kopf war schön, ihr Auge lebendig, ihre Bewegung leicht. An anderem Orte, in den „Biographischen Denkblättern" habe ich geschildert, wie es damals in Parma aussah, wo die Cassen und Hilfsmittel des Landes vollständig erschöpft waren, weder Staatsschuldner noch Beamte seit längerer Zeit, erstere seit Jahren, Zinsen und Besoldung gesehen hatten, und im Augenblicke des Todes des Herzogs Niemand wußte, wie man auch nur für die nächste Zeit vorangehen sollte. Die Regentin hat damals mit männlichem Muthe die Dinge angegriffen, ihr Privatvermögen als Garantie eingesetzt, die strengste Oekonomie an die Stelle schrankenloser Verschwendung treten lassen, die Civilliste auf ein Drittel herabgesetzt,

in die Verwaltung strengste Ordnung eingeführt. Was sie erzielt, hat eine Vergleichung des Zustandes des Landes in dem Momente, wo sie nach fünf Jahren der Revolution weichend es verließ, mit demjenigen gezeigt, in welchem sie es übernahm.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Parma verstrichen so angenehm wie lehrreich. Erst damals lernte ich die wundervollen Kunstschätze der Stadt gehörig kennen und würdigen und erfreute mich des Besuches des Museums der Altertümer und der herzoglichen Bibliothek, deren Vorsteher, die Herren Lopez und Pezzana mich aufs zuvorkommendste empfingen und umherführten. Angelo Pezzana, damals hochbejahrt, war das Muster eines Bibliothekars, wie er das Muster eines gewissenhaften und fleißigen Geschichtschreibers städtischer Dinge gewesen ist. Ich habe nie eine öffentliche Bibliothek besser gehalten gefunden, und nie hat ein Aufseher einer solchen Anstalt genauere Kenntniß allen Details an den Tag gelegt. In dem spanischen Gesandten Don Gerardo de Souza und seiner Frau fand ich alte Bekannte wieder, die mich an meine in Constantinopel verbrachte Zeit erinnerten. Der Minister des Auswärtigen, Marchese Giuseppe Pallavicino, ein Sprößling des Zweiges der Familie, welchem der berühmte Cardinal und Historiker des Tridentinischen Concils, Sforza Pallavicino angehörte, war ein Mann von feiner Bildung, der seiner Souveränin stets die Anhänglichkeit und Treue bewahrt hat, auf welche sie allen Anspruch hatte, die ihr aber nicht von Seiten aller Mitglieder der Aristokratie zu Theil geworden ist. Von Parma nach Florenz zurückkehrend, schlug ich die Straße ein, auf welcher man den unglücklichen Herzog nach seiner Ruhestätte gebracht hatte. Das Thal hinansteigend, durch welches

der Taro der lombardischen Niederung zuströmt, führt diese Straße nach Fornovo, wo König Carl VIII. von Frankreich aus Neapel zurückkehrend, 1495 sich in gewaltigem Anstoß den Weg durch das italienische Bundesheer bahnte, welches ihn hier am Abhange des Gebirges einhemmen wollte. Dann übersteigt die Straße den Kamm der Apenninen mittels des Passes der Cisa, um sich in das Thal der Magra hinabzusenken, welche in vielfachen Windungen lange noch als wilder Bergstrom dem mittelländischen Meere zufließt. Nicht lange hat man die rauhe Höhe des Gebirgspasses hinter sich, so verkündigt die Vegetation mit Oelbaum und Rebe schon das mildere Klima, und Pontremoli, der Hauptort dieser Region, erfreut durch seine malerische Lage, welche durch die Architektur des auf dem Ufer des raschströmenden Flusses gebauten Städtchens erhöht wird. Damals war eine neue Straße nach dem in der Niederung gelegenen Sarzana im Bau, was die Fahrt nicht erleichterte noch bequemer machte. Von Sarzana aus, wo das piemontesische Gebiet begann, führt der Weg zwischen dem Strande und den großartigen Bergen der Lunigiana nach Lucca durch fruchtbares und blühendes, aber leider zum Theil von der Malaria heimgesuchtes Land.

Vor dieser Fahrt nach Parma war ich in Florenz durch den Besuch erfreut worden, welchen Prinz Friedrich Wilhelm auf der Rückreise von Neapel und Rom der toscanischen Hauptstadt abstattete, die er später zu wiederholten Malen begrüßt hat. Am Nachmittage des 21. April traf der Prinz über Arezzo in Florenz ein, wo er bis zum 4. Mai verweilte, begleitet von dem General Roth von Schreckenstein, dem Oberstlieutenant von Alvensleben und mehren andern

Offizieren, denen dann der Hofbaurath Strack sich anschloß. Die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt und die Erläuterung der geschichtlichen Umstände wurde mir durch das lebendige Interesse des Prinzen, der für die Kunst ein offenes Auge hatte und mit seinem tüchtigen Wissen dem Jugend-Unterrichte alle Ehre machte, leicht und angenehm. Pisa und Siena wurden besucht, abgesehen von den näheren Punkten der anmuthigen Umgebung der Stadt. Der Prinz speiste zweimal im Palast Pitti, wo nur die Großherzoginnen ihn empfingen, da der Großherzog in Wien war, das erstemal in größerem Stile mit dem Prinzen Georg von Sachsen, dem Fürsten und der Fürstin von Windischgrätz, den Ministern und Hofchargen, das zweitemal en petit comité nur mit dem Prinzen Georg. Am Abende des 23. fand ein großer Fackelzug statt, die am folgenden Tage stattfindende Vermälung des Kaisers Franz Joseph zu feiern, zu welcher am folgenden Morgen Militärmesse mit Tedeum in der Kirche Sta Maria Novella und Parade auf dem Platze stattfand, welcher der Prinz in der Uniform seines österreichischen Regimentes beiwohnte. Zu bedauern blieb, daß während dieses Besuches das Wetter häufig nichts weniger als günstig war. Am Morgen des 4. Mai fand die Abreise des Prinzen nach Bologna statt, leider durch die Krankheit eines seiner Begleiter, des Lieutenants von Berg getrübt, welcher in dem Gasthof zurückbleibend nach vierzehn Tagen dem ungeahnten Uebel erlag. Unter Betheiligung des österreichischen wie des toscanischen Militärs wurde er auf dem schönen Friedhof vor Porta Pinti beigesetzt, wo der Prinz dem Hingeschiedenen einen würdigen Denkstein errichten ließ, in dessen Nähe die Marmorcopie des nach dem h. Zanobi be-

nannten schönen Kreuzes des Platzes vor dem Baptisterium steht, welche der König zur Erinnerung an seinen Besuch auf diesem nun geschlossenen Gräberfelde im Jahre 1858 dorthin stiftete.

Das Ende des Frühlings brachte mir noch eine Freude. Christian Rauch kam mit dem Manne seiner Enkelin, Felix Schadow — sein letzter Besuch in Italien, wo er so manche Jahre des frischen Mannesalters in großer Thätigkeit verlebt hatte. Er war nun ein alter Mann, aber seine Kraft war noch ungebrochen, wie seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne lebendig. Die Johannisfeste, bei welchen Cardinal Altieri von Rom erschienen war, waren in diesem Jahre besonders glänzend, und auf dem Casinoball, welcher wie gewöhnlich während derselben stattfand, stellte ich Rauch dem Großherzoge Leopold vor, der seine Werke kannte und bewunderte und sich ungewöhnlich lange mit ihm unterhielt. Der Sommer brachte leider eine Trübung: in Livorno trat zum erstenmale die Cholera auf, verbreitete großen Schrecken und veranlaßte eine Menge Maßregeln, deren Zweckmäßigkeit wie gewöhnlich in solchen Fällen sehr problematisch war. Glücklicherweise verbreitete die Krankheit sich nicht in das Innere des Landes, sodaß gegen Ende des Sommers Alles sich wieder beruhigte. Im October hatte ich einen neuen Besuch, der ein sehr angenehmer gewesen wäre, hätte nicht ein trauriges Ereigniß ihm ein Ziel gesteckt. Graf und Gräfin Spaur trafen von Rom ein, um sich nach dem südlichen Tirol, der Heimat der Familie des Grafen,, zu begeben, indem sie in Meran den Winter zu verbringen dachten. Graf Spaur war seit längerer Zeit leidend, aber Niemand ahnte einen so raschen Fortschritt des Leidens, welches am

26. October seinem Leben in seinem sechzigsten Jahre ein Ende machte. Nur ein paar Stunden vor seinem Tode war ich noch an seinem Schmerzenlager. Seine sterblichen Reste wurden nach Rom gebracht, wo er in der Kirche der Philippiner begraben liegt, und wohin seine Witwe mit ihrem Sohne zurückkehrte, um jedoch später nach Tirol überzusiedeln, wo sie in der Nähe von Innsbruck Eigentum erwarb und neunzehn Jahre später gestorben ist. Ich habe den Tod dieses Mannes aufrichtig beklagt. Er war ein redlicher offener Charakter, von tüchtiger, loyaler Gesinnung, und hatte in einem drangsalvollen Momente dem Papst Pius IX. und dem heiligen Stuhl einen Dienst geleistet, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen darf. Zu Anfang December wurde ich an kirchliche Zerwürfnisse in der deutschen Heimat gemahnt. Von Rom zurückkehrend besuchten mich die Professoren Baltzer und Knoodt, jener von Breslau, dieser von Bonn, Theologe der Eine, Lehrer der Philosophie der Andere, aber auch Priester wie sein College. Sie waren wegen der Angelegenheit der Güntherschen Philosophie in Rom gewesen, wo die Lehren des wiener Professors Widerspruch geweckt hatten, kehrten aber von dort unbefriedigt zurück. Knoodt hat nach vielen Jahren in einem Buche über seinen verewigten Lehrer eine ausführliche Apologie seiner Anschauungen unternommen. Die Reise der beiden deutschen Gelehrten rief in mir die Erinnerung an einen ganz ähnlichen Vorgang wach, an die Reise der Herren Elvenich und Braun im Jahre 1838 zum Zweck des Rückgängigmachens der römischen Maßregeln gegen das Hermes'sche theologische System, ein Unternehmen, dessen Mißerfolg in ähnlichem Falle hätte abschrecken müssen.

Gegen Mitte November war die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin in Florenz angelangt, um bei der Entbindung ihrer Tochter, der Fürstin von Windischgrätz zugegen zu sein und dieselbe dann nach Deutschland zurückzubegleiten, wohin das Dragonerregiment, bei welchem der Fürst diente, bereits heimgekehrt war. Wenige Tage später fand zu Ehren der Großherzogin ein glänzendes Diner im Palast Pitti statt. Sie blieb bis zur zweiten Hälfte des Januar 1855, um dann mit den Ihrigen die Rückreise anzutreten, bei bitterster Kälte und einem Schneefall, der in den Straßen von Florenz das Gehen schwer machte und die Fahrt den Appennin hinan in dem Maße behinderte, daß man an dem ersten Tage ungeachtet frühen Aufbruchs nur zwei Posten zurücklegte und in dem kleinen Orte Le Maschere übernachten mußte, wo für ein Unterkommen schlecht gesorgt war, während bis Venedig die ganze Reise eine Bahn mit Hindernissen gewesen ist. Die Fürstin von Windischgrätz schied mit lebhaftem Bedauern von Florenz, wo sie angenehme Tage verlebt hatte und ihre geselligen Beziehungen die erfreulichsten gewesen waren. Ihre Mutter bewährte auch hier den frischen Sinn und das lebendige Interesse an allem was sie umgab, welches sie überall und zu allen Zeiten an den Tag gelegt hat.

Am 5. December hatte ich ein Fest gefeiert, welches durch die Güte meines königlichen Herrn besonders verschönert wurde. Vor fünfundzwanzig Jahren war ich an diesem Tage zuerst in Florenz eingetroffen. Der Großherzog sandte mir zur Erinnerung das Comthurkreuz seines Ordens, und der Marchese Gino Capponi vereinigte die ältern Freunde zum Mittagsmal. Am Morgen erhielt ich die beiden großen

Medaillen für Wissenschaft und Kunst mit folgendem von Sanssouci am 9. November datirten Schreiben des Königs. „Sie haben mir viele höchst interessante Schriften zugesandt, und ich habe Ihnen, mein lieber R., lange kein Dankeszeichen dafür gegeben. Jetzt wünsche ich, daß Sie eine Kleinigkeit freundlich von mir aufnehmen. Es ist die Goldmünze für Wissenschaft. Sie wird als ein Quasi-Ehrenzeichen angesehen, und es soll mich freuen, wenn Sie diese Münze als solches betrachten wollen. Ich lege aber noch eine andere Münze bei, die ich Ihnen als ein Geschenk bestimme, weil ich dieselbe nicht ganz unwürdig finde, in den Händen eines Mannes zu sein voll hohen Kunstsinnes. Sie sind meines Wissens weder Maler, Bildhauer, Baumeister noch Dichter. Sie wissen aber die Erzeugnisse aller schönen Künste besser zu beurteilen, als Männer der Zunft, und mich dünkt, daß beide Seiten der beiliegenden Kunstmedaille ganz wacker gearbeitet und werth sind, in einer modernen Münzsammlung ein Plätzchen zu finden. Grüßen Sie meine liebe Schwester von Mecklenburg und meine Nichte von Windischgrätz von mir aufs herzlichste, und geben Sie mir von ihnen fleißig Nachricht während ihres Aufenthalts zu Florenz. Ach! Wer mit ihnen beiden am Arno weilen könnte! Gott mit Ihnen! F. W."

Es war eine ängstlich aufgeregte Zeit. Der Krimkrieg hatte immer größere Dimensionen angenommen und größere Anstrengungen erfordert. Die endlose Belagerung Sewastopols führte zu blutigsten Schlachten. König Friedrich Wilhelm IV. hat auf das Haupt seines Schwagers, des russischen Kaisers, glühende Kohlen gehäuft, denn nur die Neutralität Preußens nach Norden wie nach Westen hat den europäischen

Besitzstand gesichert und die drohende Machtverschiebung gehindert. Im Sommer 1854 war die Abberufung des preußischen Gesandten von London nöthig geworden, da er die Politik seiner Regierung nicht mehr zu vertreten im Stande war, aber diese Politik hatte bei der deutschen Schwestermacht nicht diejenige Unterstützung gefunden, welche allein ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale hätte werfen können, und die Betheiligung Sardiniens an dem Kampfe, mochte sie auch factisch nicht von zu großer Bedeutung sein, drohte mit Verwicklungen nach einer andern Seite hin, die denn auch, wenngleich nicht in der damals vorausgesehenen Art, später eingetroffen sind. Der am 2. März 1855 erfolgte Tod des Kaisers Nikolaus, zunächst Folge andauernder heftiger Gemüthsbewegungen bei den furchtbaren von seinen Armeen erlittenen Verlusten, konnte selbstverständlich dem Kampfe kein unmittelbares Ende bereiten, da noch kein entscheidender Schlag gefallen war, ließ aber doch einen endlichen Ausgleich ahnen, der freilich noch lange genug auf sich hat warten lassen. Was der König von seinem verewigten Schwager hielt, und welche Empfindungen ihn bei dessen Tode erfüllten, weiß man durch den Brief, den er am 4. März, somit zwei Tage nach diesem Ereigniß, an seinen vormaligen Gesandten in London schrieb, einem Gefühl und einer Sinnesart Ausdruck verleihend, womit man in der Auffassung des Herrschers wie des Mannes nicht stimmen mag, deren Wärme und tiefreligiöse Innigkeit aber auf Alle Eindruck machen müssen.

Dem Anscheine nach nahmen die italienischen Angelegenheiten in dieser Zeit, in welcher die zu dem nach wenigen Jahren erfolgten Umsturz am meisten beitragenden Ereignisse

27*

und Verbindungen ins Leben traten, eine friedliche Wendung. Zu Anfang Mai 1855 räumten die österreichischen Truppen Florenz, nachdem sie schon gegen Ende des vorausgegangenen Jahres aus Livorno abgezogen waren. Ihre Zahl war im Laufe der Jahre, welche die Occupation gewährt hat, allmählich stark gemindert worden, aber die Dauer dieser Occupation war doch viel zu lang gewesen, und die durch dieselbe dem Lande aufgebürdete pecuniäre Last stand in keinem Verhältniß zu dem Dienste, den sie der Sache der Ordnung und der Sicherheit leistete. So musterhaft auch die Haltung der fremden Truppen gewesen ist, so ließ doch ihre Anwesenheit einen Stachel zurück, dessen Wirkung später nur zu sehr empfunden worden ist, während die einheimischen Milizen, welche man unterdessen gebildet hatte, keinen Schutz gegen die Umwälzung geboten haben, die eben in der Anwesenheit einer fremden Truppenmacht einen Grund und eine Berechtigung gefunden zu haben den Anspruch erhob. Das Ende des Winters war leider durch ungünstige Naturereignisse arg getrübt worden. Die Pisaner Ebene wurde unter Wasser gesetzt, und ein Bergrutsch im oberen Tiberthale führte durch Stauung des Stromes zu beklagenswerthem Ruin eines blühenden Städtchens und seiner Umgebung. So sah man nicht freudig dem Sommer entgegen, welcher denn auch gehegte Besorgnisse nicht widerlegte.

XI.

Erdmannsdorf und der Rhein.

Der Frühling des Jahres 1855 gab zu ernsten Besorgnissen für des Königs Gesundheit Anlaß. Es waren namentlich Erscheinungen von Wechselfieber, die sich bei ihm zeigten und bei seiner zunehmenden Corpulenz nicht unbedenklich waren. Pläne mancher Art wurden für die schöne Jahreszeit entworfen, ohne daß man zu irgend einem Ergebniß gelangt wäre, da dieselben selbstverständlich von des Königs Befinden abhingen. Ich hatte schon im Mai Urlaub erhalten und bereitete mich zur Abreise nach der Heimat vor, als ich am 26. ein Schreiben des Königs erhielt, welches, nachdem es seiner lebendigen Theilnahme an einer bedenklichen Krankheit der Großherzogin Witwe Ausdruck gegeben, mit den Worten schloß: „Ihr Brief läßt mich hoffen Sie bald hier zu sehen. Das ist mir eine frohe Aussicht. Vielleicht gehe ich nach dem 8. Juni auf vierzehn Tage oder drei Wochen in unsere Rheinlande. Ohne Ihnen selbst Rendezvous zu geben, wird mich's natürlich sehr freuen Ihnen vielleicht in Ihrer herrlichen Vaterstadt zu begegnen. Dort oder hier werden Sie mir gleich willkommen sein. Vale.“

Am 12. Juni langte ich über Venedig, Wien und Dresden in Berlin an. Am 14. fuhr ich nach Sanssouci, wo der Hof seit einiger Zeit verweilte. Das Diner fand in Charlottenhof statt, die Gesellschaft war nicht zahlreich. Der Empfang bei König und Königin war der alte. Ersterer erschien mir im Aeußern weit weniger angegriffen als ich befürchtet hatte und war lebendig und mittheilsam. Ich saß neben Humboldt, der unverändert war; Herr von Gerolt der Gesandte in Washington, Herr von Hülsen, Lenné waren da. Nach der Tafel wurde im Garten spaziert und ich wanderte mit General von Gerlach und Niebuhr zurück nach Sanssouci. Der Park war wundervoll in der Frühlingsblüte. Beim Thee im Schlosse saß ich neben dem Könige, der das Gespräch namentlich auf römische Dinge brachte und von der Belagerung und Einnahme, nicht des Jahres 1849 sondern des Mai 1527, Details zu kennen wünschte, besonders über die Geschicke jenes Philibert von Châlon durch dessen kinderlosen Tod während der drei Jahre später folgenden Umlagerung von Florenz das Fürstentum Orange an das Haus Nassau gelangt ist. Ich hatte eine Reihe Photographien besonders aus Siena mitgebracht, welche beide Majestäten sehr interessirten. In der nächsten Zeit hatte die naßkalte Witterung leider ungünstigen Einfluß auf das Befinden des Königs, der in der zweiten Hälfte des Monats fast täglich an Fieber litt und überdies durch rheumatische Schmerzen gequält wurde. Ungeachtet dieses wenig erfreulichen Zustandes wurde ich wiederholt nach Sanssouci gezogen, wo im Müllerhause meine alte Wohnung mir offen stand. Des Königs Stimmung war wechselnd, nicht selten aber schien er die alte Heiterkeit wieder zu gewinnen. Rauch

brachte einige Tage am Hofe zu und war mein Nachbar in der Mühle, wobei wir dann wiederholt lohnende Spazierfahrten durch die schöne Umgebung machten. Der Juli kam heran, und da des Königs Befinden keineswegs beruhigend war, so konnte von einer weiteren Reise selbstverständlich nicht die Rede sein. Es war beschlossen worden daß Prinz Albrechts Sohn, der damals in Bonn studirte, im Spätsommer eine Reise durch Italien unternehmen sollte, wozu ich mich dann in Florenz wieder einzufinden haben würde. Vorher beabsichtigte ich einen Besuch in Weimar und einen Aufenthalt in meiner rheinischen Heimat, wo ich mit dem Prinzen das Nähere zu verabreden dachte. Als ich am 3. Juli mich bei den Majestäten verabschiedete, war beschlossen worden daß dieselben sich zunächst nach Schloß Erdmannsdorf begeben sollten, indem man hoffte daß die frischere freiere Luft, die schon etwas vom Gebirgscharakter an sich trägt, dem Könige zuträglich sein würde, während Sanssouci für seinen Gesundheitszustand gerade nicht passend erschien.

Ich hatte mich von Berlin zunächst zu einem kurzen Besuche auf dem fürstlich Carolath'schen Schlosse Amtitz in der Niederlausitz begeben und fuhr, die Majestäten auf der Durchfahrt nach Erdmannsdorf zu begrüßen, nach dem benachbarten Guben, wo die Eisenbahnzüge anzuhalten pflegten und wo ich mit König und Königin, welche sehr verwundert waren mich dort zu sehen, auf dem Bahnhofe einige Worte wechseln durfte. Nach Amtitz zurückgekehrt erhielt ich am Nachmittage durch eine Staffette folgenden Brief. „Eisenbahn zwischen Guben und Sorau 14. 7. 55. Es würde uns eine Freude sein, Sie, bester R., ein paar Tage in Erdmannsdorf als Gast zu haben. Dagegen mache ich Ihnen

zur Pflicht, daß Sie aus Höflichkeit gegen uns nicht etwas thun, was Ihnen auch nur die kleinste Verlegenheit machen könnte. Darum habe ich Sie soeben zu Guben nicht selbst fragen wollen. Antworten Sie jetzt mit rücksichtslosester Aufrichtigkeit: diese mache ich Ihnen hiermit zur Pflicht. Geht es nun wirklich ohne Umstände, daß Sie kommen, so rathe ich Ihnen, morgen statt nach Görlitz nach Bunzlau zu dampfen; dort besorge ich Ihnen Wagen und Pferde, die Sie in 6 bis 7 Stunden zu uns schaffen sollen. Können Sie nicht kommen, so sage ich Ihnen hierin ein herzliches Lebewohl."

Am Abende des 15. Juli war ich in Erdmannsdorf. Die Fahrt von Bunzlau aus war sehr angenehm; die anmuthige Lage Erdmannsdorfs, welches eine Zeitlang zur Dotation des Grafen von Gneisenau gehört hatte und dann von König Friedrich Wilhelm III. übernommen worden war, brauche ich nicht zu schildern. Das Hirschberger Thal mit seinen vielen blühenden Ortschaften und schönen Herrschaftssitzen gehört zu den lieblichsten Schlesiens und verbindet die Reize einer milden Natur mit den großartigen Schönheiten des höheren Gebirgslandes. Zu Anfang schien der Aufenthalt dem Könige minder zu behagen. Er hatte wiederholte, wenn auch leichte Fieberanfälle, und wir haben sowol an der Mittagstafel wie Abends die Anwesenheit der Majestäten mehrfach vermißt. Mehr denn einmal sodann war der König sichtbar angegriffen. Aber es besserte sich allmählich. Die Gesellschaft im Schlosse war zahlreich und angenehm; theils bestand sie aus dem königlichen Gefolge, theils aus solchen die zeitweilig herbeigezogen worden waren. Zu letzteren gehörte der Oberpräsident der Provinz Herr von

Schleinitz, Herr von Selchow Regierungspräsident in Liegnitz und späterer Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, Graf Eberhard zu Stolberg, der Schloßhauptmann von Zedlitz u. A. Von ersteren nenne ich General von Gerlach, General von Schöler der damals noch dem Militärcabinet vorstand, den Geh. Cabinetsrath Illaire, den Grafen Dönhoff, die Damen der Königin, denen die Prinzessin Alexandrine Tochter des Prinzen Albrecht sich angeschlossen hatte.

Wenige Gegenden Deutschlands kommen dem Hirschberger Thal an Mannigfaltigkeit und Anmuth gleich. Man ermißt seine volle Schönheit, wenn man von der Höhe der von einem Reuß in der Nähe von Stonsdorf erbauten Heinrichsburg, einem ragenden Thurmhause, die Umgebung überblickt, die ganze mit blühenden Ortschaften gefüllte lachende Thalebene, die Kette des Riesengebirges, an dessen Abhängen noch im Juli stellenweise Schnee lag, während die Koppe sich in Nebel und Wolke hüllte. Da ist Fischbach, das vormalige Templerhaus, einst der Lieblingssitz des Prinzen Wilhelm Oheims des Königs, mit seinen wohnlichen obgleich etwas beschränkten Räumen und mit zahllosen Erinnerungen aus den Tagen als die treffliche Prinzessin Marianne hier weilte. Da ist Lomnitz, wo damals Herr von Küster, früher Gesandter in Neapel und München, wohnte; da ist Ruhberg, ein Czartoryski-Radziwillsches Schlößchen; da ist das anmuthig gelegene heilspendende Warmbrunn mit dem schönen Schaffgotsch'schen Schlosse, dem man es sogleich ansieht daß es der Herrschaft nicht blos zu zeitweiligem Aufenthalt dient, mit einer Bibliothek, welche namentlich im historischen Fache das wissenschaftliche Interesse seiner Bewohner verkündet. Während in dem ganzen Thale die Industrie nach ver-

schiedenen Richtungen hin mit mehr oder minder Erfolg vertreten ist, gehört ein Schaffgotsch'sches Etablissement inmitten des Waldgebirges zu den bedeutendsten der ganzen Provinz. Es ist die unter dem Namen der Josephinenhütte bekannte Glashütte, deren Producte mit den böhmischen wetteifern. An dem sagenreichen Bergschlosse des Kynast vorüber führt von Petersdorf an die Straße durch das enge Felsenthal der Kochel, eigentümlich und malerisch, vorüber an dem hübschen, wenngleich nicht hohen Kochelfall, wo eine Erinnerungstafel des Besuches Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise im Jahre 1800 gedenkt. Hier sind wir der böhmischen Grenze nahe, und das industrielle Leben erstreckt sich bis zu den äußersten Marken. Leider konnte während der ersten Wochen der König sehr wenig von dieser anmuthigen Umgebung genießen, indem das nur zu oft regnerische Wetter bei seinem immer noch fieberhaften Zustande doppelt hinderlich war. So sah er sich vorzugsweise auf den schönen Park des Schlosses und auf die nähere Umgebung angewiesen, wo die Niederlassungen der protestantischen Zillerthaler, einst vielfach begünstigt, nicht immer den gehegten Erwartungen und den zu ihrem Besten gemachten Anstrengungen entsprochen hatten. Der erste größere Ausflug, den der König unternahm, führte nach Wang unterhalb der Schneekoppe, wo einige Jahre vorher die kleine norwegische Kirche errichtet worden war. Der Tag war prachtvoll, die Aussicht von oben umfassend, indem die Gebirgskette und der größte Theil des Hirschberger Thales sich vor den Blicken ausbreiteten. Die Sonne schien auf dieser Höhe glänzend aber nicht zu warm. Das aus dem Norden dorthin gebrachte Kirchlein aus gebräuntem Holz, Construction und Ornamentik interessant, mit einer

Apsis und niederem umlaufendem Gange, hätte keine schönere Stelle finden können. Im Schulzimmer, wo das ABC an der Wand angeschrieben stand, war das Gabelfrühstück ganz willkommen. Der König war heiter und gesprächig und voll Erinnerungen an die Gegend, ihre Herrensitze, ihre Bewohner.

Ich verließ Erdmannsdorf noch an demselben Tage, um über Weimar und Wilhelmsthal mich in meine Heimat zurückzubegeben. Unterwegs und von meiner Vaterstadt aus schrieb ich an den König, von dem ich am 15. August folgendes Schreiben erhielt. „Erdmannsdorf 13. 8. 55. Theuerster R. Ihre inhaltreichen Briefe aus Wilhelmsthal und Aachen hab' ich mit dem Interesse gelesen, welches in wenigen Zeilen zu wecken Niemand so versteht als Sie. Ich danke aufrichtig für die Freude, die Sie mir damit gemacht haben, und bitte um mehr. Es schmeckt so. Die etwas scharfe Manier in den Fresken der Wartburg tadle ich nicht in gleichem Maße wie Sie. Es handelte sich um die Schwind'schen Darstellungen aus dem Leben der heil. Elisabeth, zu deren Anschauung man des beschränkten Raumes wegen nicht die Stelle finden kann, welche ihrer Wirkung vollkommen entspricht. Ich finde daß die accentuirten Contouren derselben dem Wesen des alten Baues ganz gut entsprechen. An sich aber, das fühle ich, geben sie der Kritik volle Gelegenheit. Weniger glücklich als der Wartburg geht es leider dem verhunzten Wunderbau des Aachener Rathhauses, da die Mittel fehlen. Ich leide einigermaßen bei der Nachricht, denn die Aufhebung der Spielbank ist die Ursache der Ebbe im Schatze der Stadt. Aber bis zur Reue über diese Maßregel hab' ich mich noch nicht erheben können.

Ich hab' es für Pflicht gehalten, den niederdeutschen Fürsten durch Zerstörung dieser Höllen in meinen Landen (auf die jene sich beständig beriefen, wenn man sie von ihnen verlangte) einen Vorwand zu nehmen und ihnen Muth zu guten Thaten zu machen. Leider fürchte ich, daß ich umsonst und vergebens »tugendhaft« bin. Aber man muß eben thun was man kann.

„Ihren Eindruck von dem »grauenvollen Zopf«, der des großen Kaisers Münsterbau entstellt, theil' auch ich in schmerzenreichstem Grade. Ihre Phrase darüber hat die Königin und mich zum hellen »Beifallslachen« gebracht. O! wer es erlebte, daß dieser Zopf aufgelöst wäre und dem ursprünglichen edlen Fall des Haarwuchses Platz gemacht hätte! Könnte doch der Porticus, der des Kaisers Gemach mit dem Münster verband, hergestellt werden! Will's Gott, so hoff' ich im Herbst Rathhaus und Münster und Bilder und Säulen wiederzusehen. Bis jetzt sind meine Herbstprojecte in voller Confusion. Zu Königsberg ist die Cholera sehr heftig ausgebrochen und wird so das 600jährige Geburtsfest der Stadt wol unmöglich machen. Ob die Herbstmanöver im Ermland ausführbar sind, steht dahin. Davon hängt aber meine Cölner Brückenfahrt und von dieser wiederum mein Besuch von Aachen und Trier u. s. w. ab. Fallen Fest und Manöver in Preußen aus, so würde ich wol schon Anfangs und nicht Ende September an den Rhein gehen. Lassen Sie mich wissen, wann Sie die Alpen wieder überschreiten wollen. Ihr Aufenthalt hier ist im allerbesten Andenken. Ich habe Sie aus purer Discretion ziehen lassen. Sie fehlen uns hier in jeder Viertelstunde und viele nicht gethane Fragen machen mir ordentlich Indigestion. Meine

besten Wünsche begleiten jeden Ihrer Tritt' und Schritte. Gott geleite Sie glücklich über die Alpen und — zurück. Ist die Cholera so arg in Toscana wie man sagt, so gebiete ich Ihnen Stillestand diesseit der Berge. Vale."

Die Nachrichten von der Cholera wurden in der That sehr beunruhigend. Zuerst in Livorno, dann in Florenz und der Umgebung trat die Krankheit mit großer Heftigkeit auf und forderte Tausende von Opfern. Ich hatte in Bonn den Prinzen Albrecht besucht, dessen Reise noch festzustehen schien, und der in der That nach der Schweiz aufbrach. Mein Aufenthalt in Aachen war nur kurz und ich begab mich von dort nach Holland, dann nach Belgien. In Ostende, wo der Prinz von Preußen und zahlreiche Landsleute, unter ihnen Baron Brockhausen, verweilten, erhielt ich am 23. August folgenden Brief des Königs. „Sanssouci 21. 8. 55. Ich hatte mich buchstäblich eben gesetzt um Ihnen zu schreiben und wegen der Cholera in Florenz in Hinsicht auf des jungen Albrecht Reise Bericht zu erbitten, als ich Ihren Brief aus Amsterdam erhielt, der Alles ungefragt beantwortet. Schreiben Sie, ich bitte dringend darum, meinem Neffen auf's Geradewohl nach der Schweiz, am besten nach Bern, machen Sie ihm die mir gemachte Mittheilung und sagen Sie ihm, wie Sie es unmittelbar brieflich von mir wüßten, wie ich schon von Erdmannsdorf durch Graf Gröben an Herrn von Rheinbaben hätte schreiben lassen, um die Reise durch Oberitalien und nach Florenz zu untersagen wegen der sanitätisch schlimmen Nachrichten. Ich hoffe, daß Sie seitdem meinen letzten Brief bekommen haben, in welchem ich Ihnen die Rückkehr über die Berge für jetzt untersage. So bleibt mir die angenehme Perspective, Sie am Rhein zu

sehen. Die Geburtstagsfeier der Stadt Königsberg ist wegen der Cholera aufgegeben. Gestatten es die Umstände meiner und der Truppen des I. Armeecorps Gesundheit, so gedenke ich erst am 5. September nach Preußen zu reisen und spätestens den 19. wieder hier zu sein und dann bald nach Stolzenfels abzudampfen oder nach Cöln, wenn die Präparatifs zur Grundsteinlegung der Rheinbrücke schon soweit fertig sein sollten. Kann ich aber nicht nach Preußen, so werde ich wol schon in den ersten Tagen des Septembers nach Stolzenfels aufbrechen. Wie herzlich freue ich mich der Aussicht Sie wiederzusehen."

Ich benutzte die mir gelassene Zeit, um mich nach Paris zum Besuche der großen Ausstellung zu begeben. Eine Menge Landsleute war dort versammelt und beim Grafen Hatzfeldt im preußischen Gesandtschaftshotel war gewissermaßen offene Tafel. An einem der Tage war ich Gast bei dem Versöhnungsdiner, welches dem längeren Zerwürfniß zwischen Preußen und — Hessen-Darmstadt ein Ende machte. Heute erinnern sich wol nur Wenige noch dieses halb ärgerlichen, halb lächerlichen Haders, der aus politischen Gründen entsprungen und zu Persönlichem zugespitzt zwischen dem großherzoglichen Minister von Dalwigk und dem preußischen Geschäftsträger entstanden war, und welchem Herr von Bismarck-Schönhausen, damals unser Vertreter am Bundestage, verständigerweise ein Ziel setzte. Er sowol wie Herr von Dalwigk waren nach Paris gekommen und so vereinte der preußische Gesandte frühere Gegner. Herr von Viebahn, Quast, Ranke, Peter Reichensperger, von dessen späterer Bedeutung das Jahr 1848 schon mehr als eine Ahnung gegeben hatte, und viele Andere waren anwesend. Ueber Boulogne und

Amiens, wo ich den herrlichen Dom besuchte, kehrte ich nach Brüssel und von dort nach Aachen zurück. Hier erhielt ich bald darauf folgendes Schreiben des Königs.

„Sanssouci 9. 9. 55. Theuerster R. Viel schönen Dank für Ihren Brief aus Brüssel mit den interessanten architektonischen Notizen über Paris, die Verbindung der Paläste u. s. w. Jetzt ein Wort von der Hoffnung unseres Wiedersehens. Wenn ich wohler bin als heut und Gott will, verlass' ich Sanssouci am 17. und wohne am 18. und 19. den Manövern des IV. Armeecorps bei und hoffe am Abend des 19. die Königin in Eisenach zu treffen. Am 20. über Frankfurt nach Speier, 21. Saarbrück, 22. Trier, 23. Ruhe daselbst, 24. Moselfahrt nach Coblenz, Nachts in Stolzenfels. Daselbst wenigstens bis zum 1. October, dann nach Aachen, nach Cöln, nach Münster und zu Haus. Ob am 5. oder 6. oder gar noch später ist noch nicht zu übersehen. Nun erwart' ich Sie bestimmt am 24. Abends in Stolzenfels zu treffen. Hätten Sie Lust schon zu Trier oder gar schon zu Speier zu uns zu stoßen, so wäre das allerdings sehr schön. Doch geniren Sie sich in Nichts um unseretwillen. Also so Gott will, auf Wiederseh'n."

Auf der Fahrt des Königs von Eisenach nach Frankfurt fand am 20. September die Begegnung mit Bunsen statt, welcher man Bedeutung beizulegen versucht hat. Nach seiner Abberufung aus London hatte der vormalige Gesandte seinen Souverän nicht wiedergesehen. Der berliner Generalsuperintendent Hoffmann, mit einem Reformplane auf kirchlichem Gebiete beschäftigt und dabei auf Bunsens Einfluß rechnend, soll den König veranlaßt haben diesen zu einer Zusammenkunft in Marburg einzuladen. So geschah's, aber die Zu=

sammenkunft soll erfolglos geblieben sein, weil das Gefolge des Königs diesen verhindert habe mit Bunsen allein zu sprechen. Ich bin nicht zugegen gewesen und berichte somit nicht von Geschehenem, aber ich kann ausdrücklich bemerken, daß von längerer Unterredung oder gar einem Vortrag über kirchliche Dinge hier überhaupt nicht die Rede sein konnte. Wie bei allen solchen Fahrten war die Zeit, welche man für die einzelnen Haltepunkte zu verwenden hatte, genau bestimmt, und hier fand das Dejeuner statt. Der König, so hörte ich, habe Bunsen herzlich begrüßt, dieser sei zugleich verlegen und bewegt gewesen, wie es natürlich war, wenn er die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich, mochte es ihm auch, seiner ganzen Natur nach, ferne liegen, eigenem Handeln eine Schuld an dem Wechsel zuzuschreiben. Noch einmal ist er dann mit dem Könige zusammengewesen, diesmal allerdings zu Besprechungen. Es war zwei Jahre später, in der zweiten Septemberwoche 1857. Wer sich mit der Ver- und Entwicklung kirchlicher Dinge in Friedrich Wilhelms IV. späteren Jahren beschäftigt hat, weiß wie, fast unmittelbar vor dem plötzlichen Schlusse seiner Regierungsthätigkeit, in Berlin die Versammlung der „Evangelischen Allianz" stattfand, und wie er Bunsens Gegenwart dabei gewünscht hatte, welcher selbstverständlich der herzlichen Einladung Folge leistete. Er war nicht selber Mitglied der Allianz, da dieselbe die Annahme des „freien Glaubensbekenntnisses" abgelehnt hatte, und kam nur „als Zuschauer", übernahm aber doch schließlich in Potsdam die Vorstellungen der Mitglieder. Ich habe mich hier nicht über diese außerhalb meiner Aufgabe liegenden Dinge oder über Bunsens eigene Besprechungen mit dem Könige zu verbreiten, welche

die „Selbstregierung der evangelischen Gemeinde“ an Stelle des bestehenden „Polizeiregiments“ betrafen. Aber ich kann nicht umhin, auch bei Erwähnung dieser letzten Beziehungen nochmals auf den schon erwähnten steten Wechsel von Triumphgeschrei und Verzagen bei Bunsen hinzudeuten, auf die gewohnten Selbsttäuschungen und Widersprüche, infolge deren morgen wieder verschwindet was heute erreicht worden sein soll, während doch nur der König fest blieb in seiner Ueberzeugung und seinem Glauben, der König dessen Edelmuth und Herzensgüte Dank gespendet wird, während es fast in einem Athem von ihm heißt, er „verbrauche und verderbe alle seine Werkzeuge, unbeschadet der gerechten Verachtung, welche er im Herzen gegen diejenigen fühlt, die ihm ihre Ueberzeugung opfern“. Ein härteres Urteil über Friedrich Wilhelm IV. und ein unwahreres ist wol nicht ausgesprochen worden. Der wahre und eigentlichste Grund, weshalb zwischen dem Könige, ungeachtet der Treue seiner alten warmen persönlichen Anhänglichkeit an Bunsen, und diesem doch nichts, gar nichts zu Stande kam, liegt nicht in der Divergenz der Ansichten inbetreff kirchlicher Verfassung. Er liegt darin daß der König treu an dem christlichen Dogma festhielt, während Bunsen dasselbe über Bord warf und sich ein neues Bekenntniß schuf. Der Zwiespalt wäre klar hervorgetreten, hätte Friedrich Wilhelm IV. länger gelebt.

Doch ich muß von dieser Abschweifung zu dem 20. September und zu der Fahrt nach dem Rhein zurückkehren. An gedachtem Tage war ich auf dem Bahnhofe zu Frankfurt, wo die Ankunft um 2 Uhr erfolgte. Ich fand den König wohler als ich erwartet hatte, und er schien heiter und gut gelaunt. Dem gewohnten Gefolge hatte sich General von

Wussow, der Commandirende des pommerschen Armeecorps und Erbauer von Stolzenfels, sowie Herr von Bismarck angeschlossen. An Mainz, Oppenheim, Worms ging es vorüber, in Ludwigshafen fand eine Begrüßung durch den Prinz-Regenten von Baden statt, während auch die Großherzogin Sophie und ihr Bruder Prinz Wasa sich eingefunden hatten. Der Gesandte in München Herr von Bockelberg, Herr von Sydow, Carl von Savigny waren anwesend. Abends war man in Speier, wo das Souper mit den Herrschaften eingenommen wurde. Am folgenden Morgen fand die Besichtigung des Domes unter Leitung des Bischofs Dr. Weiß, des Nachfolgers des Cardinals von Geissel, und des Architekten Hübsch statt. Der König war über das Werk sichtbar erfreut, was sich begreifen läßt, wenn man bedenkt, in welchen Zustand gewaltsame Zerstörung und fast ebenso schlimmer Unverstand den großartigen Bau der Salier versetzt hatten. Alles Architektonische war zu loben, und wenn die Art der Bemalung des Innern durch die alle Wände bedeckenden historischen Fresken Schraudolfs Bedenken wecken konnte, so machten dieselben doch durch Composition und Ausführung eine durchaus würdige Wirkung. Hübsch's gründliche Kenntniß der ältesten christlichen Architektur, die er später durch sein großes Werk bekundet hat, war ihm hier, wo es soviel zu thun gab, sehr zu statten gekommen. Es war ein schöner sonnenheller Morgen und die alte Basilika, an welche sich so viele Erinnerungen großer und trauriger Zeiten heften, glänzte in voller Pracht.

Nach dem Frühstück ging es auf der Eisenbahn bis Neustadt an der Hardt und von dort die neue Hardter Bahn entlang bis Edenkoben, von wo die Ludwigshöhe mit dem

Lustschloß König Ludwigs von Baiern besucht wurde. Der Blick über die freundlichen Höhen der Hardt ist von dort oben äußerst anmuthig, und das Schloß hat schöne Räume, die jedoch wie alle Besitzungen des genialen und seltsamen Herrschers sich durch den beinahe gänzlichen Mangel an Hausgeräth auszeichnen. Die Bahn ist namentlich bis Landstuhl, der Veste Franz' von Sickingen, höchst merkwürdig, indem wie auf jener zwischen Verviers und Lüttich Tunnel sich an Tunnel schließt. Wir besprachen die Geschicke des ritterlichen Besitzers der ebengenannten verfallenen Burg, und der König erkannte vollkommen wie alles Interesse für einen thatkräftigen Charakter hinter der Unmöglichkeit des Austrags zwischen einer Reichsregierung, wie immer sie sein mochte, und der Stellung und den Ansprüchen eines einzelnen Standes zurücktreten mußte. Es war Abend als die Ankunft in Saarbrücken erfolgte. Die ganze Stadt war erleuchtet und lauter Jubel empfing die königlichen Herrschaften, für welche im Bergamtsgebäude das Quartier bereitet war. Der commandirende General und der Präfect des Mosel-Departements waren von Metz zur Complimentirung des Königs erschienen; Herr von Dechen war von Bonn gekommen. Es währte ziemlich lange ehe die Abendtafel beendigt war. Am folgenden Morgen ging die Weiterfahrt im Wagen über Saarlouis nach Mettlach, wo die Familie Boch die Majestäten in großem Stil empfing. Die Lage der vormaligen Benedictinerabtei ist wundervoll, die Bauten sind großartig, die Manufactur ist bekanntlich eine der bedeutendsten, wenn nicht die bedeutendste Deutschlands. In dem schönen Garten steht der Brunnen, welcher an König Johann von Böhmen erinnert, dessen sterbliche Reste hier

lange unbeachtet lagen, bis der König ihnen in der Klause von Castell ein würdiges Monument errichten ließ. Der Rest der alten Kirche trägt zu der malerischen Wirkung des Ganzen bei. Von der Straße aus, die das anmuthige Saarthal hinabführt, ist der Blick auf Mettlach nicht minder lohnend. Die Klause wurde besucht, in Saarburg die restaurirte mittelalterliche Kirche besichtigt, Abends Trier erreicht. Die Stadt war festlich beleuchtet, das Wetter prachtvoll.

Daß Trier eine Stadt ist, die Friedrich Wilhelms IV. Interesse in hohem Grade wecken mußte, sei es daß man auf ihre historische Bedeutung blickt, sei es daß man die Monumente der Römerzeit und des Mittelalters beachtet, braucht nicht gesagt zu werden. Der König nahm die sogenannte Basilika in Ansicht, welche eben damals zu einer evangelischen Kirche umgestaltet wurde, und besuchte unter Führung des kunstverständigen Domherrn von Wilmowsky die Liebfrauenkirche und den Dom. Prinz Heinrich der Niederlande war mit seiner Gemalin und seinem Schwager, dem Prinzen Hermann von Weimar, von Luxemburg eingetroffen und nahm an dem Diner im vormaligen kurfürstlichen Palaste Theil. Nachmittags fand noch eine Fahrt nach der Besitzung des Herrn von How statt, von deren Höhe man einer köstlichen Aussicht auf Trier und das blühende Moselthal genießt. Die Hitze war groß und man glaubte vielmehr im August als Ende September zu sein. Dagegen war am folgenden Tage die Moselfahrt, auf welche der König sich so sehr gefreut hatte, kalt und zugig und anfangs in Nebel gehüllt, sodaß die pittoresken Ufer des Stromes nicht ihre volle Wirkung machten, während wie

so oft das seichte Wasser der Schnelligkeit des Dampfers Abbruch that. Erst gegen 10 Uhr Abends langte man auf Stolzenfels an, woselbst für mehre Tage sogenannte Rast gehalten wurde. Es waren lebendige Tage. Am 30. September fand im Coblenzer Schlosse, welches der Prinz und die Prinzessin von Preußen bewohnten, die Verlobung der anmuthigen Prinzessin Luise mit dem Prinz-Regenten von Baden statt. Abends war Thee bei Ihren Majestäten, ein paar Tage vorher Soirée bei der Prinzessin. Zahlreiche Mitglieder des hohen rheinischen Adels waren erschienen. An einem der Tage nahmen außer dem Prinzen und der Prinzessin ihre Tochter und Prinz Friedrich, der Herzog von Nassau und Prinz Bernhard von Weimar an der Mittagstafel auf Stolzenfels Theil. König Wilhelm von Württemberg, der so lange und so bitter geschmollt hatte, traf mit dem Oberstallmeister Baron Taubenheim ein, und am 27. fand zur Feier seines Geburtstages ein Galadiner statt. Eine Menge unserer Diplomaten hatte sich eingefunden, die Grafen Bernstorff, Galen, Hatzfeldt, Herr von Bismarck, Baron Brockhausen sowie der Ministerpräsident von Manteuffel. Von andern Gästen waren Herr von Siebold japanesischen Andenkens und Wilhelm von Schadow erschienen. Am 29. September fand eine große Parade auf dem Coblenzer Schloßplatze statt. Wir waren froh, wenigstens ein paar Mal einen ruhigen Abend bei der Königin zu haben.

Während dieses Aufenthaltes konnte der König sich des Eindrucks eines Mißklangs nicht erwehren. Die Wahl eines sonst durchaus tüchtigen Mannes, des Herrn von Kleist-Retzow Schwiegersohns des im J. 1854 verstorbenen Grafen Anton Stolberg, zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz war keine

glückliche gewesen. Seine Persönlichkeit paßte für das Rheinland nicht, während seine Stellung zu dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, deren unmittelbarer Nachbar im königlichen Schlosse er war, nicht eben von besonderem Tact zeugte. Je beliebter der Prinz und die Prinzessin waren und je wohlthätiger ihr Einfluß auf die Bewohner der Provinz und deren Verhältniß zu Preußen gewesen ist, um so peinlicher mußte dies auffallen. Ich würde dieser Dinge nicht erwähnen, wenn sie damals nicht zu sehr in die Oeffentlichkeit gelangt und die Berichte wie gewöhnlich übertrieben gewesen wären. Die übrigen höheren Beamten in der Provinz, die Regierungspräsidenten, mochten nicht alle beliebt sein, aber von so tiefliegenden Dissonanzen war keine Rede. Die beiden fähigsten waren die Herren von Möller in Cöln und Kühlwetter in Aachen, Beide später, der Eine auf kürzere, der Andere auf längere Zeit, an der Spitze der Verwaltung in Elsaß-Lothringen. Das Urteil über Herrn von Möller wird sich erst dann endgültig feststellen lassen, wenn die Ergebnisse der deutschen Verwaltung in dem Deutschland lange entfremdeten und an andere Verhältnisse und Formen gewöhnten, zum Theil auch künstlich erregten Lande nach längerer Erfahrung klar vorliegen werden. Ein Urteil, das schwerlich zu Möllers Ungunsten ausfallen dürfte. Gleich manchen anderen hatte Herr Kühlwetter seine schon berührten Ansichten von 1848 mit den Jahren bedeutend modificirt; ob seine Principien, mag dahingestellt bleiben. Er war ein Mann von unleugbaren Fähigkeiten, Thätigkeit und Energie, aber er war eine despotische mit falschem Liberalismus versetzte Natur. Auch wo er Gutes erzielte, hat er sich persönlich keine Zuneigung zu erwerben verstanden und so nicht den freudigen Lohn ge=

erntet, den er verdiente. So war es in Aachen der Fall, wo er am längsten gewirkt und wo man seinen Bemühungen in nicht geringem Maße die polytechnische Hochschule verdankt, so in seiner engeren Heimat in Düsseldorf. Als Oberpräsident von Westfalen hatte er, als Nachfolger eines allgemein verehrten Mannes, des Staatsministers von Düesberg, eine vonvornherein schwierige Stellung, deren Schwierigkeiten er ohne Noth zu seinem und allgemeinem Nachtheil gemehrt hat. Seine Haltung inmitten trauriger religiöser Verhältnisse hat ihn, den Katholiken, mit dem ganzen katholischen Adel des Landes zerfallen lassen, während seine große Thätigkeit zur Hebung der wissenschaftlichen Anstalten allgemeiner anerkannte Resultate erzielt haben würde, wenn sie die Traditionen des Landes und den ursprünglichen Charakter solcher Anstalten, wie die wirklichen Bedürfnisse der weit überwiegenden und vorzugsweise auf dieselben angewiesenen katholischen Bevölkerung mehr gewürdigt und geschont hätte.

Der jahrelange Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen in Coblenz ist wie gesagt ein höchst wohlthätiger gewesen. Zu Anfang der dreißiger Jahre hatten Prinz und Prinzessin Wilhelm, Bruder und Schwägerin König Friedrich Wilhelms III., welche längere Zeit in Cöln residirten, viel dazu beigetragen, eine noch neue Provinz, deren Volkseigentümlichkeiten, Traditionen, Confession sie von dem größern Theile der alten Monarchie schieden, dieser zu nähern und ihre Bewohner sich als Preußen fühlen zu lassen. Die Mißgriffe in kirchlichen Dingen der letzten Zeit des Königs hatten das gute Verhältniß gestört, obgleich bei weitem nicht in dem Maße, wie wol behauptet worden ist. Die wahre und vollständige moralische Eroberung des Rhein=

landes hat aber erst unter Friedrich Wilhelm IV. stattgefunden, und wenn Gesetzgebung und Verwaltung sie auf allen Gebieten eingeleitet hatten, hat die Anwesenheit des Thronerben und seiner hohen Gemalin sie durchgeführt. Ihr Beispiel hat gezeigt, was persönliche Rücksicht und Theilnahme, Eingehn auf berechtigte Eigentümlichkeiten, Kenntniß von Personen und Beziehungen, Interesse am Oertlichen und Vorsorge für dasselbe vermögen. Von dem stattlichen und wohnlichen Coblenzer Schlosse aus, welches der letzte Trierer Kurfürst, der sächsische Prinz Clemens Wenzeslaus erbaute und Friedrich Wilhelm IV. vollendete, dem Schlosse, welches die deutsche Kaiserin auch gegenwärtig noch während eines nicht geringen Theiles des Jahres bewohnt, und das sie mit seinen Umgebungen mit sorgsamer Hand verschönert hat, während der Kaiser hier jedes Jahr Besuche abstattet, ist ein segensreicher Einfluß auf die ganze große, thätige, blühende Provinz ausgegangen.

Die ihrer großen Mehrzahl nach katholische Bevölkerung der südwestlichen Theile der preußischen Monarchie hat manches schiefe Urteil über sich ergehen lassen müssen. Lange hat es geheißen, sie sei nicht gut preußisch. Wenn ein Volk seine politischen Anschauungen und Gesinnung nicht mit jeder durch Kriege oder Ländertausch herbeigeführten Zugehörigkeit wechselt und erst die Natur der neuen Verwaltung dies zuwege bringt, sollte man dies vielmehr loben als tadeln. Wenn namentlich in dem eigentlichen Rheinland die wirkliche Assimilirung Jahre brauchte, so haben vielerlei Ungeschicklichkeiten der neuen Regierung im Bunde mit nicht erfreulichen Erinnerungen alter Zeiten nicht wenig dazu beigetragen. Nachdem man dann das viele Treffliche dieser

Regierung erkannt, nachdem man eine Vergleichung ihrer Wohlthaten und des Werthes der Zusammengehörigkeit mit einem großen kräftigen echtdeutschen Staate, mit der Misere der vormaligen Zersplitterung und Abhängigkeit und der Unnatur des napoleonischen Systems anzustellen Gelegenheit gehabt, nachdem man sich an einzelnes Unbequeme gewöhnt hatte, haben die schon berührten Mißgriffe, obgleich nur momentan, das gute Einvernehmen gestört. Und doch hat man, nachdem alles dies längst vergessen war, der Ungrund mancher Besorgnisse sich klar erwiesen hatte, noch einmal im Jahre 1866 die Beschuldigung vernommen, die Sympathien der katholischen Bevölkerung seien auf Seiten Oesterreichs gewesen. Der Krieg mit Oesterreich war in katholischen Landen wahrlich nicht populär: in manchen nicht katholischen war er es ebensowenig. Aber ich kenne keinen Rheinländer, der sein staatliches Verhältniß mit einem andern hätte vertauschen wollen, und die preußischen Katholiken haben sich nicht minder treu bewährt und tapfer geschlagen als ihre protestantischen Brüder. Der bestimmende Grund der Abneigung gegen diesen Krieg lag darin, daß man ihn als einen Bruderkampf und eine Zerreißung ältester und legitimster Bande ansah, sowie daß man in der Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland eine bedenkliche Schwächung des deutschen Elements in dem an Nationalitäten überreichen Kaiserstaate, somit eine positive Einbuße für die gesammte deutsche Nation, sowie eine Störung des Gleichgewichts zwischen den Angehörigen der katholischen und der protestantischen Kirche erkannte, welches der Westfälische Friede festzustellen gesucht hatte, und das durch die Säcularisationen vom Anfang des Jahrhunderts bereits ernstlich gefährdet worden war. Man mag das

Verschwinden der geistlichen Fürstenhöfe und der Adelscapitel für kein Unglück halten, obgleich es den „unter dem Krummstabe" Wohnenden wahrlich nicht schlimmer, im Gegentheil meist weit besser erging als den Unterthanen weltlicher Herren, und obschon von manchen Anschauungen und Bedürfnissen unseres heutigen staatlichen Seins damals nicht die Rede war. Aber von da bis zur Gutheißung der Wegnahme des ganzen uralten kirchlichen Besitzes durch den Staat, und der Magdsgestalt der Kirche, deren Einkommen und äußere Einrichtungen den unendlich gesteigerten neueren Bedürfnissen häufig nicht mehr entsprechen, ist's ein weiter Weg. Die immer gesteigerten Auslassungen protestantischer Kirchenrechtslehrer und Geschichtschreiber und der revolutionäre Jubel über das Eintreten der letzten Consequenz des Princips der Spoliation der katholischen Kirche, haben die deutschen Katholiken, auch die ihrem Staatswesen anhänglichsten, zu ernsten Betrachtungen auffordern müssen. Aber es ist Zeit, diese Bemerkungen abzubrechen, welche mit vorliegenden Erinnerungen nur gelegentlich zu schaffen haben.

Zu dieser Zeit und gerade während dieser Reise machten sich ein persönliches und ein amtliches Verhältniß besonders bemerklich, welche so vielfach besprochen und gelegentlich irrig gedeutet worden sind, daß ich nicht ganz darüber weggehen zu können glaube. Der berliner Polizeipräsident von Hinckeldey hatte sich eine Stellung gemacht und wie es schien einen Einfluß erlangt, welche über die ältern Traditionen seiner Amtsbefugnisse hinausgingen und Schlüsse auf Beziehungen zu den höchsten Kreisen, ja zum Könige selber veranlaßten, die beinahe ein falsches Licht auf die Regierung werfen und die Autorität des Ministerpräsidenten zu beeinträchtigen scheinen

konnten. Herr von Hinckeldey, ein gewandter und tüchtiger Beamter aber geschäftig und eitel, hat durch seine zu ostensible Haltung wol dazu beigetragen, solchen Schein über die Wirklichkeit hinaus zu mehren. Auch auf dieser Sommerreise hat er, der nicht zu dem eigentlichen Gefolge des Königs gehörte und doch überall erschien, zu irrigen Vermuthungen nicht wenig selber mitgewirkt. Sein tragisches Ende und der durch dasselbe auf den König gemachte Eindruck haben die Aufmerksamkeit noch einmal auf diesen Mann gelenkt, dessen Stellung eine Art Anomalie war, welche in die herkömmlichen Zustände wenig hineinpaßte, dessen ephemerer Erscheinung man jedoch wol zu große Bedeutung beigemessen hat.

Am 1. October erfolgte die Abfahrt von Coblenz auf dem Dampfboote Hohenzoller. Es war ein schöner Tag, an welchem die prächtigen Rheinufer sich in vollem Glanze zeigten. In Andernach, wo Herr von Bethmann-Hollweg von seinem nahen Schlosse Rheineck eingetroffen, den König bewillkommnete, wurde eine dem evangelischen Gottesdienste bestimmte restaurirte mittelalterliche Kirche besichtigt, worauf es nach Remagen ging, wo die Apollinariskirche besucht und beim Grafen Fürstenberg-Stammheim eingekehrt wurde. In Cöln wurde nicht gehalten, um sieben war man in Aachen. Alles war erleuchtet, die Straßen mit Menschen gefüllt. Im Präsidialgebäude fand der Empfang von Behörden und Andern statt, dann Gesang und eine Serenade, endlich das Souper. Beim Eintreten in den Saal überreichte der König mir den Kammerherrnschlüssel. Am folgenden Morgen wurde Münster und Rathhaus besucht, das nach dem Muster von Bethanien erbaute Mariahilfspital, auch andere geistliche Anstalten; eine Parade und eine Fahrt um

den Lousberg folgte. Beim Diner im Präsidialgebäude war der Graf von Flandern anwesend, der zur Begrüßung der Majestäten gesandt worden war. Ursprünglich war es Absicht gewesen, in Aachen die zweite Nacht zu verbringen, aber die für den nächsten Tag in Cöln zu erwartende Ueberfüllung veranlaßte, daß noch am Abende nach Schloß Brühl gefahren wurde, von wo die Entfernung dahin eine geringe war. Der 3. October ist ein in den Annalen Cölns bemerkenswerther Tag gewesen. Auf dem Südportal des Domes wurde die Kreuzblume aufgezogen, zu der festen Rheinbrücke und dem städtischen Museum wurde der Grundstein gelegt. Wer sich heute in der mächtigen rheinischen Metropole umsieht, Dom und Brücke und Museum vollendet schaut, die Stadt fast verdoppelt und mit patriotischen Monumenten geschmückt gewahrt, mag es kaum glauben, daß alles dies in der Zeit von nicht drei Decennien geschehen ist, und blickt mit dem Gefühl der Dankbarkeit zu der wohlgelungenen Reiterstatue des Königs empor, welche nach Westen schauend den Aufgang der Brücke auf der Stadtseite ziert, während diejenige Kaiser Wilhelms die Ostseite beherrscht. Beim Empfang im Regierungsgebäude war Cardinal von Geissel an der Spitze der geistlichen und weltlichen Behörden. Im Gürzenich fand das Festdiner statt, dessen Menu nur zu reichhaltig war, um der knapp bemessenen Zeit zu entsprechen, da bei einbrechendem Abend eine Dampfbootfahrt auf dem Rheine bei glänzender Beleuchtung und Feuerwerk stattfand. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die ganze Stadt in freudiger Bewegung war. Leider aber fehlte die Königin, die sich bei dem vielen Hin- und Herziehen ermüdet und erkältet hatte, und deren Stelle die Prinzessin von Preußen

einnahm. Dies veranlaßte eine Aenderung der Bestimmung für die Weiterreise, indem statt im Schlosse Benrath zwischen Cöln und Düsseldorf zu übernachten, nach Brühl zurückgefahren wurde, wo die Königin geblieben war, welche nun auch die Fahrt nach Westfalen aufgeben mußte.

Am folgenden Morgen ging's nach Düsseldorf, wo der König die Gemäldeausstellung besuchte und sich über Joseph Kellers Stich nach Raffaels Disputa sehr freute. Hier schloß sich Oberst von Manteuffel, der das Ulanenregiment commandirte, dem Gefolge an, mit ihm der Regimentsarzt Dr. Boeger, der nachmals während des langen Siechtums des Königs demselben so nahe gestanden ist und momentan den bei der Königin zurückgebliebenen Leibarzt Dr. Grimm vertrat. In Elberfeld wurde das Diner bei Herrn Daniel von der Heydt eingenommen, dessen Tischrede und Wahlspruch den König tief rührte. In Münster kehrte dieser in dem Schlosse ein, während das Gefolge zum Theil anderswo untergebracht wurde. Am nächsten Morgen erwartete ich den König im Friedenssaal des Rathhauses, welchen bekanntlich die Bildnisse der Theilnehmer am Friedenswerke von 1648 schmücken, denen dasjenige des Gouverneurs der Stadt, des hier verstorbenen und in der Lambertikirche beerdigten Johannes de Reumont, Herrn von Namire sich anschließt. Im Schlosse fand ein großartiges Diner, von einer glänzenden Soirée gefolgt, statt. Der zahlreiche westfälische Adel hatte sich eingefunden, seinem Souverän die loyalen Gesinnungen auszusprechen, die ihn jederzeit erfüllt haben, und gerne vernahm man die vielen wohlbekannten alten Namen edler Geschlechter. Allgemein war das Bedauern über das Ausbleiben der Königin, welche zu begrüßen sich Alles gefreut hatte.

Tags darauf wurde die Rückreise nach Brühl angetreten. In Soest wurde die Wiesenkirche besichtigt, deren Aeußeres in vollständiger Restauration begriffen war, in Hörde das große Eisenwerk. Hier wurde das Diner eingenommen. „Meine Herren, sagte der König, Sie müssen von unten nach oben schaffen." In Düsseldorf galt noch ein Besuch der permanenten Kunstausstellung. Abends waren wir in Brühl, wo wir die Königin wohler fanden. Beim Thee war die Frau Prinzessin von Preußen anwesend. Der folgende Sonntag war Rasttag in dem schönen Schlosse Kurfürst Clemens Augusts, einem Meisterwerk des Rococo für innern Ausbau. Bekanntlich giebt es wenige schönere Treppenhäuser als das in diesem Schlosse, und wenn dasselbe kaum im richtigen Verhältnisse zu dem Ganzen steht, so erfreuen doch die Räume durch luftige Höhe, die um so angenehmer wirkt, da die Wohnzimmer zu Stolzenfels, wo man den Comfort einigermaßen dem pittoresken Effect untergeordnet hat, in dieser Beziehung sich meist nicht auszeichnen. Die politischen Verhältnisse des Rheinlandes haben in dem vorigen Jahrhundert nur zu große Schäden gehabt, aber die Kurfürsten von Cöln, Trier und der Pfalz haben ihre Staaten mit Bauten geschmückt, die der heutigen Generation in vielfacher Beziehung zugute kommen. Der Cardinal von Geissel und Graf Fürstenberg nahmen an dem Mittagsmal Theil.

Am Morgen des 8. October ging's nach Cöln, wo der Dom noch einmal besichtigt wurde. Zu Mittag war man im Bad Rehme, wo Herr von Oeynhausen die Majestäten empfing. Die Nacht sollte den getroffenen Bestimmungen zufolge in Hannover im Gasthof zugebracht werden, aber eine dringende Einladung des Königs Georg nöthigte, gegen den Willen der

hohen Herrschaften, im königlichen Schlosse einzukehren, wo Familientafel und für das Gefolge glänzende Marschallstafel bereitet waren. Es war schon spät, als König Georg noch zu einer Vorstellung des Tannhäuser einlud, woran nur einige des Gefolges Theil nahmen. Es ist das erste und einzige Mal, daß ich den blinden König gesehen habe, dessen Conflict mit Preußen elf Jahre später ihn um sein Land bringen sollte. Schloß und Hofhaltung machten den vortheilhaftesten Eindruck. Am folgenden Morgen wurde auf dem Bahnhofe von den hannoverschen Majestäten Abschied genommen; um drei waren wir in Sanssouci. Hier begann ruhigeres Leben. Die Abende wurden theils im Musiksaale, theils im Zimmer der Königin verbracht. Lectüre wechselte mit der Conversation ab. Humboldt war zugegen, Stillfried u. m. A. wurden zugezogen; Prinz Carl und die Seinigen erschienen mehrfach.

Am 15., dem Geburtstage des Königs, wurde das Fest seines vor fünfzig Jahren erfolgten Eintritts in das Heer gefeiert. Schon früh fand in Sanssouci die Gratulationscour statt, später im potsdamer Stadtschlosse die Uebergabe des von der Armee ihrem obersten Führer angebotenen Ehrendegens durch den Prinzen von Preußen. Eine Menge hoher Herrschaften waren zu dem Feste erschienen, von Schwerin, Dessau, Weimar, Altenburg, Hessen, Nassau, Baden, Württemberg, Hohenzollern-Sigmaringen. Um zwei fand ein Dejeuner-dinatoire in der neuen Orangerie statt, von welcher damals erst der westliche Flügel vollendet war. Wiederholt ist dieses großartigen Werkes gedacht worden, welches einen langgedehnten sandigen Hügel nordwestlich vom Schlosse, zwischen dem Park und dem Thale von Bornstedt, in die

prachtvollste Anlage umgeschaffen und dem Bautencomplex von Sanssouci den schönsten Abschluß gewährt hat. In der Mitte ein hochragender von einem zweifachen Belvedere gekrönter Bau mit einem der Façade der florentiner Uffizien nachgeahmten Porticus, zu beiden Seiten die langen das Orangenhaus bildenden niedrigeren Flügel, welche mit schönen vorspringenden Palazzinen oder Casinos enden, die den ganzen länglichen Platz abschließen, dessen Abhang nach dem Park zu architektonisch wie durch die Gartenkunst verziert ist, während der Mittelbauaus sein er mit trefflichen Sculpturen geschmückten offenen Halle der Rückseite den Blick über die bornstedter Niederung und deren Umgebung schweifen läßt. In dem von ragenden Säulen gebildeten Centrum des Porticus steht heute die lebenvolle Marmorbildsäule des hohen Erbauers, dem die Vollendung dieses schönen Werkes zu sehen nicht beschieden gewesen ist. Das Bankett machte sich prächtig, mit der Menge der glänzenden Uniformen, während die Tafeln zwischen den Orangenbäumen aufgestellt waren, die man bereits in ihr Winterquartier gebracht hatte. Der König brachte den Toast auf die Armee aus, worauf der dessauer Marsch gespielt wurde. Abends fand eine Soirée im kleinsten Kreise statt, wobei der cölner Gesangverein mehre Stücke vortrug. Ich hatte mein altes Quartier im Müllerhause bezogen, wo Oberst von Manteuffel mein Stubennachbar war. Im Spätherbst 1843 war ich im Egloffsteinschen Hause mit ihm bekannt geworden als er noch Dragoner-Rittmeister und Adjutant des Prinzen Albrecht war, nicht lange vor seiner Heirat mit Fräulein Hertha von Witzleben, der Tochter eines Mannes der zu den Vertrauten Friedrich Wilhelms III. gehört hatte, und habe zu

verschiedenen Zeiten viel von ihm gesehen, bevor ich ihn im Frühling 1872 in Nancy besuchte, als er das Occupationscorps in Frankreich befehligte und im Frieden gleiche Umsicht, Mäßigung und Billigkeit und gleiches Verständniß des Erforderlichen mit persönlicher Liebenswürdigkeit vereint an den Tag legte, wie im Kriege Raschheit des Blicks und durchgreifende Energie. In dem großen Saal des prächtigen Präfecturgebäudes, welches an die Zeit König Stanislaus' erinnerte, sah ich damals die letzten lebensgroßen Porträts Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie, die vielleicht noch irgend ein öffentliches Gebäude in Frankreich schmückten, und hier der deutschen Occupation ihre Erhaltung verdankten! Ein anderer meiner militärischen Reisegefährten aus des Königs Umgebung, General von Treskow, heute Commandirender des schleswig-holsteinischen Armeecorps, befehligte die Division in Nancy, und so verbrachte ich in der anmuthigen und an Erinnerungen reichen Hauptstadt Lothringens genußreiche Tage.

Doch ich muß zurückkehren zum October 1855. Am 16. verließ ich Sanssouci, um mich durch Graubündten und über den Bernhardin nach Florenz zu begeben. Die Cholera hatte in Toscana fürchterlich gehaust. Auch in mir befreundeten Familien hatte sie Opfer gefordert. So war es ein trüber Spätherbst und öder Winter. Am 12. Januar 1856 erhielt ich vom Könige einen Brief, welcher, nachdem er mir seine Zufriedenheit mit meinen amtlichen Berichten und Privatschreiben mit gewohnter Wärme ausgesprochen, der damaligen Verhältnisse des Landes im Vergleich mit der Vergangenheit mit Wehmuth gedachte. „Die Calamitäten Ihres lieben und so schönen und einzigen Toscana“, heißt es unter

anderm in diesem aus Schloß Bellevue, 7. Januar datirten Schreiben, „finden bei mir herzliches Mitgefühl. Des trefflichen Großherzogs muthiges und aufopferndes Betragen während der gräulichen Seuche hat meine ganze Bewunderung, und hoffe ich davon viel für die Wiederherstellung seines Verhältnisses zum Volke, wie es vor 48 war. Wenn Sie ihn sehen sollten, so bitte ich Sie, ihm meine Gefühle darüber recht beredt auszusprechen, so auch mich den Großherzoginnen, zumal der »Sächsischen« angelegentlichst zu Füßen zu legen ... Ihre Neujahrswünsche habe ich mit herzlichem Danke empfangen. Gott wolle Ihnen das neue Jahr tausendfach segnen und uns den Frieden bringen! Ich thue dazu, was ich kann, und hab' schon zweimal darüber an den russischen Kaiser geschrieben, den letzten Brief noch gestern, weil ich den ersten nicht warm, nicht eindringlich genug, nicht hinlänglich seine terrible responsabilité (ipsissima verba) hervorhebend gefunden hatte, obgleich doch schon wenigstens 25 Grad Wärme (Réaumür) darin waren. Jetzt habe ich die Hitze bis über Blutwärme gesteigert; dennoch peinigt mich die Angst unsäglich, daß die Präliminarvorschläge zu künstlich auf Nicht-Annahme berechnet sind. Ich gestehe, daß ich allein auf die wirkliche Friedensliebe des französischen Kaisers meine Hoffnung baue. Ich sehe schwarz in die Zukunft, wenn ich einen Moment meine starke Zuversicht auf Gott den Herrn unberücksichtigt lasse. Er segne Sie, theuerster R., und führe Sie im Laufe des Jahres im Frieden zu uns. Vale."

Die Berufung auf Napoleons III. Friedensliebe mag befremden, aber die Umstände hatten sich so gestaltet, daß das Friedensbedürfniß sich Allen fühlbar machte. Die Eroberung Sewastopols war in Wirklichkeit der einzige nam-

hafte Erfolg, dessen die Verbündeten sich rühmen konnten, und die Aussicht einer Compensation für ihre kolossalen Anstrengungen bei längerer Fortdauer des Kampfes war gering, während die Eroberung von Kars durch die Russen die Bedrohung der Türkei von einer andern Seite nicht unwahrscheinlich erscheinen ließ. So kam, unter Betheiligung der österreichischen Diplomatie, noch in demselben Monat Januar, in welchem Friedrich Wilhelm IV. seinem kaiserlichen Neffen seine schwere Verantwortlichkeit ans Herz legte, das erste Friedensproject zu Stande, welches dann zu dem am 30. März abgeschlossenen pariser Frieden führte, der dem blutigen Kampfe ein Ziel setzte. Der preußische Ministerpräsident und der Gesandte in Paris nahmen an dem Abschlusse Theil, obgleich Preußen an dem Kriege nicht betheiligt gewesen war — ein Abschluß, welcher europäische Verhältnisse regelte, konnte eben nicht ohne Theilnahme Preußens erfolgen. „Inbetracht," heißt es in dem betreffenden Friedensvertrage, „daß in europäischem Interesse S. M. der König von Preußen als Unterzeichner des Vertrags vom 13. Juli 1841 zur Theilnahme an den neu zu fassenden Bestimmungen berufen werden mußte, und in Würdigung des Werthes, welchen die Zustimmung desselben einem allgemeinen Friedenswerke noch gewähren würde, haben die contrahirenden Mächte beschlossen, Se. Majestät zur Sendung von Bevollmächtigten zum Congreß einzuladen." Der König mochte inmitten aller ihn bedrängenden Umstände und einander entgegenwirkenden Einflüsse zu Zeiten unsicher erschienen sein und hat in der Wahl derjenigen, denen er Specialmissionen an die westlichen Mächte ohne festbestimmtes Programm noch Instructionen

29*

übertrug, kein besonderes Glück gehabt. Aber seine politische Anschauung und sein inneres Gefühl sind doch die richtigen gewesen. Er hat die Ausdehnung des Kampfes, Gott weiß über welche Grenzen von Ort und Zeit hinaus, verhindert, dem eignen Lande schwere Opfer erspart; er hat eine Saat gesäet, deren Aufschießen er nicht erlebt, deren reife Frucht aber sein Nachfolger geerntet hat.

XII.

Marienbad 1856 und 1857.

Am 15. Mai traf ich in Berlin ein. Der Hof war noch in Charlottenburg, wohin ich am folgenden Abend befohlen wurde. Die Gesundheit des Königs hatte wieder zu Besorgnissen Anlaß gegeben. Es waren fieberhafte, zwischen Erregung und Ermattung wechselnde Zustände von intermittirendem Charakter. Doch war der König gesprächig und theilnehmend, und das mancherlei Neue, welches ich aus Florenz und Italien mitbrachte, weckte wie gewöhnlich sein Interesse. Am nächstfolgenden Abende fand ich ihn stiller. Es wäre durchaus nothwendig gewesen, ihn in vollkommener Ruhe zu erhalten, aber die Umstände widersetzten sich diesem, und selten hat mehr Unruhe am Hoflager gewaltet. Die verwittwete Kaiserin von Rußland wurde erwartet; und während deren Anwesenheit ist an Ruhe nie zu denken gewesen. Nicht blos der Charakter der hohen Dame, der sich auch in vorrückenden Jahren und bei geschwächter Gesundheit nicht verleugnete und fortwährende Bewegung liebte, sondern auch der Zufluß von Besuchen ließ nicht zur Sammlung kommen. Am 28. war große Tafel in Sanssouci — die Kaiserin erschien bei derselben nicht, aber Großfürst Michael,

die Großherzogin Mutter von Mecklenburg-Schwerin, Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande waren zugegen, überdies Fürst Windischgrätz, Fürst Solms, der russische Gesandte von Budberg, der niederländische von Schimmelpenninck, und von unseren Diplomaten Graf Hatzfeldt, Herr von Brockhausen und manche andere Gäste. Nach Tische theilte mir Herr von Humboldt mit, daß ich den König nach Marienbad begleiten sollte. Die erste Anregung dazu war von Humboldt selber gekommen, der König hatte bemerkt, ich habe Urlaub und es werde vielleicht mit meinen Plänen nicht stimmen, worauf jedoch jener erwidert hatte, ohne darüber mit mir gesprochen zu haben, glaube er annehmen zu können, daß ich mich glücklich schätzen würde, mich dem Gefolge Sr. Majestät anzuschließen. Es sollte jedoch noch lange währen, bis es dazu kam. Die Mission des Fürsten Windischgrätz, welcher begreiflicherweise mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, und dessen Persönlichkeit seinem Rufe wie seiner Stellung vollkommen entsprach, veranlaßte nicht nur manche Besprechungen, sondern gab auch zu Festen Anlaß. Prinz Carl gab ein großes Diner und der Ministerpräsident von Manteuffel vereinigte bei gleicher Gelegenheit mit dem Gefolge des Fürsten nicht nur, was von Mitgliedern der preußischen Diplomatie in Berlin war, sondern auch den Feldmarschall Grafen Dohna, die Generale von Gerlach und von Stockhausen nebst anderen hohen Offizieren, den Staatsminister Uhden und Professor Stahl. Am 14. Juni reiste die Kaiserin nach Weimar ab, und nun kehrte wieder für kurze Zeit größere Ruhe im Schlosse ein. Am 29. Juni war Prinz Carls Geburtsfest, an welchem der Thee in Charlottenhof, das Souper,

zu welchem Alles, was von Prinzlichkeiten anwesend war, sich einfand, im Schlosse zu Sanssouci eingenommen wurde.

Am folgenden Morgen fand die Abreise der Majestäten statt. An der Station gegenüber Pillnitz warteten der König und die Königin von Sachsen auf die Ankommenden und fuhren dann mit ihren hohen Verwandten über die Elbe nach dem Lustschlosse, wo diese wenige Stunden verweilten. Das Gefolge welches nicht zum unmittelbaren Dienst gehörte, setzte die Fahrt zur Eisenbahn bis Bodenbach fort, wo die Wagen bestiegen wurden, welche über das Kulmer Schlachtfeld nach Teplitz führten. Am folgenden Tage wurde in diesem Badeorte gerastet, wo die Königin während der Cur ihres hohen Gemals zu bleiben beabsichtigte. Bei der Tafel erschienen der commandirende General in Böhmen, Graf Clam Martinitz und der Civil-Gouverneur Baron Mecséry nebst dem königlichen Gesandten in Wien, Grafen Heinrich Arnim. Am folgenden Morgen erfolgte die Weiterfahrt des Königs über Carlsbad, wo mehre Herren zur Tafel geladen waren. Marienbad wurde um 9 Uhr Abends erreicht. Es war ein bitterkalter Abend, in solchem Grade, daß Oberst von Manteuffel, um sich vor der Kälte zu schützen, gegen die er sich nicht gehörig vorgesehen hatte, unterwegs eine Pferdedecke kaufte. Der König kam aber in guter Gesundheit an und traf im Teplerhause, wo Quartier für ihn genommen war, mit seiner Schwester, der Großherzogin Alexandrine zusammen, die eine fleißige Besucherin Marienbads geblieben ist und zu der Erheiterung des täglichen Lebens durch ihre Gegenwart erheblich beigetragen hat.

Die Lage Marienbads ist nicht eigentlich malerisch zu nennen, aber sie vereinigt doch manches Schöne. Das ziem=

lich geräumige Hochthal, welches sich zu 1900 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, öffnet sich nach Süden, wo es den Blick über die sich senkenden Höhenzüge und dann über die Ebene schweifen läßt, während es auf den übrigen Seiten von sanft ansteigenden Hügeln, die allmählich eine bedeutende Höhe erreichen, umschlossen ist. Die Vegetation dieser Hügel, meist Nadelhölzer, hat etwas Ernstes, aber die Schönheit der schlank ansteigenden Bäume, zwischen denen geschickt geführte und trefflich unterhaltene Pfade zu malerischen Punkten und Fernsichten hinaufleiten, giebt dem Ganzen der Umgebung einen großen Reiz. Der Ort selber, der ziemlich neuen Datums ist, und dessen damalige, heute manchfach veränderte Gestalt einem Abte des Stiftes Tepl vornehmlich ihre Entstehung verdankte, bestand nur aus den Brunnenanlagen und dazu gehörigen Gebäuden, aus Gast- und Logirhäusern und aus verschiedenen Vergnügungslocalen für die Curgäste. Die Saison war schon zu ihrer Höhe gelangt, und einige hohe Gäste waren anwesend, unter ihnen Prinz Luitpold von Baiern und seine Gemalin Erzherzogin Auguste von Toscana sowie der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz. Der König nahm an der Geselligkeit regen Antheil; seine Leutseligkeit erstreckte sich auf Alle, mit denen er in Berührung kam. Morgens spazierte er am Brunnen, wie immer das Wetter sein mochte, welches zum Theil nur zu kühl und regnerisch war. Nach Tische wurden kürzere oder längere Fahrten unternommen. Sie führten nach dem anmuthig gelegenen Ferdinandsbrunnen, zu welchem ein schattiger Weg am Abhange der Hügel geleitet, nach dem Hammerhof, nach Podehorn, einer gewaltigen Basalthöhe, von welcher man das Fichtel- und Erzgebirge

mit dem Böhmerwalde und den bis dahin sich erstreckenden mannigfaltigen und reichen Landschaften vor sich sieht. Eine weitere Fahrt führte bis Plan, einem Städtchen auf der pilsener Straße mit ansehnlichem Schlosse der Grafen Nostiz-Rieneck, welches von einem umfangreichen Park umgeben ist, einst Eigentum der aus der Kriegsgeschichte sattsam bekannten Grafen Schlick. Auch Stift Tepl wurde besucht, das alte Prämonstratenserkloster, dessen Gebäude sich mehr durch ihren Umfang als durch Schönheit auszeichnen, aber eine bedeutende Bibliothek nebst ansehnlichen Sammlungen mancher Art enthalten. Nach dem Metternich'schen Schlosse Königswart fuhr der König in Begleitung eines einzigen Adjutanten zum Besuche bei dem dort befindlichen Besitzer. Friedrich Wilhelm IV. hat für den Fürsten Metternich stets viele Zuneigung bewahrt, auch dann, als dessen politische Ansichten ihm manche Zweifel einflößen mochten. Die Erinnerung an die Zeit, in welcher dessen Leitung des nach so vielen Schwankungen und Verlusten sich kraftvoll erhebenden Kaiserstaates auf den Gang der Bewegung gegen Napoleon mächtigste Einwirkung übte, überwog bei ihm spätere Meinungsverschiedenheiten, während er auf die gereifte Erfahrung des Staatskanzlers immer noch großes Gewicht legte; eine Stimmung, die in ihm auch nach den großen Wechseln fortlebte.

Solche Ausflüge wurden zum Theil mit Zusammenkünften mit den in Marienbad anwesenden Gästen vereint: namentlich mit den baierischen und mecklenburgischen Herrschaften, denen manche andere sich beigesellten, der Marquis und die Marquise von Londonderry, Graf Goluchowski Landeschef von Galizien, Herr von Meyerinck der vormalige Hofmarschall, Graf Robert von der Goltz Gesandter in

Athen und manche Andere. Auch an dem Theater, welches zum Theil Tagestheater war, und an den Bällen in dem eleganten neuen Badehause nahm der König mit seiner Schwester von Mecklenburg Theil, deren Badecur nicht lange vor der seinigen zu Ende ging, und die auch bei der Mittagstafel mit ihrem kleinen Gefolge seine erheiternde Gesellschafterin war. Die Lebensweise war durchaus regelmäßig. Nach der Trinkcur und längerer Ruhe nach dem Frühstück erledigte der König die nöthigsten Geschäfte, wobei ich ihm die eingehenden politischen Gesandtschaftsberichte großentheils vorlas. Abends, wo ein leichtes Souper im kleinsten Kreise stattfand, berührte die Conversation vielfach geschichtliche und künstlerische Gegenstände, die stets lebhaftestes Interesse weckten. Unter anderm las ich eine Reihe der historischen Bildnisse, an denen die Relationen der venetianischen Botschafter des 16. Jahrhunderts ebenso reich sind, wie die Schule Tizians und seiner Zeitgenossen, Bildnisse, deren scharfe Zeichnung und lebendiges Colorit bei uns zuerst durch Leopold Ranke's Römische Päpste bekannt zu werden begannen. Ihnen folgte die von mir großentheils nach handschriftlichen Mittheilungen verfaßte Geschichte des Fluchtversuches der Königin von Etrurien aus Nizza im Jahre 1811. Diese inmitten so vieler großer Ereignisse wenig beachtete Episode der napoleonischen Zeit weckte des Königs lebendigen Antheil. Es war nicht blos das Geschick der Königin an sich, denn Marie Luise von Bourbon, einst gefügiges Werkzeug napoleonischer Pläne, war eine höchst unbedeutende und schwache Frau, und das von ihr oder für sie geplante Unternehmen, welches sie aus einer noch den Namen der Freiheit tragenden Lage in eine wirkliche und harte Gefan=

genschaft brachte und zwei ihrer vormaligen Unterthanen und Vertrauten in den Tod führte, war ein völlig kopfloses Project. Es war die wachgerufene Erinnerung an die in früher Jugend erlebten Scenen napoleonischer Gewaltherrschaft in der eigenen Familie, die Erinnerung an die Leiden der Eltern, namentlich der Mutter, die ja das Opfer dieser Gewaltherrschaft geworden ist.

Der Monat Juli war beinahe zu Ende, als der König seine Cur in Marienbad beschloß. Am 29. früh Morgens fand die Abreise statt; in etwas mehr als vier Stunden wurde Carlsbad erreicht. Es war ein schöner sonniger Tag, sehr verschieden von dem, an welchem die Fahrt nach Marienbad stattgefunden hatte. König Otto von Griechenland, zur Cur anwesend, empfing den König bei seiner Ankunft; das Palikarencostüm, welches er auch in seiner deutschen Heimat zu tragen fortfuhr, machte den wunderlichsten Eindruck und hatte wenig Königliches an sich. Der Effect war um so seltsamer, da das Gefolge, darunter Oberst Bozzaris, wie andere Leute gekleidet einherging. Ich hatte den griechischen Monarchen seit dem Sommer 1833, wo ich ihn in seiner ersten Regierungszeit in Nauplia fand, nicht wieder gesehen; damals begegnete ich ihm zuerst in Gesellschaft des Capitän Lyons, der nachmals auf die Geschicke Griechenlands nicht geringen Einfluß geübt hat. Friedrich Wilhelm IV. nahm bei seinem königlichen Mitbruder das Diner ein, an welchem auch Herr von Wendland, der Vertraute Maximilians II., und Herr von Thile, vormals Ministerresident in Athen, theilnahmen. Ich kann nicht sagen, daß Wesen und Unterhaltung des hellenischen Herrschers, dem es doch an guten Eigenschaften nicht fehlte, mir einen besonders vortheilhaften

Eindruck gemacht hätten. Den Abend verbrachte der König bei der Herzogin von Sagan, die mit ihrem zweiten Sohn, dem Herzog von Dino, in Carlsbad verweilte. Manche der Curgäste waren in ihrem Salon versammelt. Ich habe schon bemerkt, daß dem Könige die Conversation dieser in den Gesellschaftskreisen von ganz Europa eingebürgerten Dame sehr angenehm war, und so verstrich dieser Abend in ruhig heiterer Weise.

Am folgenden Morgen ging's in aller Frühe nach Teplitz. Es herrschte ein reges Leben in der hübschen Stadt; die Straßen waren mit Fahnen und Laubgewinden verziert und mit Menschen gefüllt. Kaiser Franz Joseph war eingetroffen, König und Königin von Sachsen nebst der verwitweten Großherzogin von Toscana waren seine Gäste. Wir wurden dem Kaiser vorgestellt, bevor die Mittagstafel stattfand, welche für die hohen Herrschaften Familientafel war. Abends war Thee, Feuerwerk und Musik, großer Jubel; die Melodie von „Gott erhalte Franz den Kaiser" wechselte mit dem „Heil Dir im Siegerkranz" ab. Der Königin war die Cur in Teplitz sehr gut bekommen; sie war wohl und heiter, und das Zusammensein mit ihren hohen Verwandten machte ihr große Freude. Am folgenden Morgen, dem letzten Tage des Juli, fand der Aufbruch statt. In drei Stunden wurde Aussig erreicht, bei sehr hoher Temperatur und lästigem Staube, der auch auf der Eisenbahn währte. König und Königin fuhren mit den sächsischen Herrschaften nach Pillnitz, von wo sie am Nachmittage des folgenden Tages in Dresden eintrafen, um die Reise nach Sanssouci ohne Verzug fortzusetzen. Der Ministerpräsident von Manteuffel war seinem

Souverän bis Dresden entgegengefahren, und wir trafen gegen Abend alle in Potsdam ein.

Am 2. August kam die Kaiserin Mutter in Sanssouci an, um dort einige Tage zu verweilen, ehe sie die Rückreise zur Krönung ihres Sohnes fortsetzte. Der Aufenthalt in Deutschland schien ihr sehr wohl bekommen zu sein, denn am Nachmittage desselben Tages, wo eine Fahrt nach dem Pfingstberge stattfand und man sich in dem Saale des hochragenden Colonnadenbaues versammelte, welcher den unvergleichlichen Blick über die von Wasserspiegeln durchzogene, durch grüne Höhen belebte Ebene des Havellandes gewährt, war sie sehr lebendig und gesprächig und schien sich der schönen Heimat recht zu erfreuen. Es begann nun wieder eine ziemlich unruhige Zeit. . Zu den Mitgliedern der königlichen Familie gesellten sich manche Andere, Großfürst Michael, Prinz Carl von Baiern, die Fürstin Windischgrätz, von Wien, dem damaligen Garnisonsorte ihres Gemals herübergekommen, der Erbprinz von Augustenburg seit kurzem Bräutigam der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg u. A. Die Herrschaften speisten im Familienkreise; für das jetzt zahlreich gewordene Gefolge, welches die Kaiserin durch drei Damen, Gräfin Tiesenhausen und Fräulein von Pilar und von Fredericks verstärkte, war Marschalltafel in den Neuen Kammern. Nur am 8. August fand großes Bankett in eben diesen Kammern in Anwesenheit der Herrschaften statt, zur Feier des Geburtstages der regierenden Kaiserin von Rußland und der Uebernahme des sechsten Cuirassierregiments durch die verwitwete Kaiserin, welcher dasselbe verliehen worden war. Die Abende wurden zum Theil in den Neuen Kammern, zum Theil im Schlosse selbst ver-

bracht. Verschiedene Spazierfahrten führten durch die anmuthige Umgebung; das Ziel einer Wasserfahrt war die Pfaueninsel, wo das Palmenhaus seinen ganzen Reichtum zeigte und die Kaiserin an die Tage ihres verewigten Vaters erinnerte, an denen die hübsche Insel so oft besucht wurde. Bei der Rückkehr wurde in dem Impluvium des Paradiesgärtleins der Thee servirt. So verstrich die Zeit unter stetem Wechsel bis zum 10. des Monats, an welchem Tage die Kaiserin in Begleitung des Königs sich nach Swinemünde begab, um von dort zur See heimzukehren. Da es damals bei zahlreicherem Besuch in Sanssouci gelegentlich an größern Räumlichkeiten fehlte, wie die Neue Orangerie sie später in so reichem Maße bot, so wurde auch das Müllerhaus für die fremden Gäste benutzt, wie diesmal für Großfürst Michael. Ich wohnte dann im Stadtschloß, dicht bei den Zimmern Humboldts, dem die hier zu fühlbar heiße Temperatur dieser Sommertage nie unbequem wurde. Wird man sich wundern, wenn meine Gedanken aus der Gegenwart weithin über die Vergangenheit schweiften, indem ich betrachtete wie ich, der gegen das Ende des ersten Decenniums des Jahrhunderts Geborene, in dem preußischen Königsschloß, mehre Jahre nach der Mitte dieses Säculums, Thüre an Thüre neben dem Manne hauste und mit ihm umherfuhr, welcher im Jahre 1790 mit Georg Forster den Niederrhein, England, Frankreich besucht und 1802 den höchsten bis damals erstiegenen Punkt der Erde im Hochlande von Quito erreicht hatte? Die kurze Schilderung des Lebens in Sanssouci nach der marienbader Cur wird genügen, um zu zeigen, daß der König keineswegs derjenigen Ruhe genießen konnte, welche zur Unterstützung der wohlthätigen Einwirkung des Bades

wünschenswerth, ja nothwendig gewesen wäre. Es war als hätten die Umstände sich verschworen, um diese Wirkung zu zerstören: die Mahnungen der Aerzte vermochten dagegen nichts, und die in der Königin seit längerer Zeit wache Besorgniß vor den Folgen von Aufregung mancher Art konnte nicht einmal recht zum Ausdruck gelangen. Zum Glück stellte sich jetzt verhältnißmäßige Ruhe ein, während von den hohen Gästen nur Prinz Carl von Baiern blieb, der Königin wie dem Könige ein immer willkommener Gesellschafter. Das Leben im Schlosse nahm nun wieder seine gewohnten Formen an, obgleich Gäste kamen und gingen. Unter ihnen befand sich der Herzog Christian von Augustenburg mit dem Erbprinzen. Im Sommer 1851 hatte ich den Herzog und die Damen seiner Familie im Bade Homburg kennen gelernt und muß gestehen, daß derselbe mir sowol durch seine geistigen Eigenschaften wie durch sein widriges Geschick nicht geringes Interesse einflößte. Die unselige Wendung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit im Jahre 1848 hatte Niemand härter getroffen als ihn, dem sie nicht blos seinen Erbanspruch zu rauben schien, sondern den sie auch in Bezug auf seine Vermögensverhältnisse ohne Zweifel bedeutend geschädigt hat. Herzog Christian war ein Mann von Charakter und Geist, und wer sein Verhalten im Jahre 1848 mißbilligt oder für unbehutsam hält, vergißt die Stimmung dieser Zeit, die Verhältnisse des Landes, den Erbanspruch der Linie. Der Herzog schien in gedrückter Stimmung zu sein, was leicht erklärlich ist, wenn man die Umstände ermißt. Am 16. fand ein großes Mittagsmal statt, an welchem der kurz zuvor zu seinem sechzigjährigen Dienstjubiläum zum Feldmarschall ernannte General Wrangel theilnahm; Abends

war Musik, wobei namentlich schöne deutsche Lieder vorgetragen wurden.

An demselben Abende verabschiedete ich mich bei den Majestäten. Kurz zuvor hatte der König mir meine Ernennung zum Ministerresidenten bei den Höfen von Toscana, Modena und Parma angezeigt. Am folgenden Morgen verließ ich Berlin, verweilte kurze Zeit in der Rheinprovinz und begab mich Anfangs September über Stuttgart, wo ich bei Wolfgang Menzel die Nachricht von dem verunglückten Versuche der loyalen Neuenburger zur Wiederherstellung der legitimen Herrschaft des Königs in ihrem Fürstentum erhielt, nach Tübingen und Hohenzollern. Die wieder aufgebaute Stammburg unseres erlauchten Herrschergeschlechts, welche ich an einem sonnenhellen Morgen mit dem Leiter des Baues, Hauptmann Blankenburg besuchte, machte mir einen großen Eindruck. Die ebenso malerische wie in der Eintheilung der beiden Wohnungen und der Disposition der Befestigungen zweckmäßig eingerichtete Burg, an welcher sich das Talent unseres Stüler glänzend bewährt hat, trug zu diesem Eindruck ebenso bei, wie die prachtvolle Aussicht, in ihrer Abwechselung schönster Waldpartien und zahlloser Ortschaften, die das gesegnete Schwabenland füllen, und die Erinnerungen an Vorzeit und Gegenwart des edlen Geschlechts, welches dem Süden Deutschlands entstammt, seine Herrschaft über dessen Norden ausgebreitet und dann wiederum in der Richtung seines Ursprungs zurückgewendet hat. Im Jahre 1847 hatte ich Stülers Zeichnungen unter seiner erläuternden Beihilfe eingehend studirt und unter Zuziehung Stillfriedscher Forschungen eine Schilderung des Baues entworfen, welche damals in der Staatszeitung gedruckt wurde, sodaß die Dis-

positionen der Reconstruction mir vollkommen bekannt waren. Ueber Sigmaringen, den Boden= und den Zürichersee, den Vierwaldstättersee und den Gotthard gelangte ich nach Turin, von dort über Parma nach Toscana.

Der Winter war in Florenz sehr lebendig. Am 24. November vermälte sich der Erbgroßherzog Ferdinand zu Dresden mit der Prinzessin Marie Anna, Tochter König Johanns von Sachsen, eine Heirat welche der Großherzog, wie er mir sagte, immer gewünscht und geplant hatte. So gab es bei Hofe, bei dem Adel, bei dem diplomatischen Corps eine Menge Feste, unter denen die bei Baron Hügel und seinen Collegen, dem Marquis von Normanby und dem Fürsten de La Tour d'Auvergne besonders glänzend waren. In der ersten Hälfte Februars war König Max von Baiern Gast im Palast Pitti auf der Reise nach Rom, und ich hatte die Ehre, ihn nach der Laurentianischen Bibliothek und andern Sehenswürdigkeiten zu begleiten. Den ganzen Winter richtete ich an den König manche Privatbriefe, namentlich über wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände. Die Nachrichten aus Berlin waren in Bezug auf die Gesundheit des Königs, nicht in demselben Maße inbetreff der politischen Angelegenheiten günstig. Ende März 1857 wurde ich durch folgendes Schreiben von Niebuhr auf das freudigste überrascht. „Vorläufig noch als tiefes Geheimniß erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß S. M. der König wahrscheinlich zum 22. April auf 10 bis 12 Tage nach Rom kommen werde. Den 20. früh wollen S. M. in Ancona eintreffen (per Dampfschiff, die Nacht auf der See), den 22. in Rom. Der König wünscht Sie in jedem Falle in Rom zu sehen: erlaubt

es Ihre Gesundheit und ist es Ihnen sonst recht, so wird es natürlich S. M. sehr freuen, Ihnen früher, z. B. am 21. in Fuligno zu begegnen. Vielleicht haben Sie die Güte, mich zu benachrichtigen, wo Sie S. M. erwarten wollen. In Rom wird übrigens der König Sie vielleicht nicht so lange behalten können, als S. M. wünschten. Denn möglicherweise wird die Königin nach Florenz kommen, vielleicht schon den 2. Mai. Der König wird in jedem Falle auf der Rückreise Florenz berühren. Alles Uebrige werden Sie amtlich erfahren, sowie die Reise feststeht. Ich konnte mir aber die Freude nicht versagen, Ihnen diese Nachricht vorläufig mitzutheilen, die Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie haben vielleicht die Freundlichkeit, mir Nachricht über die möglichen Nachtquartiere zwischen Rom und Florenz zu geben. S. M. wollen jedenfalls Orvieto sehen. Nochmals erlaube ich mir zu bemerken, daß die ganze Sache noch völliges Geheimniß ist, von dem hier nur der Ministerpräsident, General von Gerlach und ich wissen."

Der Brief war vom 24. März. Meine Freude sollte nicht lange währen. Am 11. April erhielt ich durch den Gesandten in Rom Herrn von Thile die unerwartete Kunde, daß die Reise aufgegeben sei. Zwei Tage später bestätigte mir Niebuhr durch einen Brief vom 7. diese Nachricht. „Nachdem ich von Ihnen einen so freudigen Brief über die Reise Ihrer Majestäten erhalten habe, ist es mir wirklich schmerzlich, mit der Nachricht antworten zu müssen, daß die Reise vorläufig verschoben ist und wahrscheinlich ganz aufgegeben werden wird. Der Hauptgrund der Verschiebung liegt in den neuenburger Angelegenheiten, welche eine Wendung genommen haben, die entweder eine lange Ver-

schleppung der Sache oder einen Abbruch der Unterhandlungen erwarten läßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Ungewißheit in beiden Eventualitäten so lange dauern, daß bis dahin die Kaiserin von Rußland längst Italien verlassen hat, der ostensible Grund der Reise also fortgefallen ist, die Jahreszeit eine Reise nicht mehr rathsam macht und endlich die Zeit der Bäder für Ihre Majestäten herankommt. Daher sehe ich die Reise als aufgegeben an. Mir thut es unendlich leid für König und Königin, die beide sich so sehr der Aussicht erfreut hatten, für Sie und für mich auch . . . Hier herrscht ein allgemeines Unbehagen, das um so mehr unangenehm ist, als man einen ganz bestimmten Grund dafür nicht finden kann. Vieles drückt allerdings: die Folgen der Ueberspeculation, die Silberausfuhr nach Asien, die Steuervorlagen, die widerwärtige Lage im Zollverein. Aber im Großen und Ganzen befinden sich doch die Leute wohl. Die Lebensmittelpreise sind nicht mehr zu drückend, Handwerker und Arbeiter aller Art haben vollauf Beschäftigung und sehr guten Verdienst. In Kirche und Staat sind die Gegensätze gerade jetzt nicht so sehr scharf und bitter. Jenes Unbehagen liegt also gewissermaßen in der Luft und kommt, wenn man die Sache tiefer auffaßt, auf eine Unzufriedenheit der Individuen mit sich selbst hinaus. Aus diesem Unbehagen geht auch eine sehr übertriebene Besorgniß über die Folgen des österreichisch-sardinischen Conflicts hervor. Man erwartet sogar den baldigen Ausbruch des Krieges, und ich höre, daß in Wien, selbst in ganz gut unterrichteten Kreisen, gleiche Besorgnisse gehegt werden. Wer die Sache mit völliger Ruhe und aus dem politischen Gesichtspunkt betrachtet, wird diese Besorgnisse sehr ungegründet finden.

Aber zuweilen leitet in solchen Dingen das dunkle Gefühl richtiger als die Ueberlegung, und von Sardinien kann man allerdings das Unwahrscheinlichste erwarten. Gebe Gott, daß der Conflict sich auch nur nicht weiter vergiftet." So weit der Brief, über dessen politischen Theil, anderthalb Jahre vor dem Umschwunge in Preußen, zwei Jahre vor dem Ausbruch des österreichisch-sardinisch-französischen Krieges geschrieben, ich weiter nichts zu bemerken habe.

Die berliner Nachrichten wurden mir am 4. Mai durch Prinz Carl bestätigt, welcher von dem Besuche in Rom zurückkehrte, den er der Schwester, der Kaiserin, dort gemacht hatte. Zu Anfang April hatte ich ihn in Pisa auf der Durchreise begrüßt und bis Empoli begleitet; nun traf ich ihn auf derselben Eisenbahnstation und fuhr mit ihm nach Lucca, wo er seinem Hofmarschall Marquis Lucchesini auf dessen in der Nähe der Stadt gelegenen Villa Cavallari einen Besuch abstattete. Die Villa, einst der Lieblingsaufenthalt des vielgenannten Staatsmanns Girolamo Lucchesini, hat eine höchst anmuthige Lage in der Nähe des schönen Marlia, wo einst Napoleons Schwester Elisa, nachmals der bourbonische Hof, die Sommermonate zuzubringen pflegte. Von der Höhe hinter der Villa schweift der Blick über die nahe lachende Thalebene des Serchio mit ihren zahllosen Landhäusern und Wohnungen, über das wasserreiche toscanische Nievolethal und die Berglinien, welche dasselbe von der Hauptkette der Apenninen abtrennend, von der florentiner Ebene scheiden. Am Nachmittage des folgenden Tages fuhren wir mit dem Prinzen nach Florenz. Es war eine höchst angenehme Fahrt. In leichten kleinen Wagen ging es zunächst über Pescia nach Pistoja durch reiches pittoreskes Land

und von dort, da wir den Eisenbahnzug verfehlten (die Bahn war nur von Florenz bis Pistoja vollendet), in gleicher Weise über Poggio a Cajano nach der Hauptstadt. Der dortige Aufenthalt war leider sehr kurz, aber da der Prinz die Stadt schon gut kannte, wurde doch manches vor dem Diner gesehen, zu welchem die Großherzogin den Prinzen im Palast Pitti einlud. Der Großherzog war abwesend, die Herzogin von Berry mit ihrer jüngsten Tochter, der nachmaligen Fürstin Massimo, zum Besuche bei ihren Verwandten. Der Abend verging in angenehmster Conversation im Gasthofe bei dem Prinzen, der in all seiner Lebendigkeit und von dem Besuche in Rom äußerst befriedigt war. Heute kann ich mich einer trüben Empfindung nicht erwehren, wenn ich meines letzten Zusammenseins mit ihm gedenke, im Mai 1881 an demselben Lungarno, wo er auch diesmal von Rom eintraf. Ein durch längere Krankheit gebrochener Mann, dessen geistige Eigenschaften auch durch den körperlichen Zustand gelitten zu haben schienen, obgleich er sich aufrecht hielt und in der Conversation die Erinnerungen an alte Zeit und italienische Reisen gerne wieder belebte, während er sich in den Abendstunden an den heiteren Melodien südlicher Nationalsänger erfreute. Ich habe ihn nicht wiedergesehen seit ich ihn dort zum Bahnhofe begleitete.

Am 14. Mai erhielt ich durch Niebuhr die Nachricht, der König lasse mir sagen, daß er wahrscheinlich schon am 15. Juni die marienbader Cur beginnen werde, da am 15. Juli die Kaiserin von Rußland in Sanssouci erwartet werde. Ich hatte schon Urlaub erhalten, um S. Majestät zu begleiten, und verließ Florenz am 23. des Monats. Ueber Bologna und Modena begab ich mich nach Reggio, wo der

modenesische Hof wie gewöhnlich den Monat Mai bei Gelegenheit der dortigen großen Messe zubrachte. Die Stadt war mit Menschen gefüllt, und ich gewahrte daß das dortige neue Theater, welches für einen Ort von so mäßigem Umfange und entsprechender Bevölkerung kolossal erscheinen muß, für einen solchen Zulauf nicht zu groß ist, denn es war bei der Aufführung von Donizetti's Anna Bolena vollständig gefüllt. Von dem herzoglichen Paar wurde ich auch diesmal aufs freundlichste empfangen und zur Tafel geladen. In Parma fand ich die Herzogin leidend an rheumatischen Schmerzen, einem Uebel, welches ihr Leben verkürzt hat, aber sonst wohl aussehend und heiter. Der kleine Herzog und sein Bruder Prinz Heinrich, wie die zweite Prinzessin Alix, heutige Großherzogin von Toscana, waren bei der Mutter, als sie mich auf der chaise longue liegend empfing. Es ist das letzte Mal daß ich diese tüchtige und vielgeprüfte Frau gesehen habe. Von Parma begab ich mich nach Mailand, wo ich einen Tag bei Cesare Cantu verweilte, und über den Gotthard ohne Aufenthalt nach Heidelberg, wo ich die Familie Bunsen und meinen alten Lehrer und Gönner Schlosser besuchte, dessen zweiundachtzig Jahre nicht ohne Einwirkung auf seinen Geist geblieben waren, obschon er noch ziemlich lebendig war. In Frankfurt fand ich bei Herrn von Bismarck freundliche Aufnahme und gute Nachrichten aus Berlin, wo ich am 4. Juni eintraf.

Am folgenden Tage traf ich in Sanssouci zahlreiche Gesellschaft. Die Großherzogin Alexandrine, im Begriff sich nach Marienbad zu begeben, ihre Tochter Herzogin Luise nebst deren Gemal welche von Wien zum Besuche gekommen waren, Alexander von Humboldt, der sich von bedenklichem

Leiden wieder vollkommen erholt zu haben schien und sehr lebendig war, und fast alle Minister waren zur Tafel geladen, welche bei dem schönen, nur zu warmen Wetter unter dem Berceau stattfand. Der König kam sogleich bei seinem Eintreten auf mich zu und hieß mich mit größter Güte willkommen. Ich fand ihn sehr wohl aussehend und heiter, wie es auch bei der Königin der Fall war. Alle versprachen sich von dem nochmaligen Aufenthalte in Teplitz und Marienbad den günstigsten Erfolg. In Berlin war's noch recht lebendig. Ein nicht unansehnlicher Theil unserer Diplomatie hatte sich dort eingefunden. Graf Heinrich Arnim hatte einen apoplektischen Anfall gehabt und Manche speculirten auf seine wiener Erbschaft. Die Abreise von König und Königin war auf den 9. Juni festgesetzt. Die Majestäten gedachten den Tag und den größten Theil des folgenden auf dem königlichen Weinberge bei Dresden bei den sächsischen Herrschaften zu verbringen, um am Abend des 10. in Teplitz einzutreffen. Das Gefolge des Königs, welches nicht zum unmittelbaren Dienste gehörte, sollte auf nächstem Wege nach Marienbad gehen. Der Ministerpräsident von Manteuffel, welchen ich während meines kurzen Aufenthalts wiederholt sah, wünschte, Niebuhr möchte den König nicht begleiten, da man nie sicher sein zu können glaubte, daß dieser in Vorträgen und Unterredung nicht aufregend auf seinen hohen Herrn wirke, was namentlich während der Badecur möglichst vermieden werden sollte. Da dies mit anderweitigen Wünschen übereinstimmte, wurde eine Verabredung in diesem Sinne getroffen, umsomehr als Niebuhrs Gesundheit nicht lange vorher zu Besorgnissen Anlaß gegeben hatte. Fast im letzten Augenblicke wurde der Plan dennoch verändert. Am 10. Juni früh ver-

ließ ich Berlin, machte in Halle Carl Witte einen Besuch, war am 11. früh über Leipzig in Plauen, von wo es in Gesellschaft des Geheimen Cabinetsraths Illaire nach Eger ging, wo wir das ehemalige Schloß mit seiner interessanten Doppelcapelle und Krypta, mit den Resten des Saales, in welchem das Bankett der Wallensteinschen Offiziere stattgefunden hat, besuchten und in der Stadt selber das Haus sahen, in welchem der Herzog von Friedland ermordet wurde. Vor 7 Uhr Abends, nach ungefähr zehnstündiger angenehmer Fahrt war Marienbad erreicht, wo dasselbe Quartier wie im vorhergehenden Jahre bereit war.

Spät am Abende des 12. Juni traf der König ein. Er war über Teplitz und Carlsbad gereist und hatte die Königin an ersterem Orte zurückgelassen. In bester Stimmung begann er sogleich das gewohnte Leben, war schon am folgenden Morgen ungeachtet des kühlen Wetters am Brunnen, sah Mittags mehre Personen, darunter den Grafen Clam, zu Tische und vereinigte Abends sein Gefolge zum Souper. Vor demselben hatte ich bereits wie früher vorzulesen begonnen und zwar aus den eben im Druck vollendeten beiden letzten Bänden meiner Beiträge zur italienischen Geschichte. Lange und angreifende Lectüre sollte ärztlicher Vorschrift zufolge vermieden werden, und so wünschte der König von diesen Episoden und Familiengeschichten einige kennen zu lernen, wie schon im vorhergehenden Jahre der Fall gewesen war. In den Vormittagsstunden trugen Manteuffel, Illaire und Niebuhr Geschäftliches vor, ohne länger als durchaus nöthig dabei zu verweilen; mir fiel dann zu, eingehende politische Depeschen vorzulesen. Der 18. Juni wird mir in der Erinnerung bleiben. Die traurige neuenburger Ange=

legenheit ging zu Ende. Wir haben gesehen wie zweifelhaft die Chancen dieser Angelegenheit noch zu Anfang April waren und wie die Vereitelung des italienischen Reiseprojects des Königs wesentlich dadurch veranlaßt worden ist. Die Unterhandlungen waren dann fortgesetzt worden, und am 26. Mai hatte die londoner Conferenz, an welcher mit Preußen Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland und die Schweiz theilnahmen, den Tractat stipulirt, durch welchen der König auf die durch den 23. Artikel des wiener Vertrags ihm bestätigten Rechte an Neuenburg-Valendis für sich und seine Nachfolger verzichtete. Der Wunsch, die seit Jahren schwebende Streitfrage endlich aus der Welt zu schaffen und die Lage der durch die neuesten Vorgänge hart geschädigten Getreuen möglichst zu verbessern, vermochte den König endlich zur Verzichtleistung. Herr von Balan, der damals die Staatssecretärs-Geschäfte im auswärtigen Amt besorgte, hatte die Ansprache des Königs an seine neuenburger Unterthanen eingesandt; ich las sie am 18. Juni dem Könige vor. Er fand sie dem Zweck entsprechend und wünschte nur veränderten Ausdruck inbetreff der Zurückweisung der sogenannten Entschädigung, welche die Schweiz gegen alles Schicklichkeitsgefühl auf die Hälfte dessen reducirt hatte, was der König festgestellt hatte. Er empfand, daß er nicht mit sich markten lassen konnte, und verzichtete ganz darauf. In seiner Gegenwart machte ich die kurze Veränderung und am folgenden Tage unterzeichnete er das Actenstück. Ich sah klar wie die Sache ihn angriff. Man hat oft bemerkt, die ganze Angelegenheit habe nicht die Bedeutung verdient, welche Friedrich Wilhelm ihr beilegte. Aber es war nicht das Object an sich welches solche Bedeutung für ihn hatte.

Vom Anfang der schweizer Wirren an hatte er erkannt wie die Revolution in dieser Frage einen Ausgang fand und sich öffentliches Recht beizulegen und zu behaupten suchte. Der Sonderbundkrieg hatte ihm über die sich geltend machenden Tendenzen keinen Zweifel gelassen. Die centrale Lage dieses neutralen Staates und dessen Zusammenhang mit drei großen Nationalitäten gab für ihn dem Aufpflanzen dieser Fahne eine größere Wichtigkeit, als der specielle Fall haben mochte. Die Ereignisse in Neuenburg zeigten ihm daß er die Sache nicht unterschätzt hatte. Man weiß durch den Bunsenschen Briefwechsel, wie er zu Anfang des Jahres 1854 seine Haltung im Krimkriege, eine „echte und autonome Neutralität" wie er sie nannte, von der durch England zu leistenden Garantie des europäischen Besitzstandes und dem Versprechen abhängig machte, in und durch den zu erlangenden Frieden sein treues Neuenburg ihm ohne Bedingungen wieder zu verschaffen. Man weiß auch wie wenig auf eine solche Bedingung Rücksicht genommen wurde und vielleicht genommen werden konnte, und wie wenig der Vertreter Preußens in London, seiner Individualität nach und infolge seines schon bestimmten Ideengangs, der Mann war, für die Intentionen seines königlichen Herrn zu wirken. Die Ereignisse des Spätsommers 1856 hatten dann eine Krisis herbeigeführt, welche auf irgend eine Weise zu einer Lösung führen mußte. Vielleicht war vonvornherein eine Wendung dieser Krisis im Sinne des Königs unmöglich. Persönliche Verhältnisse haben diese Ungunst noch gesteigert. Ich befand mich am 7. September in Sigmaringen bei Herrn von Sydow, welcher die schweizerische Gesandtschaft gewissermaßen in partibus mit dem Regierungspräsidium der hohenzollerischen Fürstentümer

verband, als derselbe durch den Telegraphen den Befehl erhielt sich nach Bern zu begeben, um mit dem schweizerischen Gouvernement wegen der neuenburger Angelegenheit, der Gefangennehmung der königstreuen Bürger zu unterhandeln. Am folgenden Tage fuhr ich, nach Italien zurückkehrend, mit dem Gesandten bis Zürich und hatte somit Gelegenheit seine Stimmung und Haltung zu erkennen. Es ist sehr fraglich ob eine geschicktere Behandlung eine wesentlich günstigere Wendung herbeigeführt haben würde, aber Herr von Sydow war der Letzte, der zu einer solchen Unterhandlung befähigt war. Von Gesinnung brav, gewissenhaft und wohlwollend, geschäftskundig, seinem Könige treu ergeben, war er am wenigsten der Mann, in einer Weise aufzutreten, welche der Stellung und der Aufgabe eines preußischen Gesandten hätte entsprechen müssen, und sein Mangel an Energie ist wol nie so auffallend hervorgetreten wie in diesem Falle, wo er sich Leuten gegenüber befand, für welche das Geltendmachen von Macht statt Recht durch die schroffsten Formen verschärft und verschlimmert wurde.

Ich bemerkte nur zu sehr wie erregt der König war. Das Verhalten Englands hat ihn bei weitem mehr gekränkt als dasjenige des französischen Kaisers. Letzteren hat er immer in dem Lichte und unter den Eindrücken betrachtet, die ihm von seiner frühesten Jugend an geblieben waren. Alles Napoleonische erschien ihm als constante Drohung gegen alle legitime Gewalt. An England hing er mit Leib und Seele. Er hat dem Eindruck, welchen das englisch-französische Bündniß auf ihn machte, einen äußerst scharfen und prägnanten Ausdruck geliehen, indem er es einen Incest nannte. Diese seine Ansicht von der neuenburger Frage,

welche ihm wie eine Rechtsverweigerung vorkam, hat er nie geändert. Die Entscheidung ist seiner letzten Krankheit nur um kurze Zeit vorausgegangen, aber sie hat diese kurze Zeit noch mit Bitterkeit erfüllt. Die Ansprache an die Neuenburger erschien bald nach dem Tage, an welchem ich sie ihm vorlas, im Staatsanzeiger.

Es ist, soviel ich weiß, der einzige peinliche Vorfall gewesen, welcher die Tage in Marienbad getrübt hat. Sonst blieben ihm unerfreuliche Geschäfte fern, obgleich die gewöhnlichen Vorträge ziemlich regelmäßig gehalten wurden. Die kurzen Abende waren wie gesagt leichteren geschichtlichen Materien gewidmet, wenn man überhaupt zum Lesen kam. Eines Abends las ich die Geschichte der römischen Barberini vor, in welcher der Kampf Papst Urbans VIII. wider Toscana, Parma und Modena eine Hauptrolle spielt; der König lachte laut und rief: „Das ist ja der Wasunger Krieg!“ Ich gestand, daß ich von diesem Krieg nichts wußte, und der König erwiderte: „Morgen lasse ich Witzlebens Büchlein für Sie kommen.“ Dann erging er sich über die Misère des Kriegswesens im vorigen Jahrhundert zwischen den kleinen deutschen Staaten, welche allerdings dem ein Jahrhundert früher zwischen den mittelitalienischen Staaten stattgefundenen Kampfe auf ein Haar ähnlich sah. Man weiß, daß die Darstellung des damaligen Majors A. von Witzleben, welcher das herzoglich coburg-gotha'sche Regiment commandirte und jene Affäre, die an Lächerlichkeit ihres gleichen sucht, nach den Acten schilderte, hie und da böses Blut machte, da dieselbe in der That einer Komödie täuschend ähnlich sieht.

Die Wochen verstrichen so ziemlich in derselben Weise wie im vorangegangenen Jahre. Früh morgens Promenade

am Brunnen, Nachmittags längere Ausfahrten, gegen Abend noch Lustwandeln, wozu die nähere Umgebung manche Zielpunkte bot. Das Wetter war im Allgemeinen günstiger als beim ersten Besuch; zum Theil brannte die Sonne so, daß sie das Gras versengte, dicker Staub auf den Landstraßen lag, aber heftige Regenschauer stellten bald das Gleichgewicht wieder her ohne zu lange zu währen. Mehrfach wurde das Diner in Bellevue in Gesellschaft mancher Eingeladenen eingenommen. Unter den Curgästen befanden sich mehre, die dem Könige meist von früher her bekannt waren oder zu ihm in Beziehung traten. Zu diesen gehörte Gräfin Dohna-Dönhofftädt, Fürstin Fugger-Babenhausen, Graf und Gräfin Adlerberg, Fürst Friedrich Schwarzenberg der Landsknecht, General von Ramming, Graf Wickenburg, Graf Folliot de Crenneville u. A., zu denen sich gegen das Ende zu die Bekannten vom vorigen Jahre Marquis und Marquise von Londonderry gesellten. Der weiteste Ausflug führte nach Schloß Königswart. Das Schloß bietet inbezug auf Architektur nichts Bemerkenswerthes dar, die Lage ist angenehm, der Park durch den Wechsel von schönen Felsen- und Baumpartien anziehend. Die Menge historischer Erinnerungen wetteifert mit deren Mannigfaltigkeit. Das vorige Jahrhundert ist reich vertreten, Maria Theresia und Friedrich der Große haben sich hier im Frieden zusammengefunden, den sie im Leben nicht gekannt haben. Fürst Kaunitz fehlt bei seiner Gebieterin nicht, und Trierer Churfürsten erinnern an die rheinische Vergangenheit des nach dem deutschen Osten verpflanzten Geschlechtes. Reich an Souvenirs ist aber begreiflicherweise das 19. Jahrhundert, und neben Kaiser Napoleon begegnen wir seiner österreichischen Gemalin und seinen

Schwestern, Pauline Borghese und Caroline Murat, welche uns Metternichs pariser Zeit vergegenwärtigen. Neben ihnen sehen wir die drei Gemalinnen des Fürsten, unter denen die zweite, die geborene Leykam, Gräfin Winneburg, überaus anmuthig mit ihrem wehmüthigen Ausdruck erscheint. Unter den in den Sälen und Zimmern im krausesten Gemisch aufgestellten oder aufgestapelten Kunst- und anderen Gegenständen findet sich des Geschmacklosen genug. Eine zweite Fahrt führte nach Königswart zum Diner, an welchem die bekannten Reisenden Brüder Schlagintweit, von Humboldt und Andern empfohlen, theilnahmen.

Am 27. Juni fand die Einweihung des hübschen evangelischen Bethauses durch den Ober-Consistorialrath Hoffmann statt, zu welcher der Domchor von Berlin beschieden war. Es war eine schöne Feier, welche durch den trefflichen Gesang dieses Chors noch besondere Weihe erhielt. An dem Abend desselben Tages hatten die Curgäste Gelegenheit, die berliner Sänger zu bewundern, welche im Saal des neuen Badehauses ein Wohlthätigkeitsconcert gaben, und einige Tage später Nachmittags bei dem Jägerhause nochmals vor einer großen vom Könige zugelassenen Gesellschaft sangen. Nächst den Aufführungen der sixtinischen Capelle habe ich classischen Kirchengesang nie vollkommener vortragen gehört als von diesem schon erwähnten Chor, welchen man Friedrich Wilhelm IV. verdankte.

Die der Badecur bestimmte Zeit nahte sich ihrem Ende. Man konnte mit derselben vollkommen zufrieden sein. Der König war die ganze Zeit über wohl und heiter gewesen und hatte an der ungezwungenen Geselligkeit beständig und gerne theilgenommen. Die Anwesenheit der Großherzogin

Alexandrine, deren gleichmäßige Gemüthsart Störungen, wenn sie ja vorgekommen wären, abgewiesen haben würde, war ihm besonders zusagend. Er besuchte gelegentlich selbst das Theater, obschon es ihm nicht viel Bedeutendes bieten konnte. Am Morgen des 5. Juli fand die Abreise statt, um 6 Uhr Nachmittags war der König in Carlsbad, so wohl und so wenig ermüdet, daß er sich nach der gewöhnlichen Promenade begab, wo eine Menge Curgäste versammelt waren, unter ihnen der regierende Fürst von Liechtenstein, die Fürsten Bentheim und Esterhazy, General Graf Degenfeld, Baron Mecséry u. A., von denen einige zum Souper eingeladen wurden. Am folgenden Tage ging die Fahrt nach Teplitz, wo die Königin und die Großherzogin, welche vor dem König Marienbad verlassen hatte, verweilten. Am 7. nach dem Diner in der Wohnung der Königin trat der König die Reise nach Wien an, welche für ihn verhängnißvoll werden sollte. Die Hitze war sehr bedeutend gewesen und wurde durch starke Regenschauer nur momentan unterbrochen. Die Straßen von Marienbad und Carlsbad aus waren äußerst staubig gewesen, und die Fahrt hatte unter solchen Umständen den König belästigt, ohne daß er sonst etwas Uebles merkte. Ich werde mich stets erinnern, wie er nach der Tafel um 4 Uhr in österreichischer Uniform erschien, um die Reise anzutreten, zu welcher er nur seine militärischen Begleiter mitnahm, während wir Uebrigen nach Berlin vorausgehen sollten. Es war schwüle Luft, und man merkte, daß die Uniform ihm unbequem war. Es ist das letzte Mal gewesen, daß ich den König anscheinend in vollkommener Gesundheit gesehen habe.

Am Abende verließ ich Teplitz und traf am folgenden

Vormittag in Berlin ein. Ich wollte die mir durch des Königs Reise gewährte Muße benutzen, um einen Ausflug nach Marienburg und Danzig zu machen. Die Geschichte des Ordensstaats, die Beschreibungen der Hochmeisterburg, namentlich die von Joseph von Eichendorff, die anmuthigen und anschaulichen Schilderungen in Ludwig Passarge's „Aus dem Weichseldelta" nebst Carl Schulze's trefflichen Radirungen aus den Straßen Danzigs hatten meine Sehnsucht nach diesem nordöstlichen Theile des Vaterlandes rege gemacht, und meine Erwartung so von dem Schlosse „auf der Nogat grünen Wiesen", wie von der großartigen und eigentümlich pittoresken Hansestadt und von dem anmuthigen Oliva wurde nicht getäuscht. Nach Berlin zurückgekehrt, stand ich am 16. Juli im Begriffe mich nach Potsdam zu begeben, um den König bei seiner Heimkehr zu begrüßen, als ich durch den Ministerpräsidenten die Kunde erhielt, diese Heimkehr sei durch Unwohlsein in Dresden verzögert worden. Ich war weit entfernt zu ahnen wie ernst der Vorfall gewesen war. Erst später vernahm ich durch die Königin den Zusammenhang. Die rasche Reise bei drückender Hitze, die Aufregungen mehrfacher Art während des wiener Aufenthalts, die sogleich darauf folgende Rückreise, die hohe Temperatur im Schlosse zu Pillnitz, wahrscheinlich auch die Gemüthsbewegung, welche die Besprechungen in Wien veranlaßt hatten, alles das war auf den König eingestürmt. Sein Zustand war ein sehr besorgnißerregender gewesen. Er hatte in Pillnitz Abends die Besinnung nicht verloren, sich aber stundenlang in einer zwischen Aufregung und Ermattung schwankenden Verfassung, wie zwischen Traum und Wachen und ohne die Fähigkeit sich aussprechen zu können befunden. Dann war Ruhe eingetreten,

Sprache und volles Verständniß zurückgekehrt, sodaß die Sache vorüber schien und man nach einiger Zeit an die Fahrt nach Potsdam denken konnte. Am 18. Juli um Mittag fuhr ich nach Sanssouci und war bei der Ankunft der verwitweten Kaiserin von Rußland zugegen, welche der König auf dem Bahnhofe abgeholt hatte und ins Schloß führte. Ich konnte den König und die Königin nur einen Augenblick sprechen und kehrte nach der Marschallstafel, welche durch das russische Gefolge, größtentheils das vom vorigen Jahre, überdies Baron Brunnow und Graf Wielhorski sehr zahlreich wurde, nach Berlin zurück, wo ich durch Graf Heinrich Redern, den Gesandten in Dresden, welcher die Majestäten von dort begleitet hatte, manches Detail über die dortigen Vorgänge erfuhr.

Die nächsten Tage waren unbehaglich genug. Der König sollte so ruhig wie möglich bleiben, aber dazu war unter den Umständen, wie sie momentan in Sanssouci sich gestaltet hatten, sehr geringe Aussicht. Am 23. war ich nochmals in dem Schlosse und sah König und Königin eine Zeitlang vor der Tafel, welche wieder nur Familientafel war. Der König ängstigte mich; er war erhitzt und aufgeregt, klagte über Mangel an Gedächtniß, äußerte sich überhaupt höchst unzufrieden mit seinem Zustande. Die Königin verhehlte mir ihre Besorgniß nicht: nur die Kaiserin schien wohlauf. Es war große Gesellschaft da, außer der Großherzogin Alexandrine und dem Prinzen Albrecht, Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande, Großfürst Michael und seine Braut die Prinzessin Cäcilie von Baden, Prinz Wilhelm von Baden. Abends wurde der Thee in den Sälen des Schlosses eingenommen. Der König ließ Humboldt, den

Grafen Schuwalow und mich an den runden Tisch rufen, schien ruhiger und in besserer Stimmung, ließ sich florentiner Photographien vorlegen und von den Orten erzählen, die ich eben besucht hatte, und die ihn von seiner Jugend an aufs lebendigste interessirten. Ich war von dem Ministerpräsidenten nach Florenz entlassen worden, aber der König bestimmte, daß ich nach der Abreise der Kaiserin auf eine Zeitlang nach Sanssouci zurückkehren sollte, nachdem ich einen Ausflug nach Wilhelmsthal gemacht haben würde.

Am 3. August kehrte ich nach Sanssouci zurück. Die Herrschaften waren zur Feier des Erinnerungstages nach Charlottenburg gefahren, wo sie die Nacht verbrachten. Es war ruhig geworden und ich bezog wieder meine gewohnte Wohnung in der Mühle. Vormittags kehrten König und Königin zurück, und Ersterer schien mir ungleich wohler, als ich ihn verlassen hatte. Das gewohnte Leben nahm wieder seinen Anfang; der einzige noch gebliebene vornehme Gast, Prinz Wasa, verließ das Schloß an demselben Tage. Humboldt, Kleist, Ranke waren zu Mittag und Abend Gäste; Letzterer war mein Nachbar in der Mühle, kehrte aber am folgenden Tage nach Berlin zurück. Er wurde durch Rauch ersetzt, welcher stets der liebenswürdigste Gesellschafter war. Der König schien die Nachwehen des Krankheitsanfalles überwunden zu haben. Die Morgenstunden waren den Geschäften gewidmet; nach der Tafel, welche meist auf den kleinsten Kreis beschränkt blieb, wurden manche längere Spazierfahrten unternommen. Auch an Wasserfahrten fehlte es nicht. Eine Dampfbootfahrt, an welcher Prinz und Prinzessin Carl und die Fürstin Liegnitz

theilnahmen, führte nach dem Werder mit seiner malerisch gelegenen Kirche und nach Baumgartenbrück. Längere Spaziergänge, an welchen gelegentlich Herr von Olfers, von Kleist u. A. sich betheiligten, hatten die entfernteren Punkte des Parks und seiner Umgebungen zum Ziel. Der Thee wurde zum Theil in den Zimmern des Schlosses oder auf der Terrasse servirt, während ebenfalls nach Charlottenhof gewandert wurde. An einem schönen Abende, nachdem der Hofrath Schneider dort ein Capitel aus der älteren Geschichte Potsdams vorgelesen hatte, legte das königliche Paar mit der Fürstin Liegnitz und dem Prinzen August von Württemberg den größten Theil des Rückweges zu Fuße zurück. Auch an mich kam wieder die Reihe des Vorlesens. Ich hatte eben einen längeren Aufsatz über Abdankung und letzte Tage König Victor Amadeus' I. von Sardinien vollendet, wozu D. Carutti's Geschichte der Regierung dieses Königs, vom Verfasser mir zugesandt, mir die erste Idee gegeben hatte und den ich in späteren Jahren nach Einsicht der in Turin aufbewahrten authentischen Materialien bedeutend erweitert habe. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, diesen Aufsatz vorzulesen, aber auf eine zufällige Frage des Königs, woran ich eben arbeite, nannte ich den Stoff, worauf der König sogleich einfiel: „Sie müssen mir das vorlesen — ich kenne die Geschichte zu ungenau und wünsche mit den wahren Umständen derselben vertraut zu werden." Die Vorlesung nahm zwei Abende in Anspruch, und diese wahre Tragödie machte auf den König und auf die übrigen Zuhörer einen Eindruck, der mich beinahe bereuen ließ, daß ich überhaupt der Sache Erwähnung gethan hatte.

So verstrichen die Tage friedlich und ruhig, und ich bin immer der Meinung geblieben, daß eine Fortsetzung dieser Lebensweise die Gesundheit des Königs ernstlich gebessert und die bald darauf folgenden traurigen Ereignisse vielleicht verhindert, jedenfalls noch weit zurückgedrängt haben würde. Das Wetter war zum Theil sehr heiß, aber heftige Regengüsse unterbrachen die Glut und ließen den prachtvollen Park und die herrliche Umgebung Potsdams vielfach genießen. Mäßige Beschäftigung, wobei namentlich das Arbeiten in den Spätnachmittagsstunden vermieden wurde, häufiger Aufenthalt in der freien Luft und kleine, nicht ermüdende Gesellschaft waren dasjenige, dessen der König unter den damaligen Umständen dringend bedurfte. Ich verweilte in Sanssouci bis zum 13. August. Am vorhergehenden Tage war der Cardinal-Erzbischof von Cöln, von der Cur in Carlsbad zurückkehrend, Gast der Majestäten. Er saß bei der Tafel dem Könige gegenüber, und der cölner Dinge, wie sie sich in den letzten Jahren befriedigend entwickelt hatten, sowie der Dombauangelegenheit in ihrem lebendigen Fortgange wurde begreiflicherweise vornehmlich gedacht. Nach Tische wurde eine schöne Fahrt bis zum Werder unternommen. Abends verabschiedete ich mich bei König und Königin, die mich mit größter Güte entließen. Ich war keineswegs ohne Besorgniß, denn des Königs Wesen gefiel mir nicht. Obschon es sich in den letzten Tagen wesentlich gebessert hatte, glaubte ich einen Wechsel zwischen Aufregung und Ermattung wahrzunehmen. Aber mir kam nicht in den Sinn, was so bald eintreten sollte.

XIII.

Des Königs Erkrankung. Tegernsee und Sanssouci. 1857—1858.

Mein Weg führte mich von Sanssouci zunächst nach Düsseldorf. Der König hatte mir einen Auftrag an den Fürsten Carl Anton von Hohenzollern ertheilt, in Bezug auf die Angelegenheiten des Johanniter-Malteserordens. Der große Aufschwung, welchen die protestantische Ballei des Ordens in den jüngsten Jahren genommen, hatte schon seit längerer Zeit den Gedanken nahe gelegt, den zahlreichen katholischen Rittern, die das Kreuz größtentheils durch Verleihung von dem Magisterium in Rom erhalten hatten, einen Zusammenhang zu verschaffen, der seit der Auflösung des deutschen Großpriorats fehlte, von welchem wie bemerkt nur noch das österreichisch-böhmische Priorat bestand. Die Verbindung deutscher katholischer Ritter sollte zunächst der ersten Aufgabe des Ordens, dem Wohlthätigkeitswesen zugute kommen, wie es sich bei der protestantischen Genossenschaft so fördernd erwiesen hatte. Der König meinte, die geeignete Person zum Vorstande einer solchen Corporation könnte der Fürst von Hohenzollern sein. Dieser war von meiner bevorstehenden Ankunft in Kenntniß gesetzt, und ich wurde am

folgenden Tage, den 14. August, zu ihm in den Jägerhof, seine damalige Residenz, beschieden. Eine längere Unterredung mit dem Fürsten zeigte mir, daß dieser mehr Schwierigkeiten in der Sache sah, als dem Könige erschienen sein mochten, und daß die Angelegenheit jedenfalls längerer Erörterung bedurfte. Die Krankheit des Königs und die infolge derselben eingetretenen großen Wechsel, welche auch den Fürsten Carl Anton nahe berührt haben, ließen die Sache ins Stocken gerathen, und die nachmaligen ohne Betheiligung von oben erfolgten Vereinbarungen der schlesischen und der rheinisch-westfälischen Ritter, welche, soviel mir bekannt, nur Devotionsritter sind, hat blos einen Bruchtheil dessen erfüllt, was damals beabsichtigt war.

Von der Rheinprovinz aus ging ich über Brüssel nach Paris und von dort nach einem Besuche in Rouen über den Mont-Cenis nach Turin, und kehrte über Genua nach Florenz zurück, wo unterdessen Papst Pius IX., aus der Romagna kommend, in der zweiten Hälfte des August einen vierzehntägigen Aufenthalt gemacht hatte. Ich hatte dem Könige unterwegs mehrfach geschrieben und erhielt Anfangs October durch den Geheimen Kämerier Schöning eine Zeichnung der Mühle von Sanssouci, welche der Monarch durch den jungen Maler Julius Schlegel für mich hatte anfertigen lassen. Die zahlreichen Besuche, hieß es, hätten die Zeit im Schlosse völlig in Anspruch genommen. Ich war auf dem Lande, in der Nähe der Mediceischen Villa Poggio a Cajano, als ich am 10. October Abends ein mir von Florenz nachgesandtes Telegramm erhielt, welches die Kunde der lebensgefährlichen Erkrankung des Königs brachte.

Die Ereignisse, wie sie sich in den letzten Wochen in

Sanssouci gestaltet, die Aufregungen mancher Art durch Besprechungen, evangelische Allianz, Truppenübungen, Besuche, welche des Königs krankhafte Stimmung unendlich steigern mußten, endlich die Katastrophe selber sind zu bekannt, als daß ich dabei zu verweilen brauche. Ueber meine eigenen Empfindungen bei der Nachricht brauche ich ebensowenig etwas zu sagen. Am folgenden Morgen kehrte ich nach der Stadt zurück, um den eintreffenden Nachrichten näher zu sein, die Anfangs kaum einen Hoffnungsstral ließen, daß das theure Leben erhalten werden würde. Dann verkündeten sie Rückkehr des Bewußtseins und der Sprache. Ich konnte mir den Eindruck lebendig vergegenwärtigen, den der Abendgottesdienst in der Friedenskirche, mit dem Bibeltext von Hiskias' schwerer Erkrankung und dem Propheten Jesaias, hervorgebracht haben muß. Allmählich wurden die amtlichen Nachrichten besser, aber was ich durch Privatbriefe von Nahestehenden erfuhr, lautete traurig genug, und ließ, wenn überhaupt, so nur äußerst langsame Wiederherstellung des geistigen Zustandes hoffen. Es ergriff mich tief, als ich gegen Ende des Monats die Kunde von der gleichzeitigen Erkrankung Niebuhrs erhielt, welche der des königlichen Herrn ähnelte, und den man schon todtgesagt hatte. Sein Buch Assur und Babel, der Versuch eines Ausgleichs zwischen der biblischen Chronologie und den Ergebnissen neuerer Forschungen und Funde, das auch seinen Gegnern, wenn sie es verstanden, Achtung einflößte, erschien in dem Moment, als sein Geist sich umnachtete und sein Körper zusammenbrach. Man hat sein Leiden mit den Unannehmlichkeiten in Verbindung gebracht, welche ein räthselhafter Diebstahl ihm anvertrauter, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmter Papiere ihm zuge=

zogen haben soll. Der Vorfall gehörte jedoch dem Jahre 1856 an, und ich bin seitdem mehrfach mit ihm in Briefwechsel gestanden und habe ihn während des zweiten Besuches in Marienbad täglich gesehen, bin mit ihm nach Berlin zurückgereist, ohne eine Spur von Störung oder auch nur Wechsel zu bemerken, mochte auch seine Gesundheit zu wünschen lassen. Von meinen persönlichen Beziehungen zu ihm kann ich nur Gutes melden, und sein herbes Geschick, das ihn nach dreijährigem Leiden erst dreiunddvierzig alt abrief, ist mir nahe gegangen.

Ich hatte dem Prinzen von Preußen geschrieben, welchem die Stellvertretung seines königlichen Bruders, zunächst auf drei Monate übertragen worden war. Am 16. November erhielt ich von Sr. Königlichen Hoheit folgenden Brief:

„Sanssouci 10. 11. 57. Für Ihr freundliches Schreiben vom 4. d. M. sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Es ist ein schweres Verhängniß, welches unsere Familie und das ganze Vaterland getroffen hat.

Es geht mit der Genesung des Königs langsam vorwärts, und namentlich seit einigen Tagen ist die zusammenhängende Klarheit auffallend im Zunehmen, sodaß schon ganze und mehre Sätze ohne Irrung gesprochen werden, welche letzteren sich auf Oertlichkeiten und Namen hauptsächlich beziehen. Ob noch für den Winter die italienische Küste, Venedig, Nizza aufgesucht werden wird, ist ganz unsicher; wenn dies der Fall, so hoffe ich, zieht man Sie in die Gesellschaft des Königs, da gerade Ihr Umgang Demselben ersprießlich sein würde, da Sie es verstehen würden, seinem lebendigen Geiste Nahrung zu gewähren ohne ihn zu überlasten, was vor allem vermieden werden muß, noch auf lange!

Meine Stellung ist gewiß ein Opfer zu nennen, das ich dem König und dem Staate bringe, denn leicht ist dieselbe wahrlich nicht und wird auch wenig lohnend sein, da der eigene Wille ganz gebunden ist.

Ihr Prinz von Preußen."

Wenige Tage später erhielt ich vom Ministerium den Befehl, mich nach Rom zu begeben, um an Stelle meines Freundes von Thile, den ein drohender schwerer Fall in der eigenen Familie nach Hause rief, die Geschäfte der dortigen Gesandtschaft zu übernehmen. In der That traf dieser fast unmittelbar darauf auf der Durchreise in Florenz ein, von wo er die Reise nach kurzem Verzug fortsetzte. Am 28. November war ich in Rom. Bald nach meiner Ankunft kam mir ein dem Geh. Kämerier dictirtes, aus wenigen Zeilen bestehendes Schreiben des Königs zu, welchem er sein gewöhnliches Monogramm F. W. R. beigefügt hatte; es war das letzte Mal, daß ich dies Zeichen auf einem an mich gerichteten Blatte erblickte. Nach des Königs Erkrankung hatte ich meine Privatbriefe an ihn eingestellt, war aber angewiesen worden, sie wieder aufzunehmen, wofür ich nun Dank erhielt. Die Nachrichten während dieses Winters waren abwechselnd, im Ganzen aber traurig genug, obschon sie bei der Eröffnung der Kammern durch den Ministerpräsidenten von Manteuffel im Januar 1858 einigermaßen besser lauteten. Der königliche Hof verweilte wie gewöhnlich im Schlosse von Charlottenburg, und man sah den Kranken häufig im Thiergarten und auch in den Straßen Berlins umherfahren, körperlich wohler, während man über seinen geistigen Zustand wenig Günstiges vernahm. Von dem Versuche eines Aufenthalts im Süden hatte man bald ganz Abstand genommen. Ich brauche nicht

daran zu erinnern, daß es dieser Winter war, während dessen am 25. Januar die Vermälung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin von Großbritannien stattfand. Das freudigste und glücklichste Ereigniß fiel in eine recht traurige Zeit, eine Zeit der Ungewißheit und banger Spannung.

Zu Anfang Mai kehrte Herr von Thile auf seinen Posten zurück und ich verließ das Capitol nach einem Aufenthalte von fünf und einem halben Monat, während dessen mir namentlich wiederholte Begegnung mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen Großfürstin Helene von Rußland, welche längere Zeit in Rom verweilte, große Freude bereitet und angenehmste Erinnerung hinterlassen hat. Zu Anfang dieses Winters war ich aber durch eine Nachricht schmerzlich berührt worden — es war die vom Tode Rauchs, der am 3. December in Dresden erfolgte. Nicht gar lange vorher hatte er mir noch seine Photographie mit freundlichen Zeilen übersandt, zum Andenken an so viele miteinander zugebrachte Stunden. Von Rom ging ich zunächst nach Maccarese, der großen in den Niederungen der Campagna zwischen Fiumicino und Palo gelegenen Besitzung des Fürsten Rospigliosi, welche mit ihren Büffelheerden auf den mit Sümpfen abwechselnden Wiesen ein so eigentümliches Bild der Natur und Wirthschaft dieser Strandgegenden bietet. Ueber Civitavecchia nahm ich dann den Weg durch die toscanischen Maremmen, deren nördlicher Theil mir seit dem Frühling 1832 wohlbekannt war, während ich den südlichen, von Montalto bis Grosseto mit Einschluß des schönen und merkwürdigen Vorgebirges des Monte Argentaro damals zum erstenmal besuchte, um sodann nach Florenz zurückzukehren. Am 1. Juli schrieb ich von dort an den König nach Tegernsee, wohin derselbe

sich kurz vorher begeben hatte. Bald darauf erhielt ich, ohne es noch zu erwarten, den Befehl mich dahin zu begeben, während das Ministerium mir längern Urlaub ertheilte. Die Reise führte mich über Livorno zur See nach Genua, dann ohne Aufenthalt über Arona, den Lago maggiore und den Bernhardin nach Chur, worauf ich einen Tag in Ragaz rastete und das merkwürdige Pfäfers nebst der Schlucht oder richtiger Felsspalte mit der wildschäumenden Tamina besuchte.

Am Nachmittage des 20. Juli war ich in Tegernsee. Meine Wohnung war in dem dicht neben dem Schlosse gelegenen Pfarrhause, wo ich Stüler zum Nachbar hatte. Die königliche Familie kehrte gegen Abend von einer längeren Spazierfahrt zurück und ich ging um acht Uhr ins Schloß, um mich vorzustellen. Man versammelte sich eben zum Thee in den schönen Räumen des ersten Geschosses, als ich eintrat. Der König kam mir entgegen, begrüßte mich herzlich und sagte völlig zusammenhängend, er freue sich, daß ich gekommen sei, er habe Schweres durchgemacht, fühle sich aber wohler. Ich war tief bewegt bei diesem Wiedersehen. Der König sah wohl aus, während nur sein Blick mir etwas trüber als gewöhnlich vorkam; seine Bewegungen waren völlig frei, seine Haltung gut. Die Königin bezeigte mir die gewohnte freundliche Güte, Prinz Carl von Baiern hieß mich in seinem Hause willkommen. Die Gesellschaft bestand blos aus der Prinzessin Alexandrine Tochter des Prinzen Albrecht, deren Obhut die Königin übernommen hatte, und dem Gefolge der Majestäten, den Gräfinnen Dönhoff und Hacke, Major von Treskow und Prinz Kraft zu Hohenlohe die auch im vorangegangenen Jahre mit in Marienbad gewesen, und Stüler. Der Prinz sah Abends seine eigenen Ange=

hörigen nicht, um nur seinem Schwager und seiner Schwester Gesellschaft zu leisten. Prinz Carl von Baiern war der liebenswürdigste Wirth. Seine angeborene Güte vereinigte sich mit seiner Courtoisie, um ihn nur an das denken zu lassen, was seinen Gästen angenehm sein konnte. Während der in Tegernsee verbrachten Wochen habe ich vollauf Gelegenheit gehabt, ihn kennen und lieben zu lernen. Er war ein durchaus edler Charakter und von den angenehmsten Formen. Die Höflichkeit, welche an die beste Zeit französischer Sitte erinnerte, vereinigte sich bei ihm mit größter Güte, Leutseligkeit und Einfachheit. Sein Wesen war deutsch, und während seine Umgangsformen leicht, gewandt und liebenswürdig waren, erfüllte ihn echter Patriotismus, der ebenso wie bei seinem Bruder König Ludwig nicht darauf hindeutete, daß ihre Jugend unter starken fremdländischen Strömungen verflossen war. Dieser Patriotismus hatte einen specifisch baierischen Anstrich, und man mußte es dem Prinzen schon nachsehen, wenn manche Richtung neuerer Zeiten nicht mit seinen Ansichten übereinstimmte, denn in diesen Ansichten war nichts Engherziges noch Schroffes. Seine Besitzung in Tegernsee, einst der Lieblingsaufenthalt seiner königlichen Eltern, die hier so manche wohlthuende Erinnerung hinterlassen haben, war ihm ans Herz gewachsen, und er freute und bemühte sich, seiner Schwester, welche gleich ihm in ihrer Jugend glückliche Tage hier verlebt hatte, die in vielen Beziehungen so verschiedene und ernste Gegenwart so angenehm, als er nur immer vermochte, zu machen. Indem ich des trefflichen Prinzen gedenke, bei dem ich noch zwei Mal an demselben Orte, im Herbste 1862 mit der Königin, dann nach deren Hinscheiden im Juli 1875, nur vier

Wochen vor seinem jähen Tode, angenehme Tage verbrachte, kann ich mich eines trüben Eindrucks nicht erwehren bei der Erinnerung an den Sommer 1866, als das Geschick ihn in den Kampf gegen einen Staat, mit welchem er so manche Beziehungen unterhalten hatte, und gegen Männer führte, denen er persönliche Achtung und Theilnahme widmete. Es ist ein arger Irrtum gewesen, den Prinzen Carl von Baiern, der, wenn er sich auch gerne und viel mit militärischen Dingen beschäftigte, seit seiner Jugend nichts mehr vom Kriege gesehen hatte, in welchem er sich einst brav gehalten, in späten Jahren an die Spitze eines Armeecorps zu stellen, welches aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt und ohne rechte Einheit sowol im Commando wie in den Mannschaften, unter den ungünstigsten Verhältnissen in den Krieg zog. Des Prinzen letzte Lebenszeit ist dadurch verbittert worden, und er ist sozusagen nicht wieder aus der Einsamkeit eben dieses Tegernsee hervorgetreten, wo er am Ende seiner irdischen Laufbahn auch die Wintermonate ferne von fast aller Gesellschaft zugebracht hat.

In den ersten Tagen des Aufenthalts in Tegernsee schien eine merkliche Besserung im Zustande des Königs eingetreten zu sein. Er fühlte sich bei weitem freier, wurde heiterer, in seiner Rede war mehr Fluß und Zusammenhang. Die Königin und Alle um ihn gaben sich der lebendigsten Hoffnung hin. Aber der Fortschritt blieb aus. Wechselnde Stimmungen traten ein, auf größere Klarheit folgte wieder ein Sinken, die Traurigkeit, welche vom Beginn der Krankheit an ein Merkmal derselben gewesen war, nahm zu Zeiten überhand. Dennoch war das Befinden ein solches, daß die Hoffnung der Genesung nicht aufgegeben zu werden brauchte.

Aehnliche Zustände, wie man sie hier bemerkte, haben sich in solchen Fällen oft genug wiederholt. Das zunächst bemerkbare Zeichen der Störung war das Verwechseln der Worte, welches mit der eintretenden Verwirrung in den gut und klar begonnenen Sätzen zusammenhing. Hiemit war auch Schwierigkeit des Verstehens in größerm oder geringerm Maße verbunden. Mehr als auf Anderes bezog sich Beides auf Eigen- und Ortsnamen sowie auf Zahlen. Die Umgebung des Königs hatte sich mit Papierblättern und Bleistift versehen, um dann, wenn ein Name schwer verstanden wurde, denselben aufzuschreiben, worauf das Verständniß sogleich erfolgte. Denn die Idee war klar, das Gedächtniß war sozusagen ungeschwächt, der Zusammenhang fehlte nicht, wol aber das Vermögen des Ausdrucks. Der König empfand es nur zu sehr, und dies war der Grund der Trauer, die auf ihm lastete. Es war wie eine Wolke über seiner Stirne, die er mit der Hand zu verscheuchen versuchte. Die Anstrengungen, die er machte, seiner Rede Klarheit zu verleihen, waren zu Zeiten so groß wie peinlich, denn er ließ nicht ab, bis er sich möglichst verständlich gemacht hatte. In freier Luft war ihm am wohlsten; das Vorlegen bildlicher Darstellungen förderte die Unterhaltung am meisten, indem sie ihm auch das Finden des Ausdrucks zu erleichtern schien. Die Welt, die ihn umgab, äußerte auf sein Inneres noch auf lange hin einen belebenden Eindruck, und es war als ob ein Sonnenstral auch noch anders als durch das Auge in ihn dränge. Die Eigentümlichkeit dieses Zustandes und die Art und Weise wie der König mit dem ihn bedrückenden Unvermögen kämpfte, erläutern am besten ein paar Beispiele, die zwar späterer Zeit angehören, aber hier schon erwähnt

werden mögen, um ein deutlicheres Bild von ihm zu geben. Am Tage nach der Ankunft in Florenz war ich verhindert gewesen, mit dem Könige auszufahren, während sein Weg ihn nach dem, seiner Wohnung auf dem linken Ufer des Arno gegenüberliegenden malerischen Hügel von Bellosguardo führte. Abend kam ich zum Thee, und der König wollte mir mittheilen, daß er den Namen der Villa nicht wieder vernommen habe, die er im Herbste 1828 mit Herrn von Rumohr besucht hatte. Ich erkundigte mich bei den Herren vom Gefolge nach den verschiedenen Villen und nannte dann selber die mir bekannten, aber der König sagte bei jedem Namen: Nein, und wandte sich nach dem vergeblichen Hin- und Herrathen an seine neben ihm sitzende Gemalin mit der Frage: Wie hieß die Dame, welche Du in (nun kam die Schwierigkeit des Nennens des Ortsnamens, welcher die Bezeichnung der Stadt mit den Canälen, also Venedigs abhalf) gekannt hast? Die Königin erwiderte: Meinst Du die Gräfin Marin? Nein, nein, fiel der König ein; die Dame, deren Name mit dem der Villa Aehnlichkeit hat. Nun war mir die Sache sogleich klar und ich sagte: Eure Majestät meinen die Villa Albizzi. Diese Villa hatte mit dem Besitzer auch den Namen geändert. Der König aber war in seinem Ideengange auf den Namen der Gräfin Isabella Albrizzi Teotochi gekommen, der ihm durch den Gleichklang den Weg zu der Nennung des von ihm gesuchten Namens gewiesen hatte.

Eines Nachmittags in Rom fuhr der König nach der Villa Ludovisi, von dem Prinzen Hohenlohe und von mir begleitet. Beim Umherfahren in den prachtvollen Laubgängen wollte er an den Namen desjenigen erinnert

werden, in dessen Beisein er bei seinem ersten Aufenthalt in der ewigen Stadt diese berühmten Anlagen gesehen hatte, konnte aber wie gewöhnlich nicht den Namen nennen. Ich war völlig unvermögend, ihm zu helfen, denn nachdem ich alle genannt hatte, von denen ich irgendwie glauben konnte, daß sie bei jenem Besuche zugegen gewesen wären, hatte ich den rechten nicht getroffen. Es war des Königs Eigentümlichkeit, daß er in solchen Fällen nicht abließ und keinerlei Einlenken in andere Gesprächsgegenstände duldete, sondern immer wieder auf denselben Gegenstand zurückkam. Ich fand aus dem Resultat meiner Nachfragen blos heraus, daß es ein Diplomat gewesen sein mußte, aber welcher? Der König sagte: Unser guter Freund hatte ihn geschickt — das „guter Freund" war eine Form, deren er sich oft bediente, aber sie gab mir geringen Anhalt. Ich nannte einige der Diplomaten, von denen mir erinnerlich war, daß sie in jener mir nur durch Lectüre oder von Hörensagen bekannten Zeit in Rom gewesen waren, aber der König sagte immer Nein. Endlich fügte er hinzu: Unser guter Freund, der zu uns gekommen ist, der sieben hatte und drei behielt. Jetzt ging mir ein Licht auf, und ich sagte rasch: Der König der Niederlande. Ja, ja, fiel der König ein, der, welchen er geschickt hatte. Ich erwiderte: Der Graf de Celles ist's, den E. M. meinen. Der König war erfreut und sagte: Ich wußte wohl, daß Sie darauf kommen würden. Ich brauche nicht zu bemerken, welchen eigentümlichen Ideengang mein hoher Herr gemacht hatte, und wie er sich an die Erinnerung der Folgen der Revolution des Jahres 1830 anklammerte, um König Wilhelm und seinen Botschafter beim heiligen Stuhl zu bezeichnen.

Man begreift aber auch, daß die Conversation bisweilen einem Rätselspiel ähnlich sehen konnte. Es kam auf die augenblickliche Stimmung an, in welcher der König sich befand; im Allgemeinen aber waren die Anfänge seiner Rede klar, während er im Verlaufe sich verwickelte, es bemerkte und dann in Traurigkeit verfiel und die Sache aufgab. Man mußte die Sätze so einfach und so kurz wie möglich formuliren, um besser von ihm verstanden zu werden. Allmählich gewann seine Umgebung darin mehr Uebung, sodaß die Anstöße so viel als möglich beseitigt wurden. Die Königin hat sich immer ihrem Gemal am verständlichsten zu machen gewußt, ein großes Glück, da sie so viel mit ihm war. Wie gesagt, ging bei der Vorlegung von Ansichten oder von Kunstblättern, namentlich architektonischen und sonstigen bildlichen, alles am besten von statten; die Anschauung belebte den König sichtbar und gab seinem Ausdruck größere Sicherheit, wozu auch die ihm gebliebene Lebendigkeit der Erinnerung beitrug. Von Vorlesungen war nicht viel mehr die Rede. Ich habe dem Könige seit den letzten Abenden in Sanssouci nichts mehr vorgetragen, denn sein Verständniß historischer Dinge schien mit der Fähigkeit des eigenen Ausdrucks gemindert, oder aber es machte ihm Mühe, längeren oder gar verwickelten Darstellungen zu folgen. Anderes ist gelegentlich gelesen worden, aber nicht dabei anwesend, kann ich über die Wirkung nicht urteilen. Die Fähigkeit des Schreibens schien anfangs mit jener der mündlichen Aeußerung verloren, und wenn sie sich auch nach einiger Uebung wieder einstellte, schien sie doch Mühe zu verursachen. Die alte Lust am Zeichnen mit der Feder hat sich nicht wieder ein=

gestellt, obgleich man versuchte, durch Vorlegen von Blättern den König wieder daran zu erinnern.

Wenn nur das Wetter, in diesen Gebirgsstrichen so oft wechselnd und ungünstig, es erlaubte, machte der König schon am frühen Morgen Spaziergänge durch die nähere Umgebung, wobei er sich auch durch gelegentliche Regengüsse nicht stören ließ. Gegen Mittag wurde dann meist noch ein längerer Spaziergang gemacht, welchem Nachmittags weitere Ausflüge zu Wagen folgten. Frühstück und Mittagsmal nahm der König nur in Gesellschaft der Königin ein; Abends nahm das Gefolge am Theetische Platz, wobei Prinz Carl niemals fehlte. Bei ihm speisten wir regelmäßig an der Mittagstafel in Gesellschaft seiner beiden Töchter, der Baronin von Gumppenberg und der Gräfin von Drechsel mit ihren Angehörigen. Gelegentliche Besucher nahmen wol daran Theil, so die preußischen Gesandten Grafen Seckendorff und Heinrich Redern, General von Manteuffel der von Gastein kam, Graf Voß Buch, Graf und Gräfin Adlerberg, die von Marienbad eintrafen, und mehre baierische Minister. Der Prinz war der liebenswürdigste Wirth, der die Honneurs seines schönen Schlosses aufs vollkommenste machte. Seine Schwester, die verwitwete Kaiserin von Oesterreich, und die Königin Marie von Baiern kamen zu kurzem Besuch bei ihren hohen Verwandten, denen sie große Freude bereiteten. Die Kaiserin theilte mit ihrer Schwester, Königin Elisabeth, die Jugenderinnerung an Tegernsee, die Königin Marie war dem preußischen Königspaar immer sehr lieb gewesen.

Die ganze nähere und fernere Umgebung wurde besucht. Der König stieg zu Fuß die Höhen beim Westerhof und Lieberhof hinan und wanderte kräftig und unverdrossen durch

die parkähnlichen, zu dem See sich hinabsenkenden Auen. Des Prinzen schnelle Rosse führten dann zu entfernten Punkten, nach dem Bade Kreuth, welches mit seinen baumreichen Höhen, seinen grünen Pelousen, seinen geräumigen und gut gehaltenen Gebäuden und seiner erquickenden Waldluft den angenehmsten Eindruck machte, nach dem hinter dem Bade gelegenen wildpittoresken Wolfschluchtthal, nach Georgenried mit seiner reizend gelegenen Capelle jenseit des Sees, um den ganzen See herum nach Egern, Kaltenbrunn, St. Quirin und andern Orten. In bedeutender Höhe erscheinen die schönen Anlagen vom „Bauer in der Au" wie ein großer Park. Eine der schönsten Fahrten führte nach Tölz im Isarthal, wo der Calvarienberg den Anblick der oberbaierischen Gebirgskette bietet. Wahl, mit prächtigsten Bäumen und anmuthigen Blicken in das tiefe felsige Mangfallthal, der Rottach-Wasserfall, dem das häufige Regenwetter um so größere Schönheit verlieh, das Sellbachthal, der anmuthige Schliersee mit seinem von zahlreichen hübschen Ortschaften belebten Thale, alle diese und andere Orte wurden besucht, und die Fahrten zu Lande wechselten mit denen über den See. Die große Menschenfreundlichkeit des Prinzen Carl hatte ihm in dem ganzen Lande, dem er so viele Wohlthaten erwies, Verehrung und Anhänglichkeit gewonnen, die sich überall in den Blicken der Bewohner und der Art, wie sie ihn und seine Gäste empfingen, aussprach. Eines Tages fuhren wir an einer Anlage in der Nähe des Sees vorüber, wo eine Menge alter Pferde weidete. Es waren die unbrauchbar gewordenen Bewohner seines Marstalls, denen er hier das Gnadenbrod gab, da er es nicht übers Herz bringen konnte, sich ihrer auf irgend eine Weise zu entledigen. Die

alte Einfachheit lebt unter den Bewohnern dieser schönen Gebirgsstriche fort, mit der Sicherheit und Unbesorgtheit vor Eingriffen in Hab und Gut.

Des Königs Gesundheit blieb nicht immer gleich gut. Anfangs August, nachdem er bereits einige Tage mehr oder minder angegriffen gewesen war, hatte er einen leichten Podagraanfall, der aber bald der Behandlung Schönleins wich. Dieser verweilte in Tegernsee nur einige Tage und an seine Stelle trat Dr. Böger, dessen bereits Erwähnung geschehen ist, von da an, auch wenn der Generalstabsarzt Grimm anwesend war, des Königs steter und treuer Begleiter, nach dem Ausdruck der Königin Arzt und Wärter, Berather und Tröster in Einer Person. Nicht sowol das leichte Unwohlsein wirkte auf des Königs Stimmung ein, als die Nothwendigkeit eines Entschlusses inbetreff des nahenden Herbstes. Im vorausgegangenen Winter war, wie schon bemerkt, von einem Aufenthalt im Süden die Rede gewesen. Nun trat die Frage gebieterisch heran. Der König war wohler, aber die Luft- und Ortsveränderung war doch weit entfernt gewesen, die Wirkung hervorzubringen die man erhofft hatte. Ein zweiter Winter in Charlottenburg schreckte ab. Die im Falle längerer Abwesenheit von der Heimat nöthigen Vorkehrungen ließen indeß längere Zeit nicht zu einem wirklichen Entschluß kommen, und als man doch einen Aufenthalt in Italien für rathsam hielt, weckte der Gedanke bei dem Könige eine Art Beängstigung und eine Traurigkeit, die wieder davon abstehen ließen, unmittelbar von Tegernsee aus sich nach dem südlichen Tirol zu begeben, welches in Aussicht genommen war. So wurde denn beschlossen, zunächst nach Sanssouci zurückzukehren, da immer noch Zeit genug

zur Ausführung des gedachten Vorhabens und Manches zu ordnen blieb. Der König wurde ruhiger und heiterer, nachdem dies abgemacht war; man merkte, wie schwer es auf ihm gelastet hatte, der Heimat Lebewohl zu sagen, während er sich im Innern so gedrückt fühlte.

Der 29. August sollte der letzte in Tegernsee zugebrachte Tag sein. Das Wetter hatte uns zum Theil recht schlecht behandelt, und am 26. lag Schnee auf dem Blauberg hinter Kreuth. Aber wir verließen ungerne das friedliche freundliche Thal. Hier ist noch keine ernste Bergnatur, wol aber das Liebliche und Anmuthige derselben, und Menschenhand hat das Ihrige dazu beigetragen, alles umher zu verschönern. Das Schloß, diese ehemalige reiche Benedictinerabtei, im Innern vielfach verschönert und namentlich mit den beiden Gattungen farbigen Marmors geschmückt, der in der Nähe gebrochen wird, mit einer Menge von Gemälden und andern Kunstsachen und Erinnerungen, war durch den Prinzen, der hierin das Beispiel seiner durchlauchtigen Eltern befolgte, zu einer so bequemen- wie heitern Wohnung gemacht worden. Die Park- und Gartenanlagen umher waren geschickt angelegt und trefflich gehalten; der lange Laubengang, der sich vom Schlosse längs des Ufers hinzog, bot bei Sonnenbrand wie beim Regen einen angenehmen Ort zum Lustwandeln dar, welchen der König oft benutzt hat. In der ganzen Umgebung herrschte Wohlhäbigkeit, und zahlreiche Ortschaften, hübsch gelegen und mit den bald schlanken, bald den Hauben der münchener Frauenkirche nachgeahmten Kirchthürmen, belebten nach allen Seiten hin das Land, während die meist weit angelegten, mit Galerien und vorspringenden Dächern versehenen Bauernhöfe die Auen bis hoch hinauf schmückten. — Des Prinzen

Courtoisie und Liebenswürdigkeit und die angenehme durch seine Angehörigen uns gebotene Geselligkeit trugen begreiflicherweise viel dazu bei, uns den Ort lieb zu machen. Der 29. war ein Sonntag. Nach der Mittagstafel fand die Abreise statt. In der Nähe von Holzkirchen, wo die Eisenbahn begann, wurde Halt gemacht, um noch einmal den Blick über die herrliche Gebirgskette schweifen zu lassen, die sich hier in all ihrer Schönheit darbietet. Auf dem münchener Bahnhofe waren Prinz und Prinzessin Luitpold und die Infantin Prinzessin Adalbert anwesend, ihre Verwandten zu begrüßen; die Herzogin Max fuhr bis Augsburg mit, von zweien ihrer Töchter begleitet. Gegen Abend waren wir in dem Gasthofe zu den drei Mohren, diesem alten Fuggerschen Hause, wo der König immer gerne eingekehrt ist. König und Königin blieben mit der Herzogin allein, deren Töchter mit dem Gefolge den Thee einnahmen. Die ältere war die Braut des Herzogs von Calabrien. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich diese schöne junge Prinzessin nach kaum dritthalb Jahren in Rom wiedersehen würde, nach Bedrängnissen und Schicksalen, wie sie in dieser Art kaum jemals Königinnen begegnet sind, Schicksale, die ihren frischen Muth und ihre Entschlossenheit auf eine harte Probe stellten, welche sie glorreich bestanden hat.

Am folgenden Morgen besuchte der König den Dom und ein in der Nähe der Stadt gelegenes Fuggersches Schloß, von welchem man eine weite und schöne Aussicht über das nicht malerische, aber gesegnete Land genießt. Abends war man in Nürnberg im Gasthofe zum Rothen Roß. Am 31. ging es Vormittags nach Bamberg, wo König und Königin den Dom und das mehr große als bedeutende fürstbischöfliche

Schloß besichtigten und Nachmittags unter Schönleins Führung ein Schönbornsches Jagdschlöß, Seeburg, besuchten, eine dem Verfall sich nähernde Reliquie der Rococozeit. Der König war wohl und in guter Stimmung. Der majestätische Dom mit seinen gewaltigen Pfeilerhallen und seinen schönen Monumenten machte sichtlichen Eindruck auf ihn, obgleich die von der zu radicalen Restauration geschaffene Leere ihn nicht ansprach. Abends beim Thee, als von dem Monument Heinrichs II. und der Kaiserin Kunigunde die Rede war, gedachte der König der dramatischen Dichtung Zacharias Werners, welche ihm mit ihrem phantastischen Reichtum der Poesie in seiner Jugend Eindruck gemacht haben muß. Die Hindeutung auf dieselbe war nur halb verständlich, aber er stimmte lebendig zu, als ich die Worte der Widmung dieses eigentümlichen Drama's recitirte: „Was ich von dir gedichtet, hat anders zwar berichtet der heilige Bericht." Am 1. September ging's über Hof nach Leipzig, wo die beiden Königinnen von Sachsen, die regierende und die verwitwete, im Hotel de Bavière ihre Schwester und deren Gemal erwarteten und mit ihnen im engsten Kreise den Abend verbrachten. Ein alter und treuer Anhänger und Verehrer des Königs, Carl Witte, war von Halle herübergekommen, um seinen hohen Herrn, der ihm und seinen Arbeiten stets lebendiges Interesse gewidmet hatte und ihn wol scherzhaft Wittekind nannte, noch einmal zu sehen; es geschah am folgenden Morgen vor der Abreise nach Röderau, wo die sächsischen Majestäten Abschied nahmen. Vor drei Uhr erfolgte die Ankunft auf dem anhaltischen Bahnhof, wo der Prinz von Preußen in den Salonwagen einstieg und bis zum potsdamer Thor mitfuhr. An der Fasanerie am Park

von Sanssouci standen die königlichen Wagen bereit, und bald war man im Schlosse, um welches herum die prächtigste Vegetation noch all ihren Reichtum zur Schau stellte.

Man war zu Hause, aber was nun? Die von einer Luftveränderung erhoffte Wirkung hatte sich nicht bestätigt. Der Zustand hatte sich einigermaßen gebessert, von einer Veränderung, welche Genesung in Aussicht stellte, war jedoch nicht die Rede. Die Reise war sehr langsam zurückgelegt worden, und der König hatte sie gut ertragen. Er war im Ganzen körperlich rüstig und beweglich. Wie in Tegernsee machte er auch in Sanssouci täglich längere oder kürzere Spaziergänge und Nachmittagsfahrten, wenn nur das Wetter es irgendwie gestattete. Die näheren Umgebungen wurden in den Vormittagsstunden sämmtlich besucht, und auch längere Wanderungen ermüdeten den König nicht, der sich in der freien Luft immer am wohlsten befand. Das hübsche Lindstedt, wo eine antikisirende, nachmals reich geschmückte Villa im Entstehen war, Charlottenhof, woran sich so viele liebe Erinnerungen knüpften, das Erdgeschoß des Neuen Palais, wo die französische Bibliothek Friedrichs des Großen in ihren verblichenen Einbänden an alte Zeit erinnerte und die mit dem Jahre 1787 beginnenden Fremdenbücher in eine weit hinter uns liegende Vergangenheit zurückführten, das Marmorpalais mit dem neuen Garten, alle diese Stätten wurden besucht. Längere Fahrten führten nach Caput, wo König Friedrich Wilhelm III. gerne verweilte, gegen Werder zu, nach dem Wildpark, wo große Schaaren Hirsche und Rehe sich am Rande der Waldung auf den grünen Triften sonnten, nach dem Brauhausberge jenseit Potsdam, wo der Blick über den Strom und die Stadt weithin schweift, selbst nach

den Rabensbergen im potsdamer Forst, wo die Gegend sich an malerischen Punkten so reich zeigt. Man fuhr wol nach dem Babelsberg, um dann durch dessen schönen Park und den von Glienicke längs der Havel zu wandern. Gerade damals war der Mittelbau der Orangerie mit seinen großartigen Räumen vollendet worden, und man kam eben mit der Einrichtung des Raffaelsaales zustande, in welchem die großentheils aus der Zeit des hochseligen Königs stammenden Copien der bedeutendsten Werke des Urbinaten vereinigt wurden. Man weiß, wie Friedrich Wilhelm III. sich mit guten Nachbildungen von Raffaels Hauptwerken zu umgeben liebte und den im Ganzen einfachen Räumen des von ihm bewohnten Kronprinzenpalais einen Schmuck verlieh, der von seinem geläuterten Geschmack und feinen Sinn zeugte. Sein Sohn hatte die Zahl dieser Copien durch viele neue bedeutend vermehrt, und so lag, als das Palais zur Benutzung durch Prinz Friedrich Wilhelm umgestaltet werden mußte, der Gedanke nahe, diese Bilder zu einer eigentlichen Galerie zu vervollständigen und zu sammeln; der Gedanke war ein glücklicher, die Ausführung eine entsprechende. Man hat nun, seit dem Herbste 1858, in dem majestätischen und in Bezug auf Beleuchtung äußerst vortheilhaften Mittelbau der Orangerie eine raffaelische Galerie vor sich, wie sich keine ähnliche findet. Nicht ohne Wehmuth kann man daran denken, daß derjenige, welcher diese schöne Sammlung plante und anlegen ließ, nicht mehr deren vollen und ungestörten Genuß gehabt hat, obgleich er sie wiederholt besuchte und gerne in den prächtigen Räumen verweilte, denen sich schöne Gemächer mit Kunstwerken aller Art, zum Theil mit den prächtigen Hildebrandtschen Landschaften aus Palästina, und die Terrasse

anschlossen, die den Blick auf Bornstedt und den Ruinenberg bietet.

Der Herbst rückte vorwärts, das Wetter, anfangs noch großentheils sehr warm, wurde unstet und verhinderte nicht selten Gänge und Ausfahrten. Bisweilen war man aber noch Abends auf der Terrasse, wo der König wol auf- und abwandelte und gelegentlich nach dem Billardzimmer des Cavalierhauses ging, ohne aber das Spiel zu versuchen. Gegen Ende September stand der prachtvolle Komet am Himmel, dessen Schweif gerade in jenen Tagen einem feurigen Reiherbusche glich und die Blicke fesselte. Zum Thee kamen wol Gäste, die zur Intimität des Hofes gehörten. Des Königs Stimmung war wechselnd, ich erinnere mich, wie er eines Abends, als die Gräfin von Ingenheim zugegen war, mit welcher er immer gern Conversation gemacht hatte, sich so heiter zeigte, daß man die beste Hoffnung hätte hegen können. Aber solche glücklichen Momente waren nur vorübergehend. Es wurde dafür gesorgt, ihm Kunstblätter, namentlich Photographien von Sculpturen und Architektur vorzulegen, woran sich dann, namentlich wenn Stüler zugegen war, die Unterhaltung leichter und zusammenhängender anknüpfte. Das Mittagsmal nahmen die Majestäten wie bisher allein ein; für das Gefolge und Gäste war Marschalltafel in den Neuen Kammern. Am 2. October kam Humboldt, der vom König empfangen wurde und mit uns speiste. Bald nach der Rückkehr von Tegernsee hatte ich ihn in Berlin besucht und gefunden, wie schwer er es ertrug, nicht mehr wie früher in der täglichen Gesellschaft des Monarchen zu sein. Er wollte oder konnte es sich nicht klar machen, wie verändert die Umstände waren, und daß es eine

Unmöglichkeit war, ihn dem Könige gegenüber eine Conversation aufnehmen zu lassen, wie sie ihm zur andern Natur geworden war, dem kranken Herrn aber nur geschadet haben würde. Soviel mir bekannt, hat er an jenem Tage diesen zuletzt gesehen, denn am 11. des Monats, wo er noch einmal in Sanssouci zum Besuche war, ist er, wie ich glaube, nicht bei dem Könige gewesen. Er war in sein neunzigstes Jahr getreten, und während er noch geistig lebendig war, zeigte sein Aeußeres, seine gebückte Haltung und seine unsichere Bewegung nur zu sehr die Spur des Alters, dessen Ziel so nahe gerückt war.

Zwei Entscheidungen waren zu treffen. Um den Winteraufenthalt handelte es sich, es handelte sich zugleich um die künftige Vertretung des Königs in der Regierung. An einen nochmaligen Winter in Charlottenburg dachte man nicht. Gegen den 25. September schien es festzustehen, daß man zunächst nach Meran und im Spätherbste von dort nach Italien gehen sollte. Dann traten wieder Schwankungen ein, worauf man sich doch für Meran fest entschied. Einige Tage lang war der König sehr angegriffen und traurig, dann besserte sich seine Stimmung wieder. Die Frage der künftigen Gestaltung der Regierung drängte zur Entscheidung. In des Königs Nähe waren die Meinungen getheilt. Mehr als einer seiner vertrauten Räthe war der Ansicht, die bisherige Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen sei auch fernerhin eine genügende Auskunft; nicht blos in Bezug auf die Geschäfte urteilten sie so, sondern gleichfalls, weil sie die Aufregung fürchteten, welche sie von der Anregung der Frage einer wirklichen Regentschaft bei dem Könige erwarteten. Allerdings war die Sache nicht völlig unbedenklich und ver-

langte reife Erwägung. Der Ministerpräsident hat sich genaue Berichte über den Zustand des Königs von den Aerzten und von denen, die stets um ihn waren, erstatten lassen; die eigentliche Entscheidung ist dann von der Königin ausgegangen. In Uebereinstimmung mit denen, die den Kranken am meisten zu beobachten Gelegenheit hatten, ist sie zu der festen Ansicht gelangt, daß dieser durch die ihm zu machende Eröffnung nicht auf eine ihn gefährdende Weise berührt werden würde. Denn den König hat das Bewußtsein der Behinderung, mochte er es sich auch nie ganz klar machen können, worüber schwer zu urteilen ist, nie verlassen, ein tief in seiner Seele liegendes Bewußtsein des Unvermögens, welches eben den Hauptgrund seiner Betrübniß bildete. Die Königin empfand es, daß die Fortdauer der einfachen Stellvertretung im Falle längerer Abwesenheit von der Heimat, wie sie bevorstand, für den Prinzen, ihren Schwager, Schwierigkeiten schaffen, vielleicht zu politischen Unverträglichkeiten Anlaß geben konnte, welche man diesem nicht zumuthen konnte. In Uebereinstimmung mit Herrn von Manteuffel übernahm sie es, ihrem Gemal die Eröffnung zu machen. Diese ist anscheinend ohne wirkliche Erregung geblieben; der König vernahm das, was seine Gemalin ihm vortrug, in ruhiger Fassung und erklärte sich das zu thun bereit, was rathsam schien. Gegen Mittag am 7. October, am Tage nach dem traurigen Anniversar seiner Erkrankung, unterzeichnete er die Ansprache an den Prinzen, welche diesem die Regentschaft übertrug. Bald darauf begleitete ich ihn in den Raffaelsaal; ich merkte keine Veränderung in seiner Stimmung. Bei dem darauf folgenden Spaziergange aber, von dem Jakobischen Grundstück an der Havel über die Nedlitzer Fähre hinaus,

da wo die Bassewitz'sche Herme steht, wobei Stüler und ich des Königs Begleiter waren, erschien er mir ungewöhnlich niedergeschlagen und unklar.

An diesem Tage hat Friedrich Wilhelms IV. Regierung ein Ende genommen. Etwas über siebzehn Jahre hatte sie gewährt, als seine schwere Erkrankung ihr ein factisches Ziel setzte; zwei Wochen fehlten an der Vollendung des Jahres, während dessen der Prinz die Stellvertretung ausgeübt hatte. Man hat die zweite Hälfte dieser Regierung, die neun Jahre welche der Verwirrung von 1848 folgten, gemeinhin die Reactionszeit genannt, eine Bezeichnung, der man wol heute noch begegnet, nachdem die Erfahrungen eines Vierteljahrhunderts eines Bessern belehrt haben müßten. Nicht Reaction, Restauration waren diese Jahre, Reaction allerdings gegen Verderbliches und Unverständiges, welches innerhalb sechs Monaten nur darum so viele Macht hatte gewinnen und sich so ausbreiten können, weil der schmeichelnde Reiz falscher Ideen und gleißnerischer Theorien lange vorher Zeit gehabt hatte, die Köpfe zu verwirren. Die Bekämpfung solcher Ideen und Theorien war nöthig, das starke Preußen wieder zu gründen, an dessen Fundament man eben Brecheisen anzulegen versucht hatte. Glaubt man, die Obrigkeit von Gottes Gnaden, die feste monarchische Ordnung, das glorreiche historische preußische Königtum wäre ungeachtet des im Herbste jenes Jahres über die Anarchie errungenen unblutigen Sieges erhalten und neugekräftigt worden, wenn nicht der inmitten der noch währenden Aufregung entstandene unvollkommene erste Verfassungsentwurf eingehend und regelmäßig revidirt, wenn nicht den Bestrebungen Derer entgegengetreten worden wäre, welche nach fremdländischen, wahrlich

nicht verlockenden Mustern Preußen zum Segen der Herrschaft von Kammer-Majoritäten verhelfen, den Schwerpunkt der Regierung in das Ergebniß oft trügerischer, nie zuverlässiger Abstimmungen verlegen wollten? Glaubt man, das Heer, in den Prüfungsjahren 1848—1849 im Kampfe tapfer, in der Entsagung standhaft und treu, würde seinen glorreich bestandenen Aufgaben späterer Tage gewachsen gewesen sein, wenn sein oberster Kriegsherr es in der Krisis nicht vor zersetzenden Zumuthungen bewahrt, nach Abwendung der Gefahren nicht die in mehr denn dreißigjährigem Frieden entstandenen oder gesteigerten Unvollkommenheiten und Schäden erkannt und mit sicherer Hand die Umgestaltung, Fortbildung und Kräftigung begonnen hätte, welche sein Nachfolger nach größerem Maßstabe durchgeführt? Glaubt man, in angstvoll erregter Zeit würde in großen Städten der ruhige Bürger vor den Unternehmungen von Anarchisten und Barricadenmännern wie heute vor ihren Vettern, den Communarden und Dynamithelden, zu sichern gewesen sein ohne die schützende Maßregel des Belagerungszustandes, der freilich vor 1848 nicht dagewesen war, während man aber auch gewisse Zustände damals nur aus der Geschichte der Julirevolution kannte? Glaubt man, die Ausgleichung zwischen modern repräsentativen und alten ständischen Principien, Ansprüchen und Rechten liege so auf der Hand, daß man, wie 1848 geschehen oder versucht worden, nur frischweg aufzuheben und zu nehmen brauche, um eine sogenannte Gleichheit herzustellen, ohne ärgste reale Schädigung und bedenklichste Rechtsverletzung? Glaubt man, Preßfreiheit sei nur da, um schlimmsten Mißbräuchen aller Art freie Bahn zu lassen, und Repressivmaßregeln gegen diese letztern seien ein Hemmniß des

Fortschritts? Und doch hat man alles dies und vieles Andere noch den letzten Jahren Friedrich Wilhelms IV. zur Last gelegt und dieselben als Reactions-Epoche denuncirt. Es steht mir nicht zu, von den Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu reden. Welche des Königs eigenste Ansichten und Wünsche inbetreff der innern Constituirung derselben waren, liegt seit der Veröffentlichung seiner Briefe an Bunsen klarer vor, als es vielleicht mit seinen Ideen über irgend einen Gegenstand der Fall ist. Und wie immer man über Geist und einzelne Maßregeln der Verwaltung in Cultus-Angelegenheiten urteilen möge, so hat die in anderer Zeit unter dem Einfluß anderer Grundsätze eingetretene offenbare Krisis doch wol Manchem zu denken gegeben. Von den Verhältnissen der katholischen Kirche ist schon die Rede gewesen.

Was während dieser Jahre für die Fortbildung innerer Zustände wie für die Entwicklung der die Wohlfahrt des Landes und seine Verbindungen mit dem Auslande fördernden Institutionen und Hilfsquellen geschah, ist heute schon von denen anerkannt, die nicht ganz durch Parteiwesen geblendet sind. Die Bildung des Herrenhauses, wie immer die Meinungen inbetreff der Zusammensetzung desselben auseinandergehen mochten, die Reconstruirung des Staatsraths, welche allerdings infolge ihrer mangelhaften Basis den Bedürfnissen nicht entsprach, die Reactivirung der Provinziallandtage, gegen welche sich so heftige Opposition erhoben hatte, und die sich doch so wohl bewährt haben. Die Mehrung und Erleichterung der Handelsbeziehungen, die Anfänge einer preußischen Seemacht, durch welche der beim wiener Congreß über Preußen verhängte Bann mißgünstiger Ausschließung von der Nordsee durchbrochen wurde, der Segen einer Finanz-

verwaltung, welche auch in Zeiten großer Bedrängniß durch Befürchtung und positives Eintreten großer Verluste und jäher Werthschwankungen infolge von Kriegen, des orientalischen wie des chinesischen, welcher Deutschland von Silber entblößte, das Gleichgewicht zu wahren wußte — alles dies ist jenen Jahren zu verdanken. Was nach der von Preußen nicht gewünschten Wiederherstellung des alten Bundestags in seiner ungenügenden Verfassung von diesem Staate im Sinne einer befriedigenderen Gestaltung deutscher Dinge versucht worden ist, liegt nunmehr vor und straft die Beschuldigung Lügen, all' die schönen Pläne von 1848 seien ad acta gelegt worden. In gleichem Maße widersinnig und böswillig ist die Behauptung, der König habe sich immer mehr von den Geschäften zurückgezogen und deren Leitung einer „Hofcamarilla" überlassen. Wer Friedrich Wilhelm IV. auch nur oberflächlich gekannt hat, weiß, mit welcher Treue und Anstrengung er bis zum letzten Tage seines Wirkens, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit und Bequemlichkeit, der Erfüllung seiner Herrscherpflichten, mochten sie politisch, administrativ, militärisch sein, obgelegen und im klaren Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen gehandelt hat.

Ihm fehlte aber eines in diesen letzten Jahren, die alte Freudigkeit des Schaffens. Die trüben Eindrücke der Unglückszeit waren unvertilgbar. Seine Wünsche und Hoffnungen für Preußen und Deutschland waren nicht in Erfüllung gegangen. Er hat die beschworene Verfassung treu beobachtet, aber sie entsprach dem Baue nicht, der ihm vor der Seele gestanden war. Und weit weniger noch als die Gestaltung der Dinge im eigenen Lande, konnte ihm, nach

allen Hoffnungen und Aspirationen, nach allen Mühen und Opfern, die Verfassung des Deutschen Bundes Befriedigung gewähren, deren tiefe Schäden und Unverträglichkeiten er in der ersten Hälfte seiner Regierung erkannt hatte, deren Mangel an Fundament und Bestand nach der von ihm geübten zweifachen Entsagung ihm, man kann sagen mit jedem Tage offenbarer wurde, eine Einsicht, die ihn im vorhergegangenen Jahre zu der Reise nach Wien bewogen hatte, welche der nächste Anlaß zu seiner Erkrankung gewesen ist. Der König erkannte klar, daß die durch Oesterreichs Einwirkung auf die Mittelstaaten wieder ins Leben gerufene Bundesverfassung den Wünschen, Ansprüchen, Bedürfnissen der Nation nicht entsprach, daß der zwischen Oesterreich und Preußen fortbestehende Antagonismus alles gedeihliche Zusammenwirken unmöglich machte und dem Auslande gegenüber Deutschland als solches ohnmächtig erscheinen ließ, daß eine Collision drohte, wenn man nicht zur Einigung gelangte. In Wien war man von dieser seiner Ansicht sehr wohl unterrichtet, aber man unterschätzte deren Bedeutung, einmal weil man sich einredete, ein günstiger Moment für Preußen wie 1849 kehre nicht wieder, sodann weil man immer noch an Olmütz dachte, ohne sich klar zu machen, wie die Umstände, innere wie äußere, sich seit Olmütz verändert hatten, umsomehr in einem Moment, wo Oesterreich sich mit jedem Tage mehr durch eine Erhebung in Italien bedroht sah. Wie wenig aber diese Macht zu bewegen gewesen ist, selbst in ernstester Lage ein Zugeständniß an Preußen zu machen, hat sich, nicht zwei Jahre später, bei den Verhandlungen über die preußische Hilfe in eben diesem italienischen Kriege gezeigt. Des Königs Versuch, durch persönliche Besprechung in Wien einen Ausgleich

herbeizuführen, scheiterte. In den letzten Zeiten seiner Thätigkeit ist ihm, der an der durch die alte Waffenbrüderschaft gestärkten Bundestreue so zähe festgehalten hat, die Möglichkeit wenn nicht die Unvermeidlichkeit der Entscheidung zwischen den beiden Mächten auf einem andern als dem diplomatischen Feld, wo das letzte Wort gesprochen schien, vor die Seele getreten.

Daß in der Verwaltung dieser Jahre Mängel vorhanden gewesen, Irrtümer begangen worden sind, einseitigen Tendenzen zu weiter Spielraum vergönnt worden ist, wer wird es im Ernste leugnen wollen? Hätte der König länger gelebt, so wäre Wechsel im Einzelnen vielleicht bald eingetreten; denn es fehlte viel daran, daß er mit Allem, was geschah, oder wie es geschah, einverstanden gewesen wäre. Die Lage hatte sich seit den Tagen, in denen die vorwaltende Richtung eingeschlagen wurde, so wesentlich modificirt, daß man solcher Veränderung Rechnung tragen zu müssen schien. Eine Verwaltung aber, welche inmitten so hochgehender Wogen ans Ruder getreten, das Staatsschiff unversehrt gelenkt und inmitten vieler und großer, innerer wie äußerer Schwierigkeiten ohne Gewaltmaßregeln Ruhe und Ordnung hergestellt und erhalten, den Ausbau einer neuen politischen Verfassung durchgeführt, eine Menge wirklicher Reformen und neuer Institutionen ins Leben gerufen und, was immer man sagen möge, Preußens Machtstellung und seine industrielle und commercielle Blüte erhalten hat, darf auf billiges Urteil Anspruch erheben. Homogen war übrigens diese Verwaltung keineswegs. Zwischen dem Chef derselben und dem Minister des Innern, von Westphalen, der vielleicht den Ansichten des Königs in Bezug auf Verfassungsfragen

am nächsten stand, walteten bedeutende principielle Unterschiede ob, und der Cultusminister von Raumer, der am härtesten und oft ungerecht beurteilt worden ist, mochte allerdings den geistigen Ansprüchen des Königs nur unvollkommen entsprechen, und unwillkürlich dachte man an Altenstein und selbst an Eichhorn. Aber auch mit dem Ministerpräsidenten, einem praktischen Geschäftsmann und zu Concessionen geneigt, wenn sie ihm keine höheren Interessen zu gefährden schienen, war der König nicht immer einverstanden, und Herr von Manteuffel mag bisweilen einen schweren Stand gehabt haben. Ich habe schon darauf hingedeutet wie viel die Uebereinstimmung der Anschauungen zwischen Souverän und Minister zu wünschen ließ, und wenn kein Zwiespalt vorhanden war, fehlte doch jene höhere Einheit, die zu dauerndem Gelingen erforderlich ist.

Mehre von denen die dem Könige nahe standen, wurden ihm in seinen späteren Jahren entrissen. Am Weihnachtstage 1853 starb der General von Radowitz. Ich brauche mich hier über Charakter und Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes nicht zu verbreiten — ich habe ihn nicht persönlich gekannt, und seine Ansichten liegen in seinen Schriften vor; was er gewollt und erstrebt, erreicht und verfehlt hat, ergiebt sich aus der Geschichte seiner Zeit, wie immer die Urteile über ihn je nach den Parteistellungen auseinandergehen mögen. Manches wahre Wort über ihn hat ein Mann von Geist gesagt, der ihm nun auch seit Jahren in die Ewigkeit nachgefolgt ist, der Rheinländer Friedrich Blömer, zuletzt Mitglied des preußischen Obertribunals, welcher Radowitz im Jahre 1848 in Frankfurt kennen gelernt hatte. Ihn nicht gekannt zu haben, ist für mich immer Gegenstand leb-

haften Bedauerns gewesen; seine diplomatischen Stellungen, meine lange Abwesenheit von Berlin trugen die Schuld daran. Er hatte viele Gegner, und auch in nächster Nähe des Königs waren die Meinungen über ihn getheilt. Diesem war seine Gesellschaft sehr angenehm. Lebendiger Geist, Gedankenfülle, Schlagfertigkeit, kolossales Gedächtniß, welches ihn jedoch gelegentlich zu Wagnissen verleitet zu haben scheint, waren bei ihm vereinigt. Eine Verschiedenheit des Empfindens zwischen dem Könige und ihm ergiebt sich aber aus einer kleinen Anekdote. Es war von Geisterwesen und Erscheinungen die Rede, und der König bemerkte: Ich glaube nicht daran, und kann mich doch einer Art Beängstigung nicht erwehren. Und ich, fiel Radowitz ein, glaube daran, verspüre aber keine Furcht. Des Königs Bemerkung war zarter und im Grunde wahrer. Ich habe die Anekdote von Herrn von Usedom, der anwesend war. Radowitz' entschiedene katholische Ueberzeugung entfernte ihn nicht nur nicht von den Gläubigen anderer Bekenntnisse, sondern bestärkte ihn in der Erwartung einstiger Wiedervereinigung, während er in der gemeinsamen Treue gegen die weltliche Obrigkeit und deren höchsten Träger das feste Band weltlicher Ordnungen sah. Wenige Wochen später, am 11. Februar 1854, starb Graf Anton zu Stolberg. Kein Mann von glänzenden geistigen Gaben, aber von redlichster geradester Gesinnung und von trefflichstem Herzen, loyal und anhänglich, billig und wohlwollend, Gott und dem Könige treu und ein Edelmann in der vollen Bedeutung des Wortes. Am 16. Januar 1856 wurde der vormalige Cultusminister Eichhorn siebenundsiebzigjährig abberufen. Seit den Märztagen von 1848 war er nur selten mit dem Könige zusammengetroffen, seit längerer Zeit seines leidenden Zustan-

des wegen gar nicht mehr, aber sein Hinscheiden mußte auf diesen einen wehmüthigen Eindruck machen, denn dieses Mannes Bemühungen um Aufrechterhaltung von Ordnung und Zucht in Kirche und Schule hatten bereits den Widerspruch geweckt, der in spätern Tagen so laut und heftig sich erhob. Von den Männern, die damals im obersten Rath der Krone saßen, waren nur noch sehr wenige am Leben. Zu diesen wenigen gehörte der Chef des Obertribunals, der vormalige Justizminister Uhden, dem Könige von seiner früheren Stellung als Geheimer Cabinetsrath vertraut und lieb und sein vornehmster Berather in den ihn persönlich oder sein Haus betreffenden juristischen Angelegenheiten.

Zwei Männer, die zu dem Könige in vertrautesten Beziehungen standen, hatte ich in den ersten Tagen meines ersten berliner Aufenthalts kennen gelernt und habe sie wiederholt genannt, General von Gerlach und Herr von Kleist. In ihren streng conservativen Ansichten übereinstimmend und Beide gelegentlich kaustisch und incisiv im Ausdruck, waren sie übrigens wie in der Erscheinung so in Manchem verschiedene Naturen. Der Eine klein, beleibt, beweglich, der Andere groß und ziemlich steif in der Haltung. Gerlach, einer von drei begabten Brüdern, vielseitig unterrichtet, scharfsinnig, witzig, freimüthig, war heiter und scherzhaft und suchte wol den Dingen eine komische Seite abzugewinnen, wenn er ihnen mit dem Ernst nicht beikommen konnte. Er hielt nie mit seiner Meinung hinter dem Berge und um die Wirkung war ihm nicht bange, aber er war zu gescheidt, um mit der Stirne gegen die Wand anzugehen und rechnete auf das Benefiz der Zeit. So lebendig er war, war er doch nicht unruhig. Seine Conversation war angenehm, weil er der

Widerrede Raum ließ und sich nicht ereiferte. Sein Urteil ist es doch wol gewesen, dem der König am meisten vertraute und Gehör schenkte. Das Wort über Napoleon: „Er ist doch ein dummer Kerl“ ist nicht von ihm, sondern vom alten Blücher, der klar voraussah, daß der Welteroberer seinem Verderben zurannte, aber Gerlach charakterisirte den Neffen, indem er den Onkel den „alten ehrlichen Napoleon“ nannte. Er hat noch die Trauer des letzten Leidensjahres seines königlichen Herrn und Freundes getheilt und ist ihm dann rasch nachgefolgt, in demselben Schlosse, wo er bessere Zeiten erlebt hatte. Kleist war ein Mann voll Wohlwollen und Herzensgüte, ein Freund der Jugend, anhänglich auch an Solche, mit denen er politisch nicht harmonirte, wenn er sie sonst schätzen gelernt hatte, und in seiner Anhänglichkeit standhaft. Aber es lag etwas Starres und Unnachgiebiges in ihm, auch in der Form, und er konnte mit seinen Syllogismen ermüden. Streng gegen sich, war er gegen Andere nicht gerade nachsichtig. Er war aus dem Staatsdienste ausgeschieden, weil er die constitutionellen Formen nicht annehmen wollte. Den Grafen Voß Buch, zu welchem der König großes Vertrauen hegte, und den Freiherrn von Senfft-Pilsach, auf dessen genauere Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. neuerdings großes Gewicht gelegt worden ist, habe ich wiederholt gesehen, aber nicht näher gekannt. So ist es mir auch mit Professor Stahl ergangen. Mein fortwährendes Kommen und Gehen hat auf meine Beziehungen wie auf meine Arbeiten nothwendig einwirken müssen.

Man hat sich über Friedrich Wilhelms IV. Verhältniß zu seiner Umgebung viele falsche Vorstellungen gemacht, und nach solchen Vorstellungen Urteile formulirt. Der König

zog Solche heran, in denen er Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen und Ideen, oder Annäherung an dieselben und Fähigkeit und Wollen zu deren Ausführung erkannte oder zu erkennen glaubte: von ihnen abhängig ist er nie gewesen. Als er zur Regierung gelangte, war er ein zu gereifter Mann und seine Ansichten standen schon zu fest, als daß er maßgebendem Einflusse hätte unterliegen können, der sich höchstens auf Modalitäten erstreckte. Seine persönliche Zuneigung zu den Personen macht hierin keinen Unterschied. Er hat im Laufe seiner Regierung Pläne aufgeben, auf Lieblingsideen verzichten müssen; Anderer Anschauungen, wenn sie ihm fremdartig waren, hat er sich nicht angeeignet. Es ist ihm damit wol wie mit factischen Nothwendigkeiten ergangen, denen er sich hat beugen müssen, wodurch wol Schwankungen seiner Regierung erzeugt worden sind, Schwankungen von denen keine Regierung frei bleibt, mag der Wille des Hauptes derselben noch so stark sein, weil keine isolirt da steht, welche man aber nicht diesem Haupte allein zuschreiben darf. Der König hat Irrtümer begangen, die meist, wenn nicht immer mit äußeren Anlässen zusammenhingen; in seinen fundamentalen Anschauungen hat er nicht geirrt und nicht geschwankt, und diese waren sein Eigenstes und nicht von Andern beeinflußt, und er hat nur sein Gewissen und seine geistige Verantwortlichkeit zu Rathe gezogen. Er hat das Loos aller Herrscher getheilt, ungeschickte oder unvollkommene oder gar verkehrte Ausführung seiner Ideen und Anordnungen; nicht in allen Fällen hat er dies erkannt noch zu erkennen vermocht, verderblichen Richtungen, wo sie sich zeigten, ist er immer entgegengetreten. Seine Inspirationen haben am Ende den Ausschlag gegeben, in dem Verhältniß, nach

welchem die menschlichen Dinge abhängig sind von menschlichem Sinnen und menschlichen Vorkehrungen. Aber er hat sich selber nicht genug gethan und dies Bewußtsein hat in den späteren Jahren wie eine Wolke auf ihm gelastet. Weder auf dem Gebiete des Staates noch auf dem der Kirche hat er das Ziel erreicht, nach dem er strebte. Seine Thätigkeit auf literarischem und wissenschaftlichem Felde ist durch solches Bewußtsein in gewissem Sinne berührt worden. Es war keine Abnahme des Interesses, das immer lebendig blieb; es war eine Abschwächung der Initiative, die sich in den spätern Jahren bemerklich machte. Es war die Wirkung von Enttäuschung und schweren Sorgen, wie von drückender Arbeitslast, die ihm wol zu Zeiten wie eine Sisyphusarbeit erscheinen mochte, wenn er der Bilder der Vergangenheit gedachte. Was ihm aber unverändert Erholung und Erfrischung bot, war die Kunst. Sie ist ihm treu geblieben und hat seine Liebe reich gelohnt.

Ich kehre zu dem Moment der definitiven Niederlegung der Regierung zurück. An dem auf diesen wichtigen Entschluß folgenden Tage, den 8. October, fuhren die Majestäten nach Berlin zur Besichtigung der Ausstellung in der königlichen Akademie der Künste, wo aber der König nicht lange verweilte, da das Anschauen ihn ermüdete und verwirrte. Die Königin kehrte später in Begleitung des Prinzen von Preußen zurück, welcher wiederholt in Sanssouci war. Am 9. wurde die Regentschaft proclamirt. Tags darauf, es war ein Sonntag, statteten vor der Tafel König und Königin der neuen Orangerie noch einen längeren Besuch ab, mit mehren ihrer hohen Verwandten, die zum Abschiednehmen gekommen waren, Großherzogin Alexandrine, Prinz und

Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Prinzen Albrecht und Friedrich (der Prinzregent war nach dem Gottesdienst nach Berlin zurückgekehrt), mit denen man dann in das Paradiesgärtlein hinabging, wo einige sich verabschiedeten. Auf einen regnerischen Morgen war ein schöner Nachmittag gefolgt, und die Sonne ging glänzend unter. Abends kamen Kleist und Stüler, die immer einigen Fluß in die Unterredung brachten. Der Montag sollte der letzte Tag in Sanssouci sein. Der König ging noch einmal nach der Orangerie, wo er sich auf dem gepolsterten Sitz in der Mitte des Raffaelsaales niederließ. Ich war bei ihm. Längere Zeit blieb er da sitzen, still und in sich gekehrt, ohne auf die Bilder oder auf Mittheilungen zu achten — wer weiß, was in seiner Seele vorging! Am Abende war er augenscheinlich sehr müde und bewegt. Humboldt war vor Tische noch einmal von Berlin gekommen und blieb zur Marschallstafel. Wie gesagt glaube ich nicht, daß er bei dem Könige war.

An diesem Tage habe ich ihn zum letztenmale gesehen, und die Ahnung trog nicht, daß das Ende seiner irdischen Laufbahn nahe war. Von Meran aus schrieb ich ihm, um ihm von dem Ergehen des Königs Kunde zu geben. Gegen Ende October wurde er von einem neuen schlagähnlichen Anfall betroffen und schwebte in Lebensgefahr. Aber er blieb völlig geistesklar, war nicht bettlägerig und erholte sich bald. Nach Florenz zurückgekehrt, erhielt ich von ihm folgendes Billet:

„Mein uralter Freund Biot legt große Wichtigkeit auf eine Drucksache, die ich Ihnen wegen Galilei schicken soll. Mögen diese Zeilen Sie . . . schon in Florenz finden. Ihr

treuester Al. Humboldt. Neu-Berlin, den 16. November 1858."

Die Druckschrift war: „La vérité sur le procès de Galilée. Articles de M. Biot, extraits du Journal des Savants . . . 1858."

Es war das Letzte, was ich von ihm empfing: die Schrift war noch unleserlicher als gewöhnlich. Er starb am 6. Mai 1859, wenige Tage vor des Königs Rückkehr aus Italien.

Varnhagen war am Abende des 10. October plötzlich hingeschieden, und seine würdige Nichte beeilte sich, noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms IV. die Briefe und Glossen zu veröffentlichen, welche auf Alexander von Humboldts ruhmvollen Namen und auf sein Andenken einen so häßlichen Schatten geworfen haben.

Wenige Tage vor des Königs Abreise war einer seiner Diener abberufen worden, der dem Staate wie dem Herrscherhause mit ererbter Treue anhing, Herr von Brockhausen, der am 5. October einem Herzleiden in Baden-Baden erlag. In jungen Jahren Legationssecretär in Wien zur Zeit des vollen Glanzes der Metternich'schen Epoche und ein gerne gesehenes Mitglied der dortigen aristokratischen Gesellschaft hatte er als Gesandter in Stockholm, in Neapel und Brüssel seiner Stellung überall Ehre gemacht und ebensowohl politischen Tact und Einsicht und ruhig maßvolle Beurteilung der europäischen Verhältnisse an den Tag gelegt, wie er sich durch persönliche Liebenswürdigkeit und feine Sitte Freunde erwarb. Sein Verlust ist mir schmerzlich gewesen, und ich habe ihm stets ein dankbares Andenken bewahrt.

XIV.

Meran und Italien 1858—1859.

Der Morgen des 12. October schien günstige Witterung zu versprechen. Ich ging noch in den Park hinunter zu dem alten Feldmarschall Grafen Dohna, und dann nach der Friedenskirche; alles war so schön und blühend und friedlich ringsumher. Gegen Mittag stellte sich aber kalter Regen ein, bei welchem die Abfahrt stattfand. Der Prinzregent fuhr mit von Potsdam zum anhaltischen Bahnhofe, wo Feldmarschall Wrangel, der Ministerpräsident, Minister von der Heydt u. A. zum Abschiednehmen versammelt waren. In Riesa stieg die Königin von Sachsen ein; König Johann und der Erzherzog Carl Ludwig waren in Leipzig. Die Majestäten blieben am Abend allein. Am folgenden Morgen schien die schönste Sonne und die Fahrt über Hof nach Bamberg war eine angenehme. Prächtig lag die Plassenburg, an welche sich so manche Erinnerungen des Hohenzollernhauses knüpfen, über dem hübschen Culmbach, während die vormaligen Abteien Banz und Siebenheiligen großartig von ihren Höhen herabblickten. Um 5 Uhr war man in Bamberg, am 14. ging es weiter ohne Aufenthalt bis Augsburg, wo Prinz Carl von Baiern seine hohen Verwandten empfing,

mit denen wir Abends den Thee einnahmen. Der folgende Tag war des Königs Geburtstag. Nach der Gratulation versammelten wir uns in einem der Säle, wo der Hofprediger Snethlage in passender Anrede der Bedeutung des Tages gedachte und für die Genesung des geliebten Königs betete. Später traf die Königin von Baiern ein, welche gleichfalls ihren Geburtstag feierte. Um halb 2 Uhr Nachmittag fand die Abreise statt. In München war König Ludwig auf dem Bahnhof, in Holzkirchen König Max. Hier nahmen die baierischen Herrschaften, welche mitgefahren waren, gerührten Abschied. Tegernsee's schöne Berge blickten hell und klar herüber; der Vormittag war nebelig gewesen, aber die Sonne trat nun glänzend hervor, um jedoch bald wieder zu verschwinden. In tiefem Nebel langten wir gegen Abend in Kufstein an, wo in dem Gasthof „zur alten Post" für die Herrschaften das Quartier bereitet war. Bei denselben wurde Abends der Thee eingenommen; der König war still, aber in ziemlich guter Stimmung. Hier nahm die Eisenbahn ein Ende. Am folgenden Morgen ging die Fahrt mit Extrapost weiter. Es war ein prächtiger Tag, und ich habe nicht oft eine so schöne Fahrt gemacht wie diese, die sieben bis acht Stunden währte. Immer aufs neue eröffneten sich wechselnde Aussichten in die Thäler und auf die schneeglänzenden Alpen, während alles herum frisch und blühend war. Vor Innsbruck sahen wir die großen Eisenbahnbauten, die ihrer Vollendung rasch entgegengingen. Im Oesterreichischen Hof war gutes Quartier bereitet, und noch war Zeit zum Umherwandern in den belebten sonnigen Straßen. Der nächste Tag war ein Sonntag, an welchem Rast gehalten wurde. Vieles von den Merkwürdigkeiten der Stadt wurde

besichtigt, die Franciscanerkirche mit Kaiser Maximilians reichem und imposantem Denkmal, die Burg mit ihren zahlreichen Familienporträts, Schloß Ambras, welchem von seinen früheren reichen Schätzen nur eine Menge historischer Bildnisse geblieben war, das aber schon durch den wundervollen Blick über das weite Thal und die großartigen Berge bei schönstem sonnigen Wetter den Besuch lohnte. Die Königin wurde in der Burg tief gerührt durch die Erinnerung an ihre einen Monat zuvor verstorbene Nichte Margarethe Erzherzog Carl Ludwigs Gemalin. Am Abende waren wir bei den Herrschaften versammelt, aber der König war im Ganzen matt und theilnahmlos.

Am 18. October wurde ziemlich früh ausgefahren, beim schönsten Wetter, welches uns auf der ganzen Alpenfahrt begleitete. Der Brenner war erreicht bevor man's merkte; in Sterzing wurde zu Mittag gegessen, gegen Abend war man in Brixen, wo im Gasthof „zum Elefanten" übernachtet wurde. Am Dinstag ging's weiter über Klausen und Unter-Atzwang nach dem freundlichen Botzen, wo die Natur des Südens sich mit Macht geltend macht. Im Eisackthale gab es manche herrliche Punkte, mit denen die Alpennatur Abschied zu nehmen schien. Von Botzen aus, wo die gefüllten Straßen den lebendigsten Eindruck machten, wurde nun der Seitenweg das Etschthal hinauf eingeschlagen, und nach einer Fahrt von im Ganzen sechs bis sieben Stunden war Meran erreicht. Auf allen Seiten war Bewegung und zahlreiche Curgäste begrüßten mit den Einwohnern die Vorüberfahrenden. Die Lage Merans ist anmuthig. Da wo das Passeierthal in das hier sich erbreiternde Etschthal mündet und der Passerbach sich in den Strom ergießt, der in weitem und

steinigem, nur in der Regenzeit gefüllten Bette noch die Natur eines Bergstromes bewahrend, durch ein mit Rebenhügeln und zahlreichen Ortschaften gefülltes Thal auf Botzen zueilt, wo er die fast gleich breite Eisack aufnimmt, liegt die Stadt an flache Hügel angelehnt, welche die großentheils aus Villen und Schlössern bestehenden Orte Ober- und Untermais tragen, während nach Norden und Nordosten hohe Berge herüberragen. Die Stadt ist nicht bedeutend. Sie zählte zu jener Zeit kaum über 3000 Einwohner und machte den Eindruck eines von früherer Höhe herabgesunkenen Ortes. Für den König war in Obermais Schloß Rottenstein wohnlich und angenehm eingerichtet, und da während der ersten Tage Balcon und Fenster vom Morgen zum Abend geöffnet bleiben konnten, die prächtige Sonne einzulassen und den Blick über das malerische Land zu gewähren, so machte der Aufenthalt zu Anfang einen wohlthuenden Eindruck, und der König verhehlte nicht, daß er sich behaglich fühlte. Dies sollte nicht währen, aber es war doch so viel gewonnen. So schlimm es auch selbst in unmittelbarer Nähe mit Straßen und Pfaden beschaffen war, die bei beginnendem Winter buchstäblich grundlos wurden, so unternahmen König und Königin doch eine Menge Spaziergänge. Die Stadt wurde besucht, mit ihrer langen auf beiden Seiten von Lauben oder Bogengängen eingefaßten Straße, mit der aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Pfarrkirche im Spitzbogenstil, deren hoher schöner Thurm weit über Häuserlinien und Umgebung hinwegschaut, mit der zierlichen Spitalkirche, welche den spätgothischen Stil vom Ende des 15. Jahrhunderts zeigt, mit der malerischen Passerbrücke und der Mariensäule mit patriotischen Inschriften,

deren eine des spanischen Erbfolgekrieges gedenkt, wie Spanien „dem rechtmäßigen Erben des großen Leopold Sohne Carl III. von Philippen von Anjou" entrissen worden sei. Die zahlreichen in der Nähe von Rottenstein liegenden Villen oder sogenannten Schlösser wurden zum Theil mehrfach besucht, Rubein, Rametz, Winkel, Trauttmansdorff u. a., von denen nur das letztere, mit Kunstsachen und Merkwürdigkeiten aller Art gefüllt, einen recht wohnlichen Eindruck machte, während im Allgemeinen so die Landhäuser wie die Stadt manche Spuren des Verfalls zeigten, dem man mehrfach abzuhelfen bestrebt war.

An weiteren Ausflügen fehlte es nicht. Der interessanteste führte nach Schloß Tirol. Der König legte den anderthalb Stunden langen Weg theils zu Fuße, theils in einer Sänfte zurück. Die Burg hat inbezug auf Architektur keine große Bedeutung, abgesehen von den Portalen der verödeten Schloßcapelle, deren Sculpturen so vielfache Deutungen erfahren haben und wahrscheinlich sich auf den siegreichen Kampf des Christentums gegen dämonische Kräfte oder Zauberei beziehen. Der Blick von oben auf das Etschthal und die dasselbe umgebenden Berge ist aber so umfassend wie großartig malerisch. In ihrer Geschichte ist die Burg selber ein redendes Denkmal des Wechsels der Zeiten in diesen Gegenden, welche einst Zeugen und Schauplatz eines thätigeren Lebens gewesen sind. Sitz der tiroler Grafen, deren Landschaften sie den Namen gab, dann ihrer Nachfolger, der Meinrade von Görz, verlor die Burg seit ihrem im Jahre 1368 erfolgten Uebergang an Haus Habsburg den Vortheil, Residenz der Landesherren zu sein, blieb aber noch Sitz der Landeshauptleute, bis diese in Kaiser Carls V. ersten Regierungs-

jahren nach der Stadt Botzen hinabstiegen, worauf ein bloßer Verwalter ihre Stelle einnahm. Es sollte schlimmer kommen. Im Jahre 1808 verkaufte Baiern, in den Besitz von Tirol gelangt, die Burg die nun in Privathände überging, und wenn die Stadt Meran, wieder mit den Staaten des geliebten Kaiserhauses vereint, sechs Jahre später sie zurück erwarb und Franz I. schenkte, so war hiermit zwar dem Verfall und fernerer Ausleerung ein Ziel gesetzt, aber ein paar Invaliden sind ihre Hüter, und mit Ausnahme gelegentlicher Besucher sieht sie nur die Pfarrgeistlichen der Umgebung in ihren Mauern, welche an bestimmten Tagen für das Seelenheil der alten Beherrscher der gefürsteten Grafschaft beten kommen.

Weitere Fahrten führten nach verschiedenen Richtungen hin. Es ging nach Schloß Brandis, auf dem rechten Ufer der Etsch bei Unter-Lana gelegen, nicht ferne von der Stätte, in welcher man König Laurins Rosengarten der Sage erkennen will, Besitz der Familie, welche bis auf die jüngste Zeit in der Geschichte Tirols eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die alte Burg ist zu Anfang unseres Jahrhunderts plötzlich in Trümmer gesunken, das neue Haus ist architektonisch unbedeutend, wie fast Alles in dieser Gegend. An einem andern Tage wurde das auf demselben Ufer in südlicher Richtung gelegene Schloß Lebenberg besucht, schön gelegen, mit weitem Blick, als Bauwerk nicht von großem Interesse, aber anziehend durch die Lage wie durch die zahlreichen Sprüchlein und Inschriften, mit denen Lentners Dichtung manches tiroler Haus sinnreich zu schmücken verstanden hat. Eine halbverunglückte Fahrt wurde hinein ins Vintschgau nach dem ausgebrannten Schloß Castellbell gemacht. Der

Weg ist zum Theil sehr schön mit prachtvollen Blicken in das Meranerthal, oben schon Alpennatur, aber der Wind war so schneidend, daß den in offener Kalesche fahrenden König eine nervöse Aufregung ergriff, die einiger Zeit bedurfte, um sich zu legen. Das schöne Wetter der ersten Tage hatte nicht lange standgehalten. Nach vorausgegangenen wiederholten Regengüssen erhob sich zu Ende October eine wahre Windsbraut, die mit eisigem Hauch aus Nordosten drei Tage lang über das Thal und in südwestlicher Richtung über Oberitalien und Toscana wegfegte, und wenn sie Meran selbst und seine Umgebung mit Schnee verschonte, die Höhen rings umher und auf ihrem Wege nach Süden bis über Florenz hin damit bedeckte. Nach ein paar Tagen Rast trat dann nochmals diese Tramontana ein, sodaß in der Schlucht am Passerbach gewaltige Eiszapfen hingen und der Jauffen über das Passeierthal hinweg in seinem Winterkleide leuchtete.

Herr von Meyerinck, der am letzten Tage Octobers eingetroffen war, um fortan bei dem Könige zu bleiben, hatte den Brenner in tiefem Schnee passirt. Man hatte es sich schon klar gemacht, daß Rottenstein kein für den Winter passender Aufenthalt war, und Mitte November sollte es zunächst nach Florenz weiter gehen. Im Ganzen jedoch hatte der Aufenthalt in Meran dem Könige wohlgethan. Er war viel in der freien Luft gewesen, was auf seine Stimmung immer guten Einfluß übte. Die Abende wurden in Gesellschaft zugebracht. General von Gerlach verstand die Conversation zu beleben. Er war mein Nachbar in der Villa des Bürgermeisters Haller, welche einen Theil des Gefolges aufgenommen hatte. Seine Hauptlectüre war in diesen Tagen J. E. Jörgs kürzlich erschienenes Buch: „Die Geschichte des

Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung." Ich brauche nicht zu bemerken, daß, sowie sein Standpunkt ein grundverschiedener, seine Folgerungen andere als die des Autors waren, aber er war zu scharfsinnig, unterrichtet und billig, um zu verkennen, wie viel Wahres in den Schilderungen des Ganges protestantischer Phasen lag. Ich verließ Meran einige Tage vor dem Könige, um in Florenz Alles für dessen Empfang zu ordnen. Am Nachmittage des 23. November, an einem hellen, sonnigen Tage, der auf mehre stürmische folgte, trafen König und Königin in offenem Wagen in der toscanischen Hauptstadt ein, von Covigliajo kommend, wo die Nacht verbracht worden war, und stiegen im „Hotel de la Ville" ab, welches auf dem neuen Quai des Arno gelegen, die Stelle eines Hauses der Familie des Dichters Filicaja einnimmt, das einst der preußischen Gesandtschaft zur Wohnung gedient hatte.

Eine bessere Zeit brach an.

Des Königs Stimmung war und blieb eine wechselnde. Selbstverständlich hing sie mit seinem körperlichen Befinden zusammen, aber er fühlte sich im Ganzen freier. Von seinem Eintritt in Italien an war es der Fall gewesen. Er befand sich jetzt an einem Orte, den er kannte und liebte. Auch abwesend hatte er sich immerfort mit dessen Geschichte und namentlich mit der Kunst beschäftigt; auf seinen Reisen pflegte er, wie schon bemerkt worden ist, Famins und Grandjeans Architecture toscane mit sich zu führen, und in seinen Federskizzen begegnen wir manchen Reminiscenzen dieser und ähnlicher Studien. Seine Sehnsucht nach Italien war immer lebendig geblieben; es war elf Jahre her seit er zuletzt unter wie verschiedenen Umständen die Alpen über-

schritten hatte. Jetzt hatte er von seiner Wohnung aus den Strom mit seinen Brücken und die freundlichen, mit Cypressen und Oelbäumen bewachsenen, mit Villen und Kirchen bedeckten Hügel vor sich, und die alten Erinnerungen wurden bei ihm lebendig, und wenn Trauer sich in die Freude mischte, so überwog doch der Genuß von dem was er sah, und die Dankbarkeit für das ihm wieder Gewährte, die immer in ihm lebendig blieb. Schon oben ist darauf hingewiesen worden wie treu in ihm das Gedächtniß war, so mangelhaft immer der Ausdruck sein mochte. Beim Vorüberfahren hat er oft der Königin die Bauwerke namhaft gemacht und sie an frühere Mittheilungen in Briefen und Lectüre erinnert. Im Umherwandern und beim Fahren war er namentlich frei, in geschlossenen Räumen weniger, namentlich beengte ihn noch das Ansehen von Bildern oder Kunstsachen, besonders in Galerien, wo die Masse ihn zu verwirren schien. So hat er in Florenz mehr als alles sich des äußern Eindrucks von Localitäten und Bauwerken erfreut, der allerdings bisweilen durch ungünstige Witterung verkümmert wurde. Aber an prächtigen Tagen oder an hellen Sonnenblicken nach regnerischen Nachmittagen hat es nicht gefehlt. Bei dem schönsten Wetter fuhr man nach Fiesole hinauf, und der in mannigfachen Windungen sich dahinziehende Weg wie die unvergleichliche Aussicht über das in unendlicher Pracht blühende florentinische Arnothal von dem kleinen Platz vor der Kirche des heil. Franciscus aus entzückten den König über alle Maßen. Die Basilika von San Miniato auf ihrem Stadt und Land überschauenden Hügel, Bellosguardo mit seinen anmuthigen Villen deren schon gedacht worden ist, Montoliveto mit seiner von Cypressen umgebenen Kloster=

kirche, daneben die reiche Villa Strozzi, die großherzoglichen Villen Petraja und Castello mit ihren schönen Anlagen und Kunstwerken der mediceischen Zeit, die dem Könige so gut bekannt waren, alles das wurde besucht. Eine Fahrt nach der Certosa, diesem malerischen Bau des 14. Jahrhunderts mit seinen riesigen von Arkaden umgebenen Höfen, seiner Kirche und Monumenten und dem großartigen Kloster wurde mit einem Besuche in der großherzoglichen Villa Poggio imperiale verbunden, deren Architektur mehr als man wünschen dürfte in modernem Geschmack umgeschaffen worden ist. In dem verödeten Kloster San Salvi wurde das vormalige Refectorium mit Andrea's del Sarto trefflich erhaltenem Fresco des Abendmals besichtigt, an Porta Pinti der evangelische Friedhof, welcher diesem Besuche sein schönes Marmorkreuz verdankt. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß die merkwürdigsten Kirchen und manche andere Bauwerke der Stadt nicht unbeachtet blieben, während die Königin manches ansah, wofür ihr Gemal damals weniger Geschmack an den Tag legte.

Am 17. December, einem glänzend schönen und warmen Tage, wurde eine Fahrt nach Pisa unternommen. Sie war eine der lohnendsten, die überhaupt während dieses italienischen Aufenthalts gemacht wurden. Die großartigen Quais am Arno, der Domplatz mit seiner wunderbar schönen Gruppe von Kathedrale und Thurm, Baptisterium und Campo santo, der Platz der Ritter des St. Stephansordens mit den Bauten der mediceischen Zeit, die merkwürdige kleine Kirche der Madonna della Spina, alles das machte einen wahrhaft bezaubernden Eindruck, der durch eine Fahrt bis zu der Pinienwaldung von San Rossore noch erhöht wurde. Das blühende

Land, die zahlreichen Ortschaften, die weltberühmte florentinische Promenade der Cascinen mit ihrem vielgestaltigen Leben und ihren herrlichen Baumgruppen und Wiesengründen längs dem Strome, über welche der Blick nach den benachbarten Höhen wie nach den im Schnee glänzenden Spitzen der carrareser Marmorberge reicht, alles das vereinte sich, die vier Wochen des Aufenthalts in der toscanischen Hauptstadt zu lohnenden und vielfach glücklichen zu machen.

Der Königin wurde überdies hier große Freude zu Theil. Sie fand ihre Nichte, die sächsische Prinzessin Maria Anna, als glückliche Gemalin des Erbgroßherzogs und Mutter eines Töchterchens, welchem eine frohe Zukunft zu lächeln schien. Wer hätte damals geahnt, daß für die Eltern dieses Kindes ein nach zwei Seiten hin trübes Geschick im Anzuge war, daß die jugendliche Mutter so bald abberufen, daß der Vater kurz darauf ein Verbannter sein würde, während die Tochter unter nordischem Himmel aufzuwachsen bestimmt war, um im blühendsten Alter, mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens begabt, ferne von ihrem Geburtsland abberufen zu werden! Des Königs Zustand behinderte selbstverständlich alle Beziehungen zum Hofe, der das Gefolge der Majestäten gastlich empfing. Nur der Erbgroßherzog und seine Gemalin haben den König gesehen. Sonst kam dieser nur mit seinem Gefolge in Berührung. Abends wurde der Thee gemeinsam eingenommen, und das am Tage Gesehene wie zahlreiche Abbildungen boten der Unterhaltung reichen Stoff, wozu die Anwesenheit Stülers, der zurückgekehrt war, um den König nach Rom zu begleiten, viel beitrug. Das Gefolge war seit Meran großentheils verändert worden. Die Hofdamen Gräfin Canitz und Fräulein von Alvensleben, General von Gerlach,

die Flügeladjutanten von Werder und von Rauch und der Kammerherr der Königin Baron Canitz waren von Verona aus nach Berlin zurückgekehrt, die Gräfinnen Dönhoff und Hacke, die Flügeladjutanten von Treskow und Prinz Hohenlohe, der Kammerherr Graf Finckenstein an deren Stelle getreten; Graf Keller, der in Rom für die Einrichtung des Palastes Caffarelli Sorge getragen hatte, von dort über Florenz heimgekehrt.

Am Montag den 20. December fand die Abreise von Florenz statt. Bald nach Mittag ward Siena auf der Eisenbahn erreicht. Der Erbgroßherzog Ferdinand war dorthin vorausgegangen und empfing seine hohen Verwandten auf dem Bahnhof, um sie nach dem großherzoglichen Palast zu geleiten, wo sie den Tag zu verbringen dachten. Die pittoreske Stadt mit ihren imposanten Bauten, Dom und Gemeindepalast, Kirche San Domenico und vormaliger Palast der Capitani wurden besichtigt und machten einen großartigen Eindruck. Es war ein kalter Tag. Wir hatten Florenz im Schnee verlassen und unterwegs die Hügel weiß gefunden; Siena, eine kalte Stadt, machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Am Abende war der Erbgroßherzog mit uns bei den Majestäten, die wohl und in guter Stimmung waren. Am folgenden Morgen fand die Abreise mit Extrapost statt. Die Straße war so glatt, daß anfangs nur im Schritt gefahren werden konnte, bis wir in die Niederung gelangten, von wo es dann durch das öde Hügelland, welches doch einige hübsche Punkte bietet, nach Radicofani hinaufging, wo im Gasthof zur Post, einem alten mediceischen Jagdschloß, übernachtet wurde. Selten ist diese unwirthliche vulcanische Höhe ohne Wind, und diesmal heulte er recht ordentlich

durch die Gänge. Aber man war nicht unzufrieden, und am nächsten Morgen erfreute der weite Blick über die südwestliche Niederung, aus welcher die kolossale dunkle Trachytmasse des Montamiata in die klare Luft sich erhob. Hier war nun das Hinabfahren in das Thal der Paglia wahrhaft beschwerlich, und zahlreiche Leute mußten eine Strecke weit die Wagen begleiten, um auf dem spiegelglatten Boden die Räder zu halten. Endlich wurde nicht ohne Zeitverlust Ponte a Centino erreicht, und nun ging's auf der nicht bequemen, aber von Eis freien Straße über Acquapendente nach Bolsena, dessen See schon südliche Natur verkündigte. Nach etwas länger als acht Stunden war Viterbo erreicht, wo der Gasthof der Aquila nera die Reisenden aufnahm. Es war ein schöner heller Tag und der König machte noch einen Gang um die Stadt, die mit ihren Thürmen und Kuppeln von außen einen bei weitem vortheilhafteren Eindruck macht als im Innern, wo die Spuren des Verfalls sich zu sehr hervordrängen. Viterbo gehört zu den zahlreichen italienischen Städten, deren Bedeutung seit der mittelalterlichen Zeit immer mehr in Abnahme gewesen ist, und deren Bauwerke, zum Theil großartig wie es hier der Fall ist, zu ihren gegenwärtigen Zuständen nicht mehr im richtigen Verhältniß stehen. Der letzte Reisetag war ein kurzer, die Fahrt über den Monte Cimino bot keine Schwierigkeiten dar, und als man dessen Südseite erreichte und die Wagen in die römische Campagna hinabzurollen begannen, entzückte der großartig prächtige Blick auf die glänzende Kette der Abruzzeser Berge, den aus der Ebene sich isolirt erhebenden Soracte und die Berglinien der Sabina. Wer heute auf der Eisenbahn nach Rom gelangt, macht sich keine Vorstellung

von dem Eindruck des wundervollen Panorama's, dessen der Wanderer einst beim Hinabsteigen in die etruscisch-latinische Ebene genoß, ein Eindruck, welcher auch mit einem schlechten Nachtquartier, wie man es in Ronciglione oder in Cività Castellana gefunden haben mag, nicht zu theuer bezahlt wurde.

Nun ging's rasch vorwärts. In der Nähe des sogenannten Nerograbes ritt eine Cavalcade mit dem französischen Botschafter Herzog von Gramont und anderen bekannten Personen an den Ankommenden vorüber, die bald Porta del Popolo erreichten. Der König war während der ganzen Fahrt in der besten Stimmung gewesen. Je näher er Rom kam, um so mehr schien ihm, den volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, das Herz aufzugehen. Von dem Thore an bezeichnete er der Königin einen nach dem andern der zahlreichen Paläste, die sich in der langen Straße des Corso aneinanderreihen; so lebendig war seine Erinnerung, so hatte sein Ausdruck sich momentan gebessert. In langsamem Trabe ging es die ganze Länge der modernen Stadt entlang nach dem Capitol, wo der Palazzo Caffarelli die hohen Herrschaften und einen Theil des Gefolges aufnahm. Wie oft hatte seit den Tagen des ersten Aufenthalts Friedrich Wilhelms in Rom dieser Palast ihn beschäftigt, während es sich darum handelte, das auf der Stätte des vornehmsten Heiligtums der Stadt erbaute große aber unvollendete Haus für Preußen zu erwerben, eine Erwerbung, die wegen des Einspruchs des römischen Municipiums einst beinahe unmöglich schien und am Ende nur durch Umstände bestätigt und gesichert worden ist, welche Niemand vorauszusehen vermochte. Seit den Tagen, an denen der junge preußische Legationssecretär hier im oberen Geschosse sich bescheiden einrichtete,

hatte diese Wohnung manche Umänderung erfahren und war jetzt zum Empfang der preußischen Majestäten vielfach bequemer eingerichtet worden. Eine Einrichtung, welche wenige Jahre später einem vollständigen Neubau Platz zu machen bestimmt war, der die wundervoll schöne Lage verwerthete, während er den Unbequemlichkeiten und ernsten Schäden des alten Baues abhalf, der seine Entstehung einer Schenkung der Stadt an Kaiser Carl V. und von diesem an seinen römischen Wirth Ascanio Caffarelli verdankte. Den Abend war Alles bei den Majestäten versammelt, mit der Prinzessin Alexandrine und ihrem Bruder Prinz Albrecht, der schon in Rom angelangt war. Selten habe ich den König so heiter und zufrieden gesehen wie an diesem Abende.

Drei Monate der Ruhe bei möglicher Beschäftigung, der Behaglichkeit, soweit die Umstände es gestatteten — sie haben die günstige Wirkung nicht verfehlt. Im Ganzen genommen ist der König nie so wohl und in guter Stimmung gewesen wie während dieser Zeit. Er befand sich an dem Orte, mit welchem er dreißig Jahre lang im Geiste sich beschäftigt, dessen Erinnerungen er festgehalten, dessen Geschicke er verfolgt, nach welchem er immer und immer wieder sich gesehnt hatte. Die Localitäten waren ihm wohlbekannt, sein wunderbar treues Ortsgedächtniß hatte ihn auch jetzt nicht verlassen. Allerdings war der Genuß beeinträchtigt. Das quälende Bewußtsein dessen, was ihm fehlte, wich nicht von ihm, und wie sein körperliches Auge für die Anschauung der Ferne unzureichend war, so war jetzt das geistige in einen Nebel gehüllt, den er mit aller Anstrengung zu zertheilen suchte, ohne daß es ihm gelang. Daher die mannigfachen Wechsel in seiner Stimmung, begreiflicherweise auch von

äußeren Einflüssen abhängig, von dem hellen und trüben Himmel, von Wind und Wetter. Aber er hatte viele, ja überwiegend viele günstige Momente und freute sich derselben und war dankbar, wenn der Ausdruck der Freude ihm leichter wurde. Schon wurde darauf hingewiesen, daß von dem Aufenthalt in Florenz an das Verweilen in geschlossenen Räumen ihn minder belästigte und er Kirchen wie Galerien weniger ungern zu besuchen begann. In dieser Hinsicht ist es in Rom immer vorwärts gegangen, und wenn im Allgemeinen mehr der Gesammteindruck als das Einzelne auf ihn wirkte, so hat es sich doch im Laufe dieser Monate auch in letzterer Beziehung immer gebessert. Nervöse Momente, welche mit äußeren Anlässen, so mit mangelndem Licht in den Räumen oder mit körperlichen Zuständen zusammenhängen mochten, sind nicht ausgeblieben, aber sie waren nicht häufig. Im Allgemeinen war des Königs Gesundheit eine gute, nur Mitte Januar war er mehre Tage hindurch leidend, so daß er gelegentlich auch während der Theestunde nicht erschien, die er sonst mit der Königin und dem Gefolge, bisweilen auch mit Gästen, zu denen Erzherzog Carl Ludwig, die Fürstin von Liegnitz, der Gesandte in Neapel Baron Canitz gehörten, zuzubringen pflegte.

Schon die ersten Eindrücke waren überaus günstig. Der Tag nach der Ankunft war ein schöner und heiterer. Der König begrüßte freudig von den Fenstern seiner Wohnung aus den Capitolsthurm und den Palatin, Aventin und Tiber und stieg nach Mittag auf das Forum hinab, das er bis zum Titusbogen und zur Plattform vor dem Tempel der Venus und Roma durchschritt, von welcher man das Colosseum, den Caelius und den Constantinsbogen vor sich hat.

Dann führte eine Fahrt nach St. Peter, nach Porta San Pancrazio auf der Höhe des Janiculum und an den Basteien der Päpste Urban VIII. und Innocenz X. vorüber nach Porta Portese, von wo es über die Tiberbrücke zurückging, die schönste Fahrt bei herrlichen Sonnenblicken des späten Nachmittags, wobei Himmel und Land und Bauten den König mit wahrem Entzücken erfüllten. Am Abende war Weihnachtsbescheerung, wobei schon manche italienische Erinnerungsgaben, so für den König eine prachtvolle der Antike nachgeahmte Schale von dem bis dahin sehr seltenen rothen Marmor, welchen die von dem Bildhauer Sigel wieder eröffneten Brüche des griechischen Rosso antico lieferten, die Tische füllten. Alles das war von günstiger Vorbedeutung. Und in der That ist während dieses römischen Aufenthaltes Vieles zusammengetroffen, denselben zu einem genußreichen zu machen. Ein römischer Winter hat seine Tücken, und es hat an bitter kalten Tagen, an denen die Fontäne vor dem Senatspalast mit glänzenden Zapfen behangen und der Triton auf Piazza Barberina in einen Eisschleier gehüllt erschien, wie an Regentagen, die hier bisweilen einen tropischen Charakter annehmen, und an schwerem Scirocco nicht gefehlt. Aber die Zahl der schönen Tage ist bei weitem in der Mehrzahl geblieben, und sie sind zu Spaziergängen, auch längeren, sowie zu beinahe täglichen Fahrten durch Stadt und Umgebungen benutzt worden. Alle Merkwürdigkeiten Roms, soweit nicht persönliche Hindernisse obwalteten, sind besichtigt worden. Ich kann nicht daran denken die Kirchen und Paläste einzeln aufzuführen, die Museen und Galerien von den vaticanischen, capitolinischen und lateranischen an zu den Casinos der großen Familien. Der König hat, worauf schon

hingedeutet wurde, oft mehr auf den Gesammteindruck als auf das Einzelne geachtet, aber da ihm so Vieles in der Erinnerung lebendig geblieben war, ist ihm auch manches Einzelne näher getreten. Für die großartigen Schönheiten der Architektur der antiken Welt wie der classischen Epoche der Renaissance hatte er fortwährend warmes Gefühl, und er erkannte auch jetzt wieder gerne das bedeutende Talent der Rococozeit für Bewältigung großer Massen und Erzielung überraschender Effecte. Gerne ließ er die wunderbare Größe des Innern der leuchtenden Peterskuppel auf sich wirken und erkannte die mannigfaltige Schönheit und den erfinderischen Reichtum der Decoration, wie noch spätere Jahrhunderte sie anzuwenden verstanden hatten. Gleich Kirchen und Palästen wurden auch die vielen in der Stadt selber wie unmittelbar vor den Thoren gelegenen Villen besucht, die einen unvergleichlichen Reichtum Roms bilden. In der Stadt Villa Ludovisi und Mattei, Massimo und Wolkonski nebst dem vaticanischen und quirinalischen Garten, vor den Thoren Villa Borghese und Albani, Torlonia und Pamfili, die halb in Trümmer gesunkene Villa Madama und die nach Papst Julius III. benannte deren sinnreiche und graziöse Architektur, worauf schon hingewiesen worden ist, dem Könige oft als Muster ähnlicher Bauten vorgeschwebt hatte.

Dazu kam die Umgebung mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und ihrer malerischen Schönheit, die bald ernst bald heiter sich allen Stimmungen anzupassen scheint und durch historische Erinnerungen die Eindrücke der Natur steigert. Wer die römische Campagna kennt, weiß auch, daß viele und zwar einige der schönsten und merkwürdigsten Punkte in derselben nur zu Fuße oder zu Pferde zu erreichen sind.

Was aber für den auf den Wagen Angewiesenen erreichbar ist, hat der König besucht, und vielleicht sind die auf solche Weise verbrachten Stunden, im Anblick der großen Reste der Zeugen vergangener Zeiten, der Wasserleitungen und Grabmäler, der ländlichen Tempel und Kirchen in Verbindung mit den majestätischen Linien der Berge und den anmuthigen Hügelgruppen den lohnendsten seines Aufenthaltes zuzuzählen gewesen. Auf der durch Papst Pius IX. wiederhergestellten Via Appia ist er meilenweit hinausgefahren, hat an der Via Latina die neu ausgegrabene Basilika von Santo Stefano besucht, an der Labicana das Grabmal der Helena, an der Via Gabina die pittoresken Reste der Villa der Gordianer, die man Tor de' Schiavi zu nennen pflegt. Es war ein schöner Nachmittag als er von diesen Trümmern aus, um welche herum die üppigste Grasvegetation die Milde des südlichen Himmels bezeugte, bis zu dem Stadtthor zurückwanderte. An der nomentanischen Straße die Basilika von Sant' Agnese mit der Rotunde von Santa Costanza, und darüber hinaus der malerische Ponte Nomentano mit seinen zerfallenden Befestigungen des 15. Jahrhunderts. Castel Giubileo, welches auf seinem isolirten Hügel das Thal des in mäandrischen Windungen vorbeiströmenden Tiber beherrscht, Acqua Acetosa mit den blühenden Niederungen am Flusse, auf dessen rechtem Ufer Torre Quinto mit den schönen Blicken auf die nördliche Umgebung, waren selbst wiederholt das Ziel von Ausflügen. Nach ferner gelegenen Punkten ging es hin, nach der erst vor wenigen Jahren ausgegrabenen Basilika Sant' Alessandro, nach Rocca Cenci, nach La Cecchignola, dem Jagdschlößchen Papst Leo's XII. Auf der Südwestseite der Stadt war einer der ersten Besuche der Basilika von Sanct Paul zugedacht,

deren edle Raumverhältnisse und großartige Pracht, durch Musive und beinahe überreichen Schmuck von Porphyr, Marmor und Alabaster unterstützt, manches in der Ausführung zu Moderne vergessen ließen, und deren Eindruck auf den König ein um so größerer war, da er die Kirche der theodosianischen Zeit nur als gewissermaßen aufgegebene Trümmerstätte nach dem verheerenden Brande von 1823 gesehen hatte und sie nun als Riesenbau wiederfand, ein Zeugniß des nicht erlahmenden Geistes der an die ersten Zeiten des siegenden Christentums mahnenden, der Antike sich anschließenden Architektur. Die Natur seines Leidens machte es ihm unmöglich, an Besichtigungen theilzunehmen, die ihm unter andern Umständen das größte Interesse geweckt haben würden. Wie würde er, der von den großen Entdeckungen der unterirdischen Welt der römischen Christenheit ältester Zeit nur literarische und lückenhafte Kunde erhalten hatte, deren wider alles Verhoffen unter Pius IX. ans Licht gezogene Denkmale und rührende Erinnerungen begrüßt haben! Unter Giovanni Batista's de' Rossi Führung ist aber die Königin allein in die Katakomben von San Calisto an der appischen Straße hinabgestiegen und hat in der Basilika San Clemente mit dem irischen Dominicanerprior Mulooly die bei Restaurationen der späteren Kirche wieder zum Vorschein gekommene ältere Basilika besucht, die unter dem Paviment der heutigen verschwunden und vergessen war. Sie ist gleichfalls ohne des Königs Begleitung auf den Capitolsthurm gestiegen, den sie täglich von ihrer Wohnung aus vor sich sah, und dessen nicht eben bequeme Treppe ihr ohne den Beistand des handfesten Schweizers des Conservatorenpalastes vielleicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt haben würde.

Eine andere Ascension machte die Königin; sie besuchte den Pater Theiner in seiner himmelhohen Wohnung im vaticanischen Palaste, wo er das Geheime Archiv des hl. Stuhls hütete, zu welchem außer ihm nur der Papst und der Cardinalstaatssecretär Schlüssel hatten, und aus welchem eine Reihe interessanter Actenstücke, zur Einsicht Ihrer Majestät entnommen, vorlagen. Die Urteile über diesen Mann sind so sehr auseinandergegangen, daß ich wol einige Worte über ihn beifügen darf, da ich zu verschiedenen Zeiten mit ihm verkehrt habe. In seiner Natur lag etwas Schillerndes, um nicht zu sagen Schielendes. Dem Umstande, daß er in seiner Jugend unter dem Einfluß seines ältern und vielleicht begabteren Bruders an der in Schlesien ausgebrochenen Bewegung gegen das bestehende Kirchensystem und den Cölibat theilnahm, dann mit sich uneins nach Rom ging und in dem Jesuitencollegium Sant' Eusebio eine diametral entgegengesetzte Richtung nahm, ist wol weder nach der einen noch der andern Seite hin große Bedeutung beizulegen. Daß er aber nachmals auch mit den Jesuiten zerfiel, läßt auf geringen Bestand seiner Ansichten schließen. (Als er in die Direction des vaticanischen Archivs eintrat, gehörte er zu den Clerikern des Oratoriums von St. Philipp Neri.) Eigentlich ist er es gewesen, der die nachmalige freiere Benutzung dieses Archivs zu historischen Zwecken in unserm Jahrhundert vorbereitet und dadurch so dem hl. Stuhl wie der Geschichtswissenschaft große Dienste geleistet hat. Wenn seine mehr oder minder umfangreichen Urkundensammlungen, die zur kirchlichen Geschichte von Polen, Rußland, Ungarn und der Codex diplomaticus dominii temporalis Sanctae Sedis hie und da an Genauigkeit der Abschriften fehlen lassen und

somit Nachträge und Berichtigungen nöthig gemacht haben, so bringen sie doch ein riesiges Material. Zwei andere seiner Urkundenwerke, welche die Geschichte Papst Clemens' XIV. und die der französischen und italienischen Concordate von 1801 und 1803 erläutern, haben zu manchen Controversen Anlaß gegeben, und aus dem, was in denselben aus seiner eigenen Feder geflossen ist, geht zum Theil ein gereizter Ton hervor. Was das letztere Werk betrifft, so weiß man, daß Theiner die von Crétineau Joly herausgegebenen Memoiren Consalvi's, welche so großes Aufsehen erregt haben, für eine Fälschung erklärte. Als nach des Herausgebers Tode (1875) das Original noch nicht zum Vorschein kam, erinnerten sich Manche eines Epigramms auf den Autor, das man nun vollends im umgekehrten Sinn nehmen zu müssen glaubte:

Crétineau s'appelle Joli,
Il faut le croire parce qu'il le dit.

Völlig aufgeklärt ist die Sache auch heute noch keineswegs. Man weiß, daß die von Theiner beabsichtigte Herausgabe der Protokolle des tridentinischen Concils auf Befehl des Papstes unterblieb, daß er aber die Berichte Angelo Massarelli's copiren ließ und heimlich nach Agram beförderte, wo sie veröffentlicht worden sind. In dem Wagen des preußischen Gesandten von Arnim wurden sie aus Theiners Wohnung weggeschafft — ob der Archivar und der Diplomat durch solches Handeln ihrer Pflicht entsprachen, und ob das gegen Theiner kundgewordene Mißtrauen gerechtfertigt war oder nicht, brauche ich nicht zu erörtern. Theiner war nicht gewandt in der Führung der Feder, weder in der Polemik, z. B. gegen Rosmini, dessen Stellung er zu erschüttern unternahm, noch als Historiker in seinen Werken über die

religiösen Wechsel im deutschen wie im slavischen und skandinavischen Norden, die von unerträglicher Breite sind. Aber die Kirchengeschichte sowie die des Kirchenstaats verdankt seinem Fleiße und seiner umfassenden Thätigkeit im Herbeischaffen urkundlichen Materials mehr als Irgendeinem unserer Zeit. Als Beitrag zur Charakteristik des Mannes möge folgendes dienen. Eines Tages, ich glaube im Frühling 1851, während ich Geschäftsträger in Rom war, kam er zu mir, um mich zu fragen, ob ich bei dem mir befreundeten berliner Hofbuchdrucker Decker die Herausgabe seines Werkes über Clemens XIV. vermitteln wolle. Ich antwortete mit der Frage, ob er glaube, daß Verlagsort und Firma dem Werke, welches ich übrigens nicht im entferntesten kannte, zum Vortheil gereichen würden. Er bedachte sich und das Buch erschien in Paris bei Didot im Jahre 1852.

Es braucht hier nicht darauf hingewiesen zu werden, welchen eigentümlichen Reiz die Werkstätten großer Künstler, einheimischer wie fremder, der Stadt verleihen. Des Königs Zustand hatte sich in der Art gebessert, daß der Besuch derselben ihm reichen Genuß verschaffte. Von den Malern sind namentlich Deutsche in Betracht gekommen, wie denn überhaupt, ohne den Italienern zu nahe treten zu wollen, jene im Ganzen die größere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die beiden Repräsentanten der wiedergeborenen deutschen Kunst, deren Genius in ihren Jugendjahren in Rom, wenn nicht erwacht doch mächtig belebt worden ist, Cornelius und Overbeck waren da, Ersterer zeitweilig, Letzterer zu bleibendem Aufenthalt, wie er ja hier sein Leben beschlossen hat. Es waren namentlich Cartone und Zeichnungen, welche sie zu zeigen hatten, Ersterer unter anderem die Composition

der Versenkung des Nibelungenschatzes in den Rhein, der Andere den Cyclus der Darstellungen der Sacramente. Dorner dessen Gemälde St. Augustin mit seiner Mutter Monica den König vor allem anzog, Riedel mit seinen wunderbaren Lichteffecten, Rudolf Lehmann der eben damals das eigentümlich malerische und charaktervolle Gemälde der Morgenfrühe mit Landleuten auf einem Kahn in den pontinischen Sümpfen vollendete, Wider dessen Bild des Großpönitentiars in Sanct Peter eine treffliche Anschauung römisch-kirchlichen Lebens gab, Lindemann Frommel mit seinen die südliche Natur treu wiedergebenden römischen Veduten, diese und manche andere erfreuten sich des königlichen Besuches. Beinahe noch größere Beachtung wurde den Bildhauern zu Theil. Unter diesen stand in erster Linie Tenerani, dessen edle Schöpfungen König und Königin vor allem anzogen, wie denn seine Kreuzabnahme in der Laterankirche und der Engel des Weltgerichts in Santa Maria sopra Minerva ihr Interesse bereits lebendig geweckt hatten. Unter den Deutschen kam zuerst Emil Wolff in Betracht, seit langen Jahren dem Könige ein lieber Bekannter, sodann Steinhäuser, Carl Voß, Troschel, Imhoff, Hassenpflug, der Westfale Achtermann der ein so beachtenswerthes Talent für religiöse Kunst entwickelte, und Petterich dessen Gruppen südamerikanischer Wilden in ihrer nothwendig naturalistischen Auffassung einen künstlerischen Eindruck besonderer Art nicht verfehlen. Gibson der talentvollste englische Bildhauer in classischem Stil, und der in manchen Richtungen erfolgreiche Amerikaner Story wurden nicht übergangen. Unter den Mosaicisten wurde dem Cavaliere Barbèri, welcher in seinen Arbeiten gewandte Composition und geschmackvolle Anordnung mit vortrefflicher Aus-

führung verband, ein längerer Besuch zu Theil. So von ihm wie von manchen andern Künstlern sind Werke verschiedenster Art als Erinnerung an die Königsreise nach Berlin gegangen, abgesehen von den schönen Geschenken aus der päpstlichen Mosaikfabrik. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß der König eine Copie der merkwürdigen antiken Bildsäule der Loggia de' Lanzi in Florenz wünschte, in welcher man das Porträt der Thusnelda zu erkennen geglaubt hat. Sie wurde nach dem Gipsabguß der Villa Medici, wo einst das Original sich befand, in Wolffs Atelier ausgeführt und schmückte eine Zeit lang die Vorhalle der Orangerie von Sanssouci, wo jetzt die Porträtstatue ihres Erbauers steht.

Des Königs Gesundheit schloß selbstverständlich größere Geselligkeit aus, und er ist auch mit den Fürstlichkeiten, welche Rom in diesem Winter besuchten, kaum in Berührung gekommen. Der Besuch war ein zahlreicher. Außer den schon Genannten sind von der königlichen Verwandtschaft noch verschiedene zugegen gewesen, seine Nichte Prinzessin Anna mit ihrem Gemal, dem Prinzen von Hessen, Großfürstin Marie von Rußland, Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und Großfürstin Katharina. Auch Erzherzog Albrecht und der Prinz von Wales kamen, und hier war es, wo Massimo d'Azeglio Letzterm in etwas ostensibler Weise den Annunciatenorden überbrachte. Der Großherzog von Toscana war in der zweiten Hälfte Januars mit seiner ganzen Familie auf der Durchreise nach Neapel im Palazzo di Firenze anwesend, eine in mehr als einer Beziehung unheilvolle Reise, von welcher die junge Erbgroßherzogin nicht heimkehrte, die am 10. Februar nach kurzer Krankheit in Neapel starb. Ein Todesfall, welcher bei der Königin, die

35*

an ihren Angehörigen mit so warmer Zuneigung hing und ihre Nichte eben noch wohl und glücklich gesehen hatte, herbsten Schmerz weckte. Dieser Fall sollte nicht der einzige bleiben, denn am 9. März starb in Venedig völlig unerwartet die Herzogin Luise von Mecklenburg-Schwerin, Fürstin Windisch-grätz. So wurde der schöne Aufenthalt mannigfach getrübt. Von officiellem Empfang war unter den bezeichneten Umständen nicht die Rede. Die Begegnung mit dem Papste, natürlich von ganz vertraulichem Charakter, blieb indeß nicht ausgeschlossen. Am 3. Februar sah die Königin Pius IX. in der Vaticanischen Bibliothek, nur von drei Personen des Gefolges begleitet. Sie war bewegt, wie es nicht anders sein konnte, aber die freie Haltung und das ganze Wesen des Papstes verscheuchte augenblicklich jede Befangenheit. Die Königin war durch den großen Bibliotheksaal eingetreten und ging die lange Reihe der Gemächer entlang, wo Pius IX. ihr von der andern Seite alsbald entgegenkam, nur von den Prälaten de Merode und Stella begleitet. Die Begrüßung war eine herzliche; die beiden hohen Personen nahmen in einem der Zimmer auf Lehnstühlen Platz, und die Unterredung währte etwa eine halbe Stunde, während das Gefolge in geringer Entfernung conversirte. Die Königin hat des Besuches wiederholt mit Befriedigung gedacht.

Die Zusammenkunft des Königs mit dem Papste fand mehre Wochen später, zwei Tage vor der Abreise nach Neapel statt. Sie war bereits früher bei einem Besuche in den Vaticanischen Gärten beabsichtigt gewesen, aber wegen zufälligen Hindernisses unterblieben. Am Nachmittage des 26. März besichtigten König und Königin nochmals das Pio-Clementinische Museum und waren aus dem langen

Gange desselben in den Giardino della Pigna getreten, wie man bekanntlich den zweiten Abschnitt des an den riesigen Hemicyclus des Belvedere stoßenden Bramanteschen Hofes nennt. Hier begegnete Pius IX., der in diesen majestätischen Räumen so gerne lustwandelte, den hohen Besuchern. Von des Papstes Seiten geschah die Begrüßung mit der einfachen, natürlichen Courtoisie, die ihm eigen war; der König war bewegt und man merkte es seinem ganzen Wesen an. Er drückte es mir aus, und ich, der ich wohl wußte, wie er in frühern Zeiten das lebendigste Interesse an diesem Papste genommen, in dessen Natur etwas von der seinigen war, und in dessen Geschick vielleicht ein Anklang des seinigen nachzitterte, ahnte was Er empfinden mochte, als er in solcher materiellen Behinderung mit ihm zusammentraf. Von eigentlicher Conversation konnte nicht die Rede sein, denn nach der ersten Begrüßung mehrte sich beim Könige die Befangenheit des Ausdrucks, und die Königin führte die Unterhaltung, bei welcher man übrigens langsam weiter spazierte, und woran sodann Andere sich betheiligten. Pius IX. sprach es im Weitergehen gegen mich aus, wie des Königs Lage ihn betrübe; ihm wie der Königin gegenüber bewahrte er unverändert die ihm eigene heitere Ruhe der Haltung, mit welcher er dann nahe dem Eingang des Museums Chiaramonti sich verabschiedete. Wir machten noch einen Gang durch den Braccio nuovo, dessen großartige Marmorbilder auf den König bedeutend wirkten, und verließen dann das Museum.

Die für den Besuch Neapels anberaumte und wirklich passende Zeit war herangekommen. Am Montag den 28. März fand der Aufbruch nach Albano statt, wo man gegen Mittag eintraf. Es ist die Jahreszeit, in welcher

die Vegetation dieser Hügel ihren Reichtum in all ihrer Frische und Ueppigkeit entfaltet. Unter den Rieseneichen der obern Galerie ging die Fahrt nach Castel Gandolfo, wo der See in seiner friedlichen Schönheit vor uns lag. Längs dem Chigischen Park, auf dem an immer wechselnden Veduten reichen Wege, wo die Spitze des Monte Cavo sich auf der spiegelglatten Oberfläche des Sees zu verdoppeln scheint, ging's dann nach L'Ariccia, wo aber nur der hübsche Platz mit dem Porticus der Bernini'schen Kuppelkirche besichtigt wurde, und nach einem Blick auf die mächtigen Bogenhallen der unter Pius IX. erbauten Brücke, welche das Oertchen mit Albano verbindet, fuhr man nach dem nahen Genzano, wo der Park des Herzogs Sforza-Cesarini besucht wurde, von welchem aus der Blick über den See von Nemi schweift. Während der König im Park lustwandelte, befand sich nicht ferne von ihm im Casino des Herzogs ein Gast, ein Poet und Künstler, dessen Gedanken aber in jenem Moment mit ganz Anderm als Poesie und Kunst beschäftigt waren, Massimo d'Azeglio. Es war ein schöner friedlicher Tag, aber der König war während desselben wenig aufgelegt gewesen. Gegen Abend waren wir in Velletri.

Am folgenden Morgen war ich in der Frühe auf, um noch einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Die Erinnerungen des Jahres 1849 standen aufs lebendigste vor meiner Seele. Hier war im Mai gedachten Jahres die Krisis der übereilten neapolitanischen Expedition erfolgt, von welcher ich bereits berichtet habe. Auf ein Haar wäre es Garibaldi gelungen, König Ferdinand abzuschneiden. Am 18. Mai umging das römische Corps, welches alles umfaßte was momentan in der Hauptstadt entbehrlich war, die Gruppe der

Albanerhügel und rückte bis Valmontone vor. In der Morgenfrühe des 19. waren die Neapolitaner im vollen Rückzug begriffen, schweres Geschütz und Train waren schon ein paar Millien weit über Velletri hinaus auf der Straße nach Cisterna, als die Nachricht vom Anmarsch feindlicher Truppen im Thale eintraf. Ein Detachement berittener Jäger wurde zur Recognoscirung ausgesandt. Es traf mit Garibaldi zusammen, der die Vorhut gegen Velletri führte. Ein Handgemenge entspann sich, in welchem es auf beiden Seiten Verwundete und Todte gab, und welches durch Garibaldi abgebrochen wurde, als er sich überzeugte, daß die Zahl der Gegner überlegen sei und seinem Vorrücken Halt gebiete. Erst am Nachmittage kam die römische Hauptmacht heran, welche zwölf Geschütze bei sich hatte, und während sie die Straße nach Cisterna bedrohte, begann der Angriff auf die Stadt. Diese hat eine zu vortheilhafte Lage, um, wäre sie selbst von Vertheidigern fast entblößt gewesen, in einem Handumdrehen genommen werden zu können. Der Kampf, meist ein Artilleriekampf, währte den ganzen Nachmittag, ohne daß die Angreifenden einen Vortheil gewonnen hätten. Dann brach man ihn ab, und Abends befahl der König, welcher sich zu der die Straße nach Cisterna und den Sümpfen deckenden Reiterei begeben und dem Kriegsminister Fürsten Ischitella, dem einzigen tüchtigen Militär in seinem ganzen Gefolge, wie Filangieri ein Veteran aus der napoleonischen Zeit, die Vertheidigung übertragen hatte, Velletri zu räumen und den Rückzug fortzusetzen. So wurde das Gefecht in den Augen der Römer in einen Sieg verwandelt, wie sie denn in der That den Kampfplatz behaupteten. König Ferdinand schien nur daran zu denken, die Grenzen seines Reiches

wieder zu erreichen, eine nochmalige traurige Erinnerung an die verunglückten Campagnen der Neapolitaner gegen Rom.

Nach dem Besuche des Domes trat ich in den Hofraum des hochliegenden Palastes Lancellotti, heute Ginetti, von welchem aus man die ganze Umgebung mit der gegenüberliegenden großartigen Gruppe der Volskerberge überschaut. Hier hatten die Neapolitaner eine Batterie von zwei Stücken aufgestellt, mit welcher sie das Kampffeld bestrichen. Die Affäre schien zu Ende als Graf Spaur, der den König begleitete, in den von Pulverrauch gefüllten Hof trat, und den commandirenden Offizier frug, worauf er denn eigentlich ziele, da der Feind zurückgegangen sei. Der Offizier erwiderte: Wer weiß, wozu es gut sein kann, und zeigte sich mit dieser Aussicht vollkommen beruhigt.

Die Fahrt durch die pontinischen Sümpfe war außerordentlich schön. Zur Linken die prächtigen Linien der Bergkette mit ihren zahlreichen Ortschaften, vor uns und zur Rechten die üppige Vegetation dieser Waldnatur, die mächtige Ebene, aus welcher dann das scharf geschnittene Vorgebirge der Circe sich erhob, alles dies war in einer Jahreszeit, in welcher die Natur ihre vollen Reize entfaltet, ohne daß man sich vor heimtückischen Einwirkungen zu scheuen braucht, von zwiefacher Wirkung. Das felsengethürmte, von Palmen überragte Terracina war bald erreicht. In der That glich die Fahrt durch die Sümpfe mehr einer Spazierfahrt durch einen mächtigen Park auf breiter trefflich geebneter Straße als einer Reise. Bei guter Zeit waren wir in Mola di Gaëta, wo in der Villa Cicerone Nachtquartier bestellt war. Der Garten der Villa prangte in seiner ganzen südlichen Schönheit, während jenseit der Bucht Stadt und

Festung mit der Kuppe des Orlandoberges und der Rotunde seines Denkmals sich in der klaren See hell spiegelten. Ich dachte der Zeit, als der König die Umrisse dieser Veduta, mit seiner geistreichen Feder mit wenigen Strichen gezeichnet, mir nach Mola sandte; zehn Jahre waren seitdem verstrichen, und eine Welt schien dazwischen zu liegen. Am folgenden Morgen wurde die Villa Caposele besucht, welche einem den Titel dieser Ortschaft tragenden Sprößling der Familie von Ligny gehört und im Jahre 1849 einem Theile des diplomatischen Corps zur Wohnung gedient hatte. Sie war in den Besitz König Ferdinands übergegangen, welcher bekanntlich seit 1849 für Gaëta eine besondere Vorliebe empfand, und sie hat während der Belagerung der Festung durch die Piemontesen dem Prinzen von Carignan, welchem die traurige Ehre des Commando's zufiel, zum Hauptquartier gedient. Durch die baulichen sogenannten Verschönerungen hatte der Ort nicht gewonnen, aber ihm blieb die unvergleichliche Lage mit den merkwürdigen Bauresten der Römerzeiten am Strande, welche, wie diese ganze Gegend, Manche selbst an die mythischen Alter des italischen Küstenlandes erinnerten.

Am Vormittage des 30. wurde das letzte Stück der Reise angetreten. Der malerische Reiz und die historische Bedeutung der vom Garigliano durchströmten Ebene konnten nur im Fluge und somit höchst unvollkommen beachtet werden. Ueberall, in Sant' Agata, Capua, Aversa war die Bevölkerung auf den Beinen. Je näher Neapel, wuchsen Volksmenge und Staub auf der breiten Straße, bis der Regen dem schweren Scirocco abhalf. Die Fahrt lenkte um die Ostseite der Stadt, in welche beim Fort des Carmine eingebogen wurde, worauf es den Strand und den Platz am

Castelnuovo und weiter über Santa Lucia und Chiatamone entlang nach der Chiaia ging, wo im Hotel d' Angleterre treffliches Quartier bereitet war. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das Innere Neapels der Besichtigung unendlich weniger darbot, als die nächste und nähere Umgebung der gewaltigen Stadt. Das erste, was von ihren Merkwürdigkeiten besichtigt wurde, war das große Museum, welches damals noch den Namen des Bourbonischen trug, wie es denn von der bourbonischen Dynastie angelegt, gebaut, eingerichtet worden war. Das revolutionäre Umändern der Namen, welches Geschichte und Tradition ebenso wie den Gefühlen von Dankbarkeit und Pietät ins Gesicht schlägt, sollte nur zu bald auch hier sein Wesen treiben. Wiederholt haben König und Königin diese großartige Anstalt besucht, von deren antiken Theilen, welche bekanntlich ihre Bedeutung ausmachen, so die Marmore wie die unvergleichlichen Bronzen großen und angenehmen Eindruck nicht verfehlten. Ein Besuch in einer auch durch ihre Localität bemerkenswerthen Anstalt, in dem Staatsarchiv in dem dazu verwendeten Theile des Klosters von San Severino, verfehlte seinen Zweck infolge der gedrückten Stimmung, die den König auch dann noch in geschlossenen Räumen gelegentlich überfiel, wie es unter anderm in der spanischen Nationalkirche von San Giacomo der Fall war, wo der berühmte Vicekönig Don Pedro de Toledo und andere von Kaiser Carls V. Kampfgenossen schlummern. Was von Neapels Kirchen besondere Bedeutung hatte, wurde doch besucht, der Dom von San Gennaro mit seinem durch Reichtum wie durch Kunstwerth vor vielen andern bemerkenswerthen Schatz, Sta Chiara, San Domenico maggiore, Montoliveto, San Giovanni a Carbonara,

San Martino, San Severino, manche andere noch, deren Nennung zu weit führen würde. Wer da weiß, wie unermeßlich der Reichtum dieser Kirchen an Monumenten ist, die theils durch ihre historische Bedeutung, theils zu gleicher Zeit durch künstlerischen Werth hervorragen, ermißt, wie schwer es oft dem Cicerone wurde, an ganzen Reihen vorüberzuführen, von denen unter glücklicheren Umständen hundertfach zu berichten gewesen sein würde. Denn hier steht die Geschichte der Dynastien und der Epochen, die sich in verhängnißvoll häufigen, jähen Wechseln und unter wilden Stürmen in einem Lande und einem Volke, wo kein Herrscherhaus festen Boden gefunden hat, auf einander gefolgt sind, dem Besucher sichtbar vor Augen. Grabmonumente nach Grabmonumenten erinnern an Hohenstaufen und Anjou's, an die tragischen Zerwürfnisse der einzelnen Linien dieser Letzteren, an das Haus der Aragonesen, das in Noth und Jammer unterging, während das Land zur fremden mißhandelten Provinz wurde, deren Vicekönige hier auch ihre Todtenstätten gefunden haben.

Der immense königliche Palast, welchen einer dieser Vicekönige begonnen, die bourbonische Dynastie nach unendlich erweitertem Plane ausgebaut hat, zog die hohen Besucher an, auch der mindest interessante Theil desselben, der zur Wohnung von König Ferdinands Familie diente. Er war leer: seit lange, zu lange weilte diese Familie im Riesenschlosse von Caserta, von der Nation abgeschieden, der Nation unzugänglich, seit der König nach den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 sich immer mehr dem einsiedlerischen Hange hingegeben hatte, welcher ihn der wirklichen Welt entfremdete und schon zur Krankheit geworden war, bevor

schwere Krankheit ihn niederwarf. Es waren trübe Tage, welche damals über Neapel, seinem Königshause, seinem Volke lagerten, und aller Reichtum der Natur und des Frühlings vermochte die bange Ahnung des Kommenden nicht zu verscheuchen, die sich der Gemüther bemächtigt hatte. Seit der apulischen Hochzeitsreise, welche den jungen Kronprinzen seiner anmuthigen Braut zuführte, erst schwer, dann unheilbar erkrankt, lag der König auf seinem Schmerzenlager im Schlosse von Caserta, und wer weiß wie es in seinem Gemüthe aussah, wenn er bedachte, wie er einem völlig unerfahrenen, auch von der geringfügigsten Theilnahme an Geschäften mit Fleiß ferne gehaltenen jungen Manne vielleicht in allernächster Zeit die Bürde einer Regierung abzutreten haben würde, die er allein mit untergeordneten Gehilfen noch bei nahendem Sturme zu führen sich für berufen und fähig gehalten hatte. Ein Souverän von unleugbarem Geist und Energie befand sich nicht ohne seine Schuld in einem Zustand des Marasmus, dessen Folgen bei einem Personenwechsel das Schlimmste befürchten ließen.

Ob dem Könige von dieser Lage der neapolitanischen Dinge irgend etwas nahe getreten ist, vermag ich nicht zu sagen, glaube es aber kaum. Der Königin jedoch ist der Ernst der Lage nur zu klar geworden. Am Tage nach der Ankunft in Neapel kamen der Kronprinz und die Kronprinzessin ihr einen Besuch abzustatten. Sie waren begleitet von dem Grafen von Ludolf, der noch immer den Titel eines Gesandten beim hl. Stuhle führte, aber stets in des Königs Nähe in Caserta war, während er in Rom durch interimistische Geschäftsträger vertreten wurde, deren Letzter einen in die Wirren der nächstkommenden Zeit nur zu sehr ver-

flochtenen Namen hinterlassen hat. Das neapolitanische Volk hatte die junge Kronprinzessin sozusagen noch gar nicht gesehen, denn seit ihrer Ankunft im Februar war sie in Caserta gewissermaßen sequestrirt gehalten worden. Auch der künftige König war dem Volke beinahe unbekannt. So füllten Menschenmassen die anstoßenden Theile der Chiaia. Am 12. April empfing Ferdinand II. die Sterbesacramente, doch hat er noch bis zum 22. folgenden Monates gelebt. Die Königin war zweimal in Caserta, ihre jungen Verwandten zu sehen, die einem so ungewissen Schicksale entgegen gingen. Die Königin Marie Therese, Erzherzog Carls Tochter, kam nicht vom Krankenlager ihres Gemals und aus den Kinderzimmern.

Manchem in Neapel mußte die Luft doch schwül erscheinen, abgesehen von denen, welche schon um die angezettelten Verbindungen zum Umsturz, wenn nicht der Dynastie, doch der bestehenden Verhältnisse wußten. Sonst konnte Einem, der nur die Oberfläche beobachtete, Alles wie beim Alten erscheinen. Daß das ewig ruhelose Volksleben wie immer pulsirte, versteht sich von selber. Auch an geselligen Kreisen fehlte es nicht, obgleich die Jahreszeit eine todte war. Die alte nun verwitwete Fürstin Torella empfing immer noch, obgleich bei wankender Gesundheit, in Gesellschaft ihrer beiden Töchter, von denen die Marquise von Rende Mutter des heutigen päpstlichen Nuntius in Paris ist. Der jüngere Sohn der Fürstin, der Marchese di Bella, ist nachmals als einer der ersten der hohen Aristokratie in das antibourbonische Lager übergegangen. Die spanische Gesellschaft, welche immer einen so hervorragenden Theil der neapolitanischen bildete, war noch in mehrern ihrer Mit=

glieder vertreten. Bei der Herzogin von Bivona galten noch die späten Empfangsstunden der Mediasnoches, bei denen ihre heitere Schwägerin die Gräfin von Sclafani, die Fürstin von Rufano Brancaccio, die Fürstin von Camporeale geb. Acton, nachmals wiedervermält mit Marco Minghetti u. A. nicht fehlten. Die beiden spanischen Botschafter der Zeit vor zehn Jahren lebten beide nicht mehr, aber ihre Heimat war nicht ohne Talent und Liebenswürdigkeit vertreten durch Don Salvador Bermudez de Castro Marquis von Lema, dessen Name in späteren Tagen nach dem Umsturz aller Verhältnisse, in Rom vielfach genannt worden ist. Einst war der preußische Gesandte Baron Brockhausen ein überall gerne gesehenes Mitglied dieser Gesellschaft, in welcher das Bedauern über seinen Verlust sich lebendig aussprach. Sein Nachfolger Baron Carl von Canitz kannte Italien seit manchen Jahren und war mit italienischer Sitte und Lebensweise innig vertraut.

Doch es ist Zeit, zum Verlauf des königlichen Aufenthalts in Neapel zurückzukehren. Die nähere Umgebung bot begreiflicherweise das reichste Feld für Spazierfahrten und Ausflüge. Zu den wiederholten Besuchen der Strada nuova del Posilipo, von Capo di Monte, der Ponti Rossi und der Brücke der Maddalena zu jener der Villa Floridiana, der Favorita und des Schlosses von Portici mit seinen schönen Gartenanlagen und anderem, gesellten sich wiederholte Fahrten nach Pozzuoli und Cumä, wobei die neuen Stollen zum Avernersee besucht wurden, nach dem Arco Felice, dem Lago Fusaro und Bajä. Die Fahrt um den Golf bot bei wechselnder Beleuchtung manchen herrlichen Blick, und der in Trümmer gesunkene Palast Don Pedro's de Toledo fügte

zu den zerbröckelnden Zeugen antiken Glanzes auch die Merkmale modernen Verfalls. Solche längere Fahrten, wobei freilich auch die interessanteren Gegenstände nur flüchtig betrachtet werden konnten, waren keine Seltenheit, und der König hat sie im Ganzen wohl ertragen. So namentlich die Fahrt nach Pompeji, wo die verdienten Altertumsforscher, der Fürst von San Giorgio Spinelli und Giulio Minervini, beide mit deutschen Gelehrten und ihren Arbeiten seit Jahren befreundet, nebst dem fleißigen und stets gefälligen Stanislao d'Aloë, von einem längern Besuch in Berlin her dem Könige persönlich bekannt, sich eingefunden hatten. Eine Ausgrabung war von weniger als mäßigem Erfolge, aber die Besichtigung der Hauptttheile der antiken Stadt gelang vollkommen, die der Basilika, des großen und des dreiseitigen Forums, des Herculestempels, des Theaters und Amphitheaters und der vornehmsten Häuser, worauf ein Besuch der Gräberstraße den reichen Nachmittag abschloß. Auch Herculanum wurde besucht, ohne jedoch in Folge der localen Verhältnisse auch nur annähernd in gleichem Maße zu interessiren. Auf der Eisenbahn ging's nach Castellammare und von dort nach Sorrento, an einem vom Himmel nicht in gewohnter Weise begünstigten Tage, der aber doch das Frühstück auf der Terrasse des Hotels der Sirena und einen Ritt nach Capodimonte gestattete, wo ein wundervoll blühender Orangengarten und die Villa des Grafen von Aquila die hohen Besucher entzückte.

Die längste dieser Fahrten, die nach Salerno und Amalfi, würde nichts zu wünschen übrig gelassen haben, wäre sie dem Könige nicht durch einen eigentümlichen Unstern verdorben worden. Die russische Dampffregatte Rurik, nach

mehr als vier Decennien an den Namen der „Wellenwiege“ erinnernd, welche Adelbert von Chamisso dem Felsen Salas y Gomez zuführte, war für den Fall einer Seereise beim Verlassen Italiens dem Könige zur Verfügung gestellt worden, und es schien rathsam zu versuchen, wie ihm eine Fahrt an Bord behagen würde. So schiffte er sich auf der Rhede Neapels mit seinen militärischen Begleitern ein, um an Capri vorüber in den Golf von Salerno zu gelangen, während die Königin die prächtige Eisenbahn über La Cava nach dem alten normannischen Fürstensitze benutzte. Hier wurde der schöne Dom mit dem Grabmale Gregors VII. und den Erinnerungen an die sicilische Vesper besucht, und dann die längs der Küste führende Straße eingehalten, die mit ihren stets wechselnden Veduten, mit den durch mächtige vorspringende Felsenkuppen geschützten tiefen und ruhigen Buchten, mit den freundlichen, theils am Ufer gelagerten, theils auf den Höhen eingenisteten Ortschaften, mit den an stürmische Tage erinnernden Sarazenenthürmen, mit dem mannigfaltigen Reichtum der ewig blühenden Farbenpracht einer üppigen Vegetation und dem tiefblauen Himmel darüber zu den schönsten der Welt gehört. In zwei Stunden war Amalfi erreicht, wo mein alter Bekannter Don Matteo Camera, der fleißige Historiker seiner Vaterstadt und ihr damaliger Bürgermeister, die Königin empfing und ihr die Merkwürdigkeiten der kleinen, einst seemächtigen Stadt zeigte, den pittoresken Platz, den an Kaiser Friedrich II. erinnernden Dom, das Capuzinerkloster mit der Fülle der wundervollsten Blicke auf Land und Meer. Längst war die Stunde da, zu welcher der König einzutreffen dachte, und wir sahen den Rurik in einiger Entfernung im Golf kreuzen, augenscheinlich unsicher

über den Landungsort, und dann in südöstlicher Richtung weiterdampfen. Längere Zeit blieben wir in größter Ungewißheit, bis endlich der König auf einem kleinen Fuhrwerk, von einem andern ähnlichen begleitet, eintraf, in leicht erklärlicher Verstimmung, die nur nach längerer Zeit angenehmeren Eindrücken wich. Der Capitän des Fahrzeugs kannte die Küste nicht und hatte sich nicht gehörig vorgesehen, sodaß er durch die zahlreichen Ortschaften verwirrt, Amalfi verfehlte und erst jenseits Majuri die Anker auswarf, worauf der König, schon äußerst ungeduldig geworden, einen weiten Weg den Strand entlang auf unbequemste Weise zurückzulegen hatte. Es dunkelte, als wir die Rückfahrt antraten, die uns erst gegen zehn Abends nach Neapel führte. Auch die Besichtigung der Verheerungen der Lava der letzten Ausbrüche des Vesuv war für den König etwas zu viel. Das Endziel war das Eremitenhaus, welches spät am Nachmittag erreicht wurde. Ueber den obern Theil des Berges lagerten sich schwere Wolken, während der sich abkühlende breite und reglose Lavastrom in der Abenddämmerung glühte und ringsherum ein Schauspiel grenzenloser Verheerung die ihren Weg über die abgekühlten Massen mühsam Suchenden anstarrte. Für die Majestäten und ihr weibliches Gefolge waren Tragsessel da, aber ein solcher Weg bei schon hereingebrochenem Dunkel hatte für den König etwas Beängstigendes.

Der letzte Tag in Neapel, es war der Palmsonntag, war einer nochmaligen Fahrt nach Pompeji gewidmet. Wir fuhren mit dem Könige allein hin; die Königin hatte sich nach Caserta begeben, von ihren Verwandten unter traurigen Umständen Abschied zu nehmen, traf dann aber auch in der

vesuvischen Trümmerstadt ein. Die Gräberstraße wurde nochmals besucht, das Haus des Diomed, der Isistempel, dann die in jüngerer Zeit ausgegrabenen merkwürdigen Thermen. Der König legte lebendiges Interesse und nahezu volles Verständniß der Dinge an den Tag, und so wurde die Reihe der Merkwürdigkeiten Neapels gut beschlossen. Es war ein schöner sonniger Nachmittag, und erst nach acht Uhr Abends trafen wir bei Mondenlicht wieder in der Stadt ein. Kaum jemals ist der König so theilnehmend und befriedigt gewesen wie an diesem Tage, und mit der Fahrt nach Pisa hat dieser Besuch in Pompeji zu den besten Momenten seines ganzen Aufenthalts im Süden gezählt. Am folgenden Morgen den 18. April wurde Neapel Lebewohl gesagt. Auf zwiefachem Wege ging's nordwärts. König und Königin, die Prinzessin, der größere Theil des Gefolges schifften sich an Bord des Rurik nach Civitavecchia ein. Ich war der Erste, der nach sieben Uhr Morgens zu Lande weiterging. Einmal noch genoß ich die auch nach Neapel zauberische Schönheit der Lage Mola's und sah den Monte Circello schon im Abenddämmer, der hinter Terracina begann. Es ist das letzte Mal, daß ich diese Fahrt gemacht habe, denn als ich elf Jahre später unter viel veränderten Umständen den italischen Süden nochmals besuchte und durch Apulien bis Tarent und zu dem seit einem Menschenalter nicht mehr gesehenen Jonischen Meer fuhr, war die alte appische Straße verlassen wie in den mittelalterlichen Tagen. Denn die Eisenbahn führte über Ceprano und San Germano, und über dem Genuß neuer Schönheiten büßte der Reisende manche andere, vielleicht mehr eigentümliche ein. Bald nach fünf Uhr Morgens, Dinstag den 20., war ich auf dem Capitol; erst nach

Mittag trafen die Majestäten ein, nach allzulanger Fahrt bei schwerstem Scirocco.

Für den zweiten römischen Aufenthalt war nur eine kurze Frist bestimmt, worauf die Rückreise über Perugia und Arezzo nach Florenz angetreten werden sollte. Die Zeit wurde aber fleißig benutzt, und so ist nicht nur vieles schon Gesehene, Kirchen und Villen, darunter die Albani'sche und Torlonia'sche wieder besichtigt worden, sondern zwei längere Ausflüge wurden unternommen, die nach Frascati und nach Tivoli. Die Charwoche brachte manches in ihrem Gefolge. Die Musikaufführungen der Sixtinischen Capelle konnten freilich nicht besucht werden, aber am Charfreitage wohnte die Königin in St. Peter dem Miserere Zingarelli's und der eigentümlichen Ceremonie der Berührung der Büßenden mit dem Stabe des Cardinal-Großpönitentiars bei, während der Papst gegen Abend in die von Tausenden besuchte Basilika herabstieg, um am Grabe des Apostels sein Gebet zu verrichten. Am Nachmittage des Osterfestes fuhren König und Königin noch einmal hinaus nach dem bekannten prächtigen Durchgang durch die Wasserleitung auf der Frascataner Straße, den man Porta Furba zu nennen pflegt, den herrlichen Anblick von Campagna und Bergen bei sinkender Sonne zu genießen. Dann begaben sie sich nach dem Petersplatz, wo Monsignor Giraud auf seinem Balcon zum Anschauen der Illumination der Peterskuppel zu empfangen pflegte und wo unter anderm der Prinz von Wales und Cardinal Antonelli sich eingefunden hatten. Endlich ging's noch nach dem Monte Pincio, die Wirkung der Beleuchtung aus der Ferne zu sehen. Am folgenden Abende wohnten die Majestäten in der auf Piazza del Popolo errichteten Tribüne

dem auf dem Pincio veranstalteten Feuerwerk bei. Es war wie am vorhergehenden Tage der prachtvollste Nachthimmel. Unter den zahlreichen hohen Gästen befand sich die Königin Marie Christine von Spanien, die den Winter in Rom verbrachte. Gerne und oft erinnerte sich der König in frühern Tagen der schönen Prinzessin, wie er sie bei seinem ersten Aufenthalt in Neapel gekannt hatte; jetzt sah er sie nach einem Menschenalter wieder. Er war lebendig und aufs günstigste angeregt; er reichte der Königin den Arm, sie an die Brüstung der Tribüne zu führen, um das Feuerwerk zu sehen; sie war erstaunt über seine Haltung und seine Anrede und sagte zu mir: Aber der König ist nicht krank. Freilich hielt solche günstige Stimmung nicht lange vor, aber auch die Momente waren kostbar. Am letzten Faschingsabende, wo König und Königin dem heitern Spiel der Moccoli vom Balcon des Palastes Chigi am Corso beigewohnt hatten, war ähnliche günstige Stimmung zu bemerken gewesen und die Anwesenheit der schönen und geistvollen Fürstin Leonille Wittgenstein geb. Bariatinsky, die sich bei ihrer Tochter der Fürstin von Campagnano Chigi befand, erinnerte ihn auf angenehme Weise an vergangene Tage. Eine Berührung mit der Königin Christine hatte bereits während des Carnevals stattgefunden, und Prinzessin Alexandrine war auf einem von dieser in dem ihr gehörenden Palaste Albani gegebenen glänzenden Balle erschienen.

Es war kein heiteres Osterfest, das des Jahres 1859! Die Krisis, welche seit vier Monaten, seit dem Neujahrsgruß Napoleons III. an Baron Hübner, gedroht hatte und seit König Victor Emanuels Kammereröffnung vom 10. Januar in den oberitalischen Zuständen constant geworden war,

erschien in erschreckender Gestalt. Oesterreich hätte vielleicht die piemontesischen Provocationen noch länger ertragen dürfen, wenn nicht in der Lombardei der Brand jeden Augenblick emporzulodern gedroht hätte. In Toscana hatten Cavour und sein treuer Gehilfe Boncompagni, der Gesandte am florentinischen Hofe, alles unterminirt, und es bedurfte nur des Funkens, den Großherzog und seine Regierung in die Luft zu sprengen. Seit Monaten erhielt ich die beängstigendsten Mittheilungen von liberaler wie von conservativer Seite, mit denen die verhältnißmäßige Ruhe des kaiserlichen Gesandten Baron Hügel nur zu scharf contrastirte. Unbegreiflicherweise hatte, wie schon erzählt worden ist, der Großherzog noch in der zweiten Hälfte Januar es sich gestatten zu können geglaubt, unter solchen Umständen nach Neapel zu reisen; die traurigste Reise, während deren sein Schwager hinsiechte, seine Schwiegertochter starb, die letzten Stützen seines Thrones hinweggeräumt wurden. Der toscanischen Actionspartei kann nicht vorgeworfen werden, daß, obgleich sie von den gelegten Minen schwieg, sie die Regierung über Gesinnungen und Forderungen in Zweifel gelassen hätte. Am 23. April traf die österreichische Intimation zur Reduction des piemontesischen Heeres auf den Friedensfuß und Entlassung der Lombarden aus dem Dienste in Turin ein. Am 24. verlangte der piemontesische Gesandte für den Kriegsfall den Anschluß Toscana's in offensivem und defensivem Bündniß. Am Morgen des 27. waren Großherzog und Regierung gestürzt, Ersterer mit den Seinigen auf dem Wege nach Wien, eine provisorische Verwaltung in der Wohnung des Cav. Boncompagni eingesetzt.

Es ist unnöthig, bei dem Rückschlage zu verweilen, den

diese Ereignisse auf Rom ausüben mußten. Es brannte beim Nachbar, und in der eigenen Wohnung war nur zu viel Brennstoff aufgehäuft. Am Ostertage wußte man, daß der Ausbruch des Kampfes bevorstand, die Franzosen schon auf der Montcenisstraße waren. Die großartige Ceremonie der Segensprechung blieb nicht ohne politische Demonstration auf dem Sanct Petersplatze.

Auch auf des Königs fernere Dispositionen mußten diese Umstände selbstverständlich bestimmenden Einfluß üben. Von der Rückreise über Florenz, welche auf den 2. Mai anberaumt war, konnte nicht mehr die Rede sein. Der Rurik wurde nach Ancona beordert, dort die Majestäten aufzunehmen und nach Triest zu führen. Früheren Bestimmungen zufolge, hatte ich sie nach Berlin zurückbegleiten sollen, aber die politischen Verhältnisse riefen mich, wenigstens momentan nach Toscana. Ich hatte im ersten Moment daran gedacht, mich dem königlichen Gefolge bis Fuligno anzuschließen und dort Abschied zu nehmen, aber die Nachrichten aus Oberitalien wurden so drohend, und die Lage der nördlichen Provinzen des Kirchenstaats erschien infolge der zu erwartenden österreichischen Truppendislocationen so precär, daß ich es gerathener fand, den nächsten Weg, und zwar über Civitavecchia und Livorno einzuschlagen.

Der 30. April, ein Sonnabend, war der letzte in Rom verbrachte Tag. Am Vormittage wurde ich von dem Papste zum Abschiede empfangen. Pius IX. hatte für seine ehemaligen Exilsgenossen stets besondere Güte bewahrt. Er hatte mir dieselbe bei manchen Gelegenheiten bewiesen, und so war es auch diesmal der Fall. Er konnte nicht umhin, durch den mit Macht hereinbrechenden Krieg und die allge-

meine politische Unsicherheit tief ergriffen zu sein; zum zweiten Male war nun sein Pontificat allen Wechselfällen ausgesetzt, und er machte sich keine Illusionen über die drohenden Gefahren. Während er das Geschick der toscanischen Familie beklagte, erkannte er nur zuwohl, wie der trostlose Zustand des Königs von Neapel diese Gefahren steigerte. Am Nachmittage fand noch eine Begegnung zwischen dem Papste und König und Königin statt, in der Vaticanischen Bibliothek, in deren Räumen die Lustwandelnden zusammentrafen. Der König war sichtlich traurig gestimmt, Pius IX. führte die Conversation, bei welcher man stets auf- und abging, wie früher mit der Königin. Am Abende wurde noch das Museum bei Fackelbeleuchtung besichtigt. So war der Abschied von Rom. Im Palast Caffarelli verstrich der Rest des Abends auf gewohnte Weise, aber der König war in sich gekehrt und schien wenig auf das, was um ihn vorging, zu achten. Als die Trennungsstunde da war und ich mich bewegten Herzens verabschiedete, überreichte er mir das Comthurkreuz des Hohenzollernordens zum Andenken an die in seinem Gefolge verbrachte Zeit. Es ist das Letzte gewesen, was ich von ihm empfangen habe — es ist aber auch der letzte Moment gewesen, in welchem ich mit einem zwar Kranken, aber noch mit beinahe ungeschwächtem Verständniß für Mittheilungen und Begegnungen Begabten geredet habe.

Während des italienischen Aufenthaltes hatte der Zustand des Königs sich wesentlich gebessert. Er war ruhiger und im Ganzen klarer geworden; seine Stimmung war eine gleichmäßigere. Allerdings ließ sie unendlich viel zu wünschen übrig. Er empfand nur zu klar, was ihm fehlte; das Bewußtsein der Schwierigkeit des Ausdrucks steigerte die Be-

hinderung. Daher die Betrübniß, die fortwährend mehr oder minder auf ihm lag, in einzelnen Momenten schwand, aber dann wol um so schwerer wiederkehrte. Da wurde er stumm und in sich gekehrt, wenn nicht, was auch schon geschah, schmerzliche Erregung eintrat. So viel er vermochte, kämpfte er an gegen diese Zustände. Die Bewegung in freier Luft, das Anschauen dessen was ihn umgab, kamen ihm dabei zu statten. Er machte lange Spaziergänge, ohne zu ermüden; wie wir gesehen, schlossen lange Fahrten sich an. Er lauschte auf die ihm gemachten Mittheilungen, erkundigte sich auch wol nach den Dingen, versuchte anzuknüpfen an früher Geschehenes und Erfahrenes. Er fühlte sich weniger unbehaglich in Gesellschaft Anderer; es ist darauf hingewiesen worden, wie er zu Zeiten die alte Freiheit wiedergewonnen zu haben schien. Aber alles dieses war wechselnd und zeugte schon durch den Mangel an Continuität gegen eine wirklich durchgreifende Besserung. Ich habe nie an eine solche geglaubt, weiß auch nicht, ob dies bei Andern im Ernste der Fall war. Man hatte eben das Gefühl daß etwas fehlte, was sich nicht ersetzen ließ.

Alle diese Monate hindurch seit Tegernsee bin ich mit geringen Unterbrechungen, sozusagen täglich mit dem Könige ausgegangen oder ausgefahren, Abends theils neben ihm, theils in seiner unmittelbaren Nähe gesessen. Er war an meine Redeweise gewöhnt, und ich konnte mich ihm in den meisten Fällen ohne Mühe verständlich machen. Ich habe schon bemerkt, daß es dazu nöthig war, die Sätze kurz zu fassen und so viel als möglich die Conversation bei dem am Tage Geschehenen festzuhalten, wobei dann bildliche Darstellungen große Hilfe leisteten. Stüler, der Genosse der

römischen Zeit, war dabei am förderndsten; Andere des Gefolges halfen mehr oder minder aus. Es gereicht mir zu großer Genugthuung, hinzufügen zu können, daß ich während dieser langen Zeit und unter wechselnden Umständen, den König zwar oft, sehr oft niedergeschlagen oder auch wol erhitzt und momentan nervös, aber nicht ein einziges Mal in solchem Zustande heftiger länger währender Erregung gesehen habe, wie bei seinem reizbaren Temperament zu befürchten war; ein Zustand, wovon auch in seinen gesunden Tagen so manche oft übertriebene, zum Theil böswillig entstellte Erzählungen im Umlauf waren. Ich habe nie ein unfreundliches Wort von ihm vernommen. Bisweilen, nachdem ich mich bemüht, ihm eine Sache deutlich zu machen, welche zu fassen ihm entweder schwer, oder die eben im Widerspruch mit seiner augenblicklichen Stimmung war, hörte ich wol das Wort alter Zeiten: Meinen Sie, Liebster? Und damit war das Gleichgewicht wiederhergestellt.

Der Engel des Friedens und des Trostes aber war die Königin. Bald nach des schwergeprüften Dulders Heimgang habe ich es ausgesprochen, was sie in der trüben Zeit ihm gewesen ist. Nur vor Ihr lag sein Inneres offen da; nur Sie, deren Leben das seinige gewesen, vermochte den gestörten Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit einigermaßen herzustellen, die tiefe Kluft gleichsam zu überbrücken. Namentlich in Rom, das ihr, ungesehn, bereits vor dem geistigen Auge gestanden war, worin sie heimisch geworden durch die Briefe ihres Gemals vom Jahre 1828, durch seine Tagebücher, die sie jetzt wieder mit ihm verglich, durch tausend Mittheilungen Jahre hindurch. Sie war es, welche nicht von seiner Seite wich, welcher keiner seiner Ge-

danken wie keine seiner Empfindungen verhüllt blieb, in deren sicherm unbeirrtem Urteil er auszuruhen gewohnt war, welche ihn auch bei größter Mangelhaftigkeit des Ausdrucks immer verstand und ihm die Pfade ebnete, welche mit sinniger Heiterkeit und auch inmitten der Trübsal klarer Stirne die aufsteigenden Wolken zu verscheuchen wußte, immer ein beschwichtigendes, belebendes, ermuthigendes, tröstendes Wort für ihn hatte, und seine Stütze und sein Schirm wie in traurigsten Tagen sein Arm, sein Mund, sein Auge gewesen, deren Leben das schönste Zeugniß abgelegt hat für des Apostels Wort, daß das Größeste ist die Liebe.

XV.

Letzte Zeiten.

Die Rückreise ging über Fuligno und Macerata. In Ancona nahm der Rurik die hohen Reisenden und ihr Gefolge an Bord und brachte sie nach stürmischer Ueberfahrt nach Triest. Schon war in Oberitalien Alles in Bewegung, die Communicationen theils schwierig theils unterbrochen. Die Gemalin des österreichischen Botschafters in Rom, des Grafen Franz Colloredo, welchem nicht lange darauf der traurige Auftrag der Unterhandlung des züricher Friedens zufiel während deren er starb, auf der Reise nach Deutschland begriffen, war froh auf dem Rurik Aufnahme zu finden. Von Triest aus ging's über Wien, wo die Königin die Mitglieder der heimatlosen toscanischen Herrscherfamilie sah, nach Berlin. Die günstige Einwirkung der italienischen Reise währte noch eine Zeitlang; Einige scheinen sich mit frohen Hoffnungen geschmeichelt zu haben. Im August trat ernstliche Verschlimmerung ein; schlagartige Anfälle folgten aufeinander und ein stufenweise unaufhaltsames Sinken vernichtete so das geistige Vermögen wie die körperlichen Kräfte.

Die trüben Nachrichten, die ich von da an aus Sanssouci erhielt, machten das in Florenz zugebrachte Jahr von

1859 auf 1860, während dessen ich Gelegenheit hatte, inmitten von Siegesfanfaren Revolutionsstudien zu machen und das Gemisch von Verlogenheit und Misère napoleonischer Politik, durch welche nur Graf Cavour sich nicht beirren ließ, gründlich kennen zu lernen, zu einem der traurigsten meines Lebens. Das fait accompli des Einzugs König Victor Emanuels in Florenz am 16. April 1860 setzte meinem unfreiwilligen, in jeder Beziehung unbehaglichen wie vereinsamten Aufenthalt daselbst ein Ziel. Von meinen früheren diplomatischen Collegen war auch der letzte seit manchen Monaten abgereist. Mein Weg führte mich über den Brenner nach München und von dort über Dresden nach Berlin. In ersterer Stadt traf ich mit dem jungen Großherzog Ferdinand von Toscana bei Prinz und Prinzessin Luitpold zusammen, in letzterer, oder vielmehr im Schlosse zu Pillnitz, mit der verwitweten Großherzogin, welche in das väterliche Haus zu ihrem Bruder König Johann zurückgekehrt war. Die von mir aus Toscana gebrachten Nachrichten waren begreiflicherweise nicht von der Art Beide heiterer zu stimmen. Am 12. Mai war ich zuerst in Sanssouci — mit welchen Gefühlen brauche ich nicht zu sagen. Die Königin empfing mich mit der großen Güte und Freundlichkeit, die sie mir zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen bewahrt hat. Der König schlummerte im Nebenzimmer; von meiner Ankunft in Berlin war er unterrichtet. Hindernisse und Abhaltungen mancher Art bewirkten, daß ich erst nach mehren Tagen den König sah. In dem Säulenhemicyclus auf der Nordseite des Schlosses saß er in einem Rollstuhl, halb nach der Linken vornübergesunken, im Gesicht geröthet, mit glanzlosem Auge. Ich trat an ihn heran und nannte

meinen Namen; er reichte mir die Hand, aber im ersten Moment war ich ungewiß, ob er mich erkannt habe. Nach einer Pause aber vernahm ich die Worte: „Rom — schlimm ergangen", und so gewahrte ich, daß das Gedächtniß in ihm lebendig geblieben war. Lange hielt er meine Hand fest, während ich neben ihm stand. Das war das Wiedersehen nach einem Jahre!

Während meines berliner Aufenthaltes habe ich den Kranken wiederholt, selbst mehre Stunden lang gesehen. Infolge der politischen Verhältnisse augenblicklich Herr über meine Zeit, erbot ich mich in Sanssouci zu bleiben, aber die Königin erwiderte, unter den so traurig veränderten Umständen habe mein dortiger Aufenthalt nicht mehr den frühern Zweck. Und in der That war von irgend einer Conversation oder Mittheilung nicht mehr die Rede. Der König versuchte zu sprechen, aber die Laute fügten sich meist nicht mehr zu Silben, die Silben nicht mehr zu Worten, sondern blieben oft ohne Zusammenhang, gleichsam inarticulirt, was den peinlichsten Eindruck machte. Nur die Anschauung äußerer Objecte brachte noch lebendigeren Eindruck hervor und schien den wie schlummernden inneren Sinn zu wecken. Eines Tages verweilte ich längere Zeit in dem sogenannten Vortragzimmer des Schlosses, wo ein Theil der aus Rom angelangten Kunstwerke provisorisch aufgestellt war. Der Rollstuhl hielt vor Dorners Bild Augustins mit Monica, dessen oben erwähnt worden ist. Der König blickte zu dem schönen Gemälde empor und ein heller Stral des Erkennens und Empfindens schien ihn zu durchzittern. Es währte geraume Zeit, ehe wir weitergingen: ungerne unterbrach ich einen Moment, der wol zu seinen schönen gehörte. An einem

andern Tage blieb ich über zwei Stunden lang neben dem Könige auf der Terrasse, zugleich mit der Königin und der Prinzessin Friedrich Carl, mit General von Manteuffel und dem Obersten von Tresckow. Es war ein wunderbar schöner, sonniger Nachmittag. Ein milder, südlicher Glanz war über die an den Süden erinnernde herrliche Umgebung verbreitet. Der König schien sich der Luft und des ihn umgebenden Glanzes zu erfreuen, wie ihm überhaupt die Terrasse mit dem Blick nach der Friedenskirche am liebsten war, aber wie wenig ließ sich doch auf die Eindrücke in seinem Innern schließen! Ich bin längere Zeit in den Räumen der Orangerie, die seit dem Herbste 1859 an innerm Schmuck reicher und reicher geworden waren, neben dem König gestanden und gesessen, ohne mir von seinem geistigen Zustande ein klareres Bild machen zu können. Am 14. Juni war ich im Schlosse zum Abschiednehmen vor meiner Abreise nach der Rheinprovinz. Es war ein trüber Tag, an welchem ich mit dem dienstthuenden Flügeladjutanten Major Grafen Kanitz wol zwei Stunden lang im Park den Kranken begleitete. Als wir gegen Abend das Schloß wieder erreichten und der König durch den Mittelsaal in sein Schlafgemach gerollt wurde, begab ich mich zur Königin, die mich frug, ob ich mich schon verabschiedet habe. Auf meine Verneinung sagte sie: So gehen Sie zum Könige hinein. Ich ging, ich küßte des Königs Hand und bemerkte, ich denke folgenden Tags zu reisen. Als ich wieder zu der Königin kam, frug sie, ob ihr Gemal mich verstanden habe. Ich konnte nicht Ja sagen. So habe ich König Friedrich Wilhelm IV. zum letzten Male gesehen.

Am Morgen des 16. Juni verließ ich Berlin, um mich

über Halle, Weimar, Eisenach nach Coburg, von dort über Würzburg und Aschaffenburg nach dem Rhein zu begeben. Die Eindrücke der fränkischen Städte sind, so ferne meine trübe Stimmung es zuließ, die angenehmsten gewesen und wurden durch die Begegnung mit manchen Freunden und Bekannten, mit Witte, Pernice, Leo, Urlichs, Wegele u. A. noch erhöht. Im folgenden Monat ging ich, einer Einladung der Frau Prinzessin von Preußen Folge leistend, von Aachen nach Coblenz, wo ich ein paar Tage verweilte und Ihre Königliche Hoheit zur Grundsteinlegung der Capelle des Waisenhauses bei Moselweiß begleitete, das sich seitdem zu einer ansehnlichen Anstalt entwickelt hat. Am Abende des 15. Juli war ich in Bonn, wo ich Bunsen aufsuchte, welcher erst vor anderthalb Monaten Besitz von der neuen Wohnung ergriffen hatte, zu deren Ankauf er wol durch die Erinnerung an Niebuhr und Brandis wie durch die geheime Hoffnung bewogen worden war, seine letzten Lebensjahre der akademischen Thätigkeit zu widmen; eine Hoffnung, welcher jedoch weder er noch die Seinigen seit der Erfolglosigkeit des Aufenthalts in Cannes, wo er den Winter verbracht hatte, sich noch hingeben konnten. Ich hatte ihn seit Heidelberg nicht mehr gesehen und fand ihn sehr verändert, ohne jedoch die wahre Lage zu ahnen. Als ich in das große Haus in der Burgstraße trat, war er in dem den Strom und das Siebengebirge beherrschenden Gartenpavillon im Gespräch mit einer englischen Dame, dann begleitete ich ihn in das Erdgeschoß des Hauses zur Theestunde. Die Conversation betraf überwiegend den König, und so war ich meist der Erzählende, er der Zuhörer, sodaß sein krankhafter Zustand mir weniger auffiel als sonst wol der Fall gewesen sein würde, obschon er mir

zugleich erhitzt und abgespannt erschien. Seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Ernst waren anwesend; Letzterer gab mir das Geleite als ich mich entfernte, und setzte mich von der schweren Sorge in Kenntniß, in welcher die Familie wegen des hochgradigen Herzleidens schwebte, das mit seinen furchtbaren Beängstigungen seit längerer Zeit schon keiner Hoffnung mehr Raum ließ. Auch damals noch war er literarisch thätig und schien zu glauben, es werde ihm vergönnt sein das Werk zu vollenden, an das er seine letzte schwindende Kraft gesetzt hatte.

Nach einem Sommer und Herbstanfang, welche infolge der Garibaldi'schen Expedition nach Sicilien und Neapel und der Bedrohung Roms Aufregung und Ungewißheit in Menge gebracht hatten, traf ich Mitte October wieder in Rom ein, über Paris, wo ich Albert Pourtalès im Gesandtschaftshotel der Rue de Lille comfortabel eingerichtet und in alter guter Laune fand (wie frühe und unerwartet sollte er einem Wirkungskreise entrissen werden, für den er wie Wenige geeignet war!), Marseille und Civitavecchia. Herr von Canitz hatte den neapolitanischen Gesandtschaftsposten, der bald nach seinem Abgange in die Luft flog, wie es meinem Posten ergangen war, mit dem römischen vertauscht, welchen Herr von Thile, durch schwere Krankheit in seiner Familie bedrängt, schon vor des Königs italienischer Reise verlassen hatte, und ich bin während dieses Winters sein Gast auf dem Capitol gewesen. Am Winckelmannstage, welchen das Archäologische Institut durch eine Festsitzung zu feiern pflegt, hielt ich die Erinnerungsrede auf seinen Stifter. Nach langem Leiden war Bunsen in der Morgenfrühe des 28. November in seinem neunundsechzigsten Jahre zu Bonn verschieden.

Wenige Wochen vergingen, und in demselben Zimmer, in welchem Friedrich Wilhelm IV. vor drei Jahren den Winter zugebracht hatte, erhielt ich die Nachricht seines Todes. Seit einiger Zeit sah man dieses Ereigniß voraus. Die treueste, unablässigste Pflege hatte das fortschreitende Absterben nicht zu hemmen vermocht, die Körperkraft war immer mehr gebrochen, das Fassungsvermögen beschränkter, der Ausdruck mangelhafter geworden: das Herz war wach geblieben. Am 2. Januar 1861, wenige Minuten nachdem der Tag begonnen, war der Todesengel fast unbemerkt an ihn herangetreten. Die Seinigen waren in dem Zimmer versammelt, die Königin rief diejenigen, welche bis zu den letzten Momenten ihm wie ihr nahe gestanden, an das Lager des Entschlafenen. Die Beisetzung fand in dem Gewölbe des schönen stillen Gotteshauses statt, das er neben seinem Lieblingsschlosse erbaut und nach dem Frieden benannt hatte. In dem Schiff der Kirche bezeichnet ein edles Marmorbild von der Meisterhand Pietro Tenerani's, der des göttlichen Wahrzeichens harrende Engel des Weltgerichts die Stelle wo er ruht, und wo dreizehn Jahre nach ihm die treue Gefährtin seines Lebens zum langen Schlummer zu seiner Seite gebettet wurde.

Mehr als drei Jahre waren dahingeschwunden, seit Friedrich Wilhelm IV. den Blicken derer entrückt war, für die das Getriebe und Interesse des Tages und die Berechnung der Beziehungen des Heute auf Morgen allein Reiz und Bedeutung haben. Manche von denen, die mit ihm gewirkt, waren abgetreten; manches von dem, was er geschaffen, war umgestaltet; manche neue Wege waren einge=

schlagen worden im unvermeidlichen Wechsel und im nothwendigen Fortschritt der Dinge. Gedanken, Blicke, Wünsche, Anliegen, Neigungen des großen Haufens hatten längst eine andere Richtung genommen. Friedrich Wilhelms IV. Regierung und Wirksamkeit waren abgeschlossen; gewissermaßen gehörten sie schon der Geschichte an, während er noch lebte. Aber die Urteile über ihn gingen weit auseinander, und selbst heute noch haben sie sich nicht geeinigt, mag auch Vieles, was ihn in tiefster Seele bewegte, besser gekannt, wärmer gewürdigt sein, mögen auch spätere Ereignisse seinen Hoffnungen wie seinen Befürchtungen, seinem Wollen und seinem Können Recht gegeben haben. Zehn Jahre waren nach seinem Tode verflossen, als die Krone eines Deutschen Reiches nach einem Siegeszuge, der viele andere verdunkelt hat, seinem erhabenen Bruder und Nachfolger aufs Haupt gesetzt wurde. Nicht die alte deutsche Kaiserkrone, die zur Unmöglichkeit geworden war nach den erschütternden Kämpfen dieses Decenniums, welche Millionen von Deutschen staatlich losgerissen hatten von dem großen Verbande deutscher Nation, aber eine Krone, wie der Beherrscher des mächtigsten nationalen Staates sie tragen konnte, unter freudiger Zustimmung der Fürsten und dem Jubel der Völker, welche schon beim Beginnen des von dem westlichen Nachbar ihnen aufgedrungenen Kampfes, bei glücklichem Ausgange diese Erfüllung des sehnlichen Wunsches und der nie aufgegebenen Hoffnung vorhergesehen hatten. Nachdem Kaiser Wilhelm in dem Schlosse zu Versailles diese Krone angenommen, hatte ich ihm meine wärmsten Glückwünsche übersandt. Am späten Abende des 8. März 1871 erhielt ich zu Bonn am Rhein folgendes Telegramm:

„Ferrières 8. März.

Erst jetzt, nachdem der Friede gesichert, vermag ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihr Glückwunschschreiben auszusprechen. Großes, kaum Geträumtes ist errungen. Was dem Bruder nicht beschieden war zu erreichen, was er als eine Lebensaufgabe betrachtete, und was ich in Demuth hinnehme, war Gottes Wille.

Wilhelm."

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

